



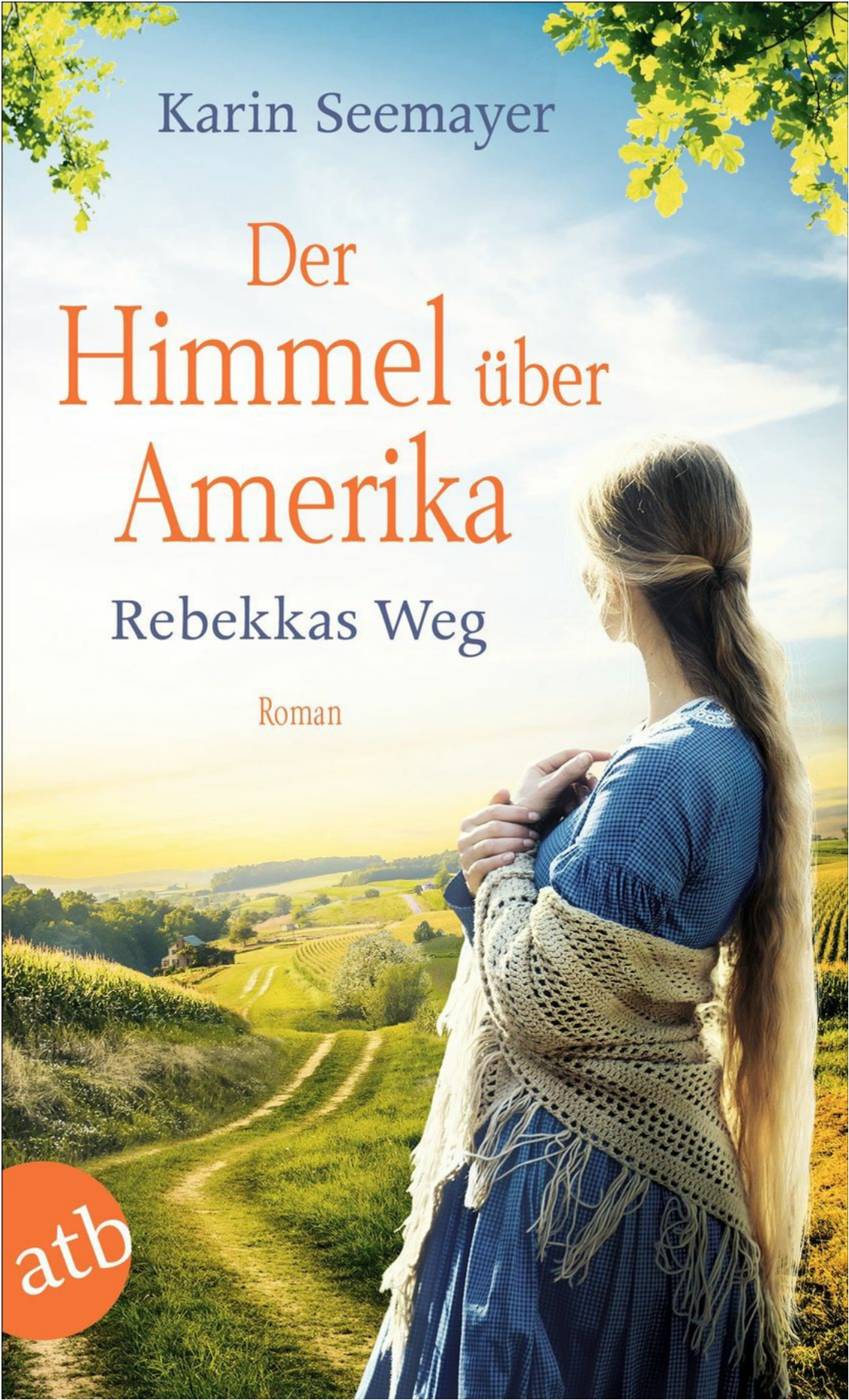
Karin Seemayer

Der
Himmel über
Amerika

Rebekkas Weg

Roman

atb



Karin Seemayer

Der
Himmel über
Amerika

Rebekkas Weg

Roman

atb

Über das Buch

Die junge Rebekka wächst behütet in einer Amisch-Gemeinde in Schönthal auf. Sie könnte glücklich sein, wenn sie nicht einen Mann heiraten sollte, den sie nicht liebt. Als eines Tages der rätselhafte Daniel in ihr Dorf kommt und darum bittet, in die Gemeinde aufgenommen zu werden, ist Rebekka fasziniert von ihm. Die beiden verlieben sich ineinander, doch Daniel gibt nicht viel von seiner Vergangenheit preis und weckt damit Misstrauen unter den Dorfbewohnern. Als eine Hungersnot das Land heimsucht und fast alles Leben auslöscht, machen Rebekka und Daniel sich auf die lange Reise nach Amerika, wo sie ein Stück Land erwerben und sich niederlassen. Alles scheint sich zum Guten zu wenden, doch dann holt Daniels Vergangenheit ihn ein – und ihr gemeinsames Glück steht auf dem Spiel.

Über Karin Seemayer

Karin Seemayer, geboren 1959, machte eine Ausbildung zur Reiseverkehrskauffrau und war beruflich und privat viel unterwegs. Die meisten ihrer Romanideen sind auf diesen Reisen entstanden. Allerdings musste die Umsetzung der Ideen warten, bis ihre drei Kinder erwachsen waren. Heute lebt Karin Seemayer im Taunus. Im Aufbau Taschenbuch sind ihre Romane „Die Tochter der Toskana“, „Das Gutshaus in der Toskana“, „Sterne über der Toskana“ sowie „Die Sehnsucht der Albatrosse“ und „Das Geheimnis des Nordsterns“ lieferbar.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Karin Seemayer

Der Himmel über Amerika - Rebekkas Weg

Roman

 aufbau digital

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

1815 — Ein neuer Anfang

1. KAPITEL

Schönthal, Pfalz, Juli 1815

2. KAPITEL

3. KAPITEL

Herzogtum Nassau, Juli 1815

4. KAPITEL

5. KAPITEL

6. KAPITEL

7. KAPITEL

8. KAPITEL

9. KAPITEL

10. KAPITEL

11. KAPITEL

12. KAPITEL

13. KAPITEL

14. KAPITEL

15. KAPITEL

16. KAPITEL

17. KAPITEL

18. KAPITEL

19. KAPITEL

20. KAPITEL

1816 — Das Jahr ohne Sommer

21. KAPITEL

22. KAPITEL

23. KAPITEL

24. KAPITEL

25. KAPITEL

26. KAPITEL

27. KAPITEL

28. KAPITEL

1818 — Der Himmel über Amerika

29. KAPITEL

30. KAPITEL

31. KAPITEL

32. KAPITEL

33. KAPITEL

34. KAPITEL

35. KAPITEL

36. KAPITEL

Glossar

Nachwort und Danksagung

Impressum

Wer von diesem Roman begeistert ist, liest auch ...

1815

Ein neuer Anfang

1. KAPITEL

Schönthal, Pfalz, Juli 1815

Rebekka richtete sich auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Heiß war es, der Himmel strahlend blau, doch am Horizont zogen Wolken auf. Wahrscheinlich würde es heute noch ein Gewitter geben. Aus dem nahen Wald hörte sie den Ruf des Kuckucks; am Zaun, wo Stockrosen, Löwenmäulchen Ringelblumen und Eisenhut blühten, summten die Bienen. Vom Kräuterbeet her duftete es nach Thymian, Salbei, Dill und Kamille. Sie griff die Hacke fester und fuhr fort, den Boden zwischen den Kartoffelpflanzen zu lockern. Die Pflanzen gediehen, das Laub war dicht und grün, es zeigten sich die ersten weißen Blüten. Die Pflanzung war nicht groß, nur ein Beet im Garten neben den Beeten für gelbe Rüben, Kohl und Sellerie. Es war das erste Mal, dass ihr Vater Kartoffeln gesetzt hatte, und er hatte nur eine kleine Fläche seines Landes für diesen Versuch opfern wollen. Wenn die Ernte gut ausfiel, würde er im nächsten Jahr mehr anbauen.

Plötzlich hatte sie das Gefühl, beobachtet zu werden. Sie blickte hinüber zum Haus, doch da war niemand. Ihr Vater arbeitete mit ihrem Bruder Samuel auf den Feldern, ihre Mutter bereitete in der Küche das Abendessen zu, und Susanna, ihre jüngere Schwester, war in der Milchammer und butterte.

Sie drehte sich um und blickte auf den Weg, der am Garten vorbei in Richtung Schönthal führte. Auf der anderen Seite des Zauns standen zwei Männer in Uniform und sahen zu ihr herüber.

Schon wieder Soldaten auf dem Heimweg. Seit dem Sieg über Napoleon bei Waterloo kamen oft welche vorbei.

Hastig senkte Rebekka den Kopf und widmete sich wieder den Kartoffeln. Hoffentlich gingen die beiden weiter. Mit Soldaten wollten die Ammannleit nichts zu tun haben. Soldaten brachten Tod und Zerstörung, sie folgten nicht dem Gebot Gottes, das da hieß: Liebet eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel werdet.

»Gott zum Gruß, junge Frau«, rief einer der Männer.

Rebekka presste die Lippen zusammen und richtete sich widerwillig auf. Die Höflichkeit erforderte, den Gruß zu erwidern. »Grüß Gott.«

»Dürfen wir unsere Wasserflaschen an Ihrem Brunnen füllen? Es ist heiß, wir sind durstig und müssen heute noch bis nach Kaiserslautern kommen.«

Unschlüssig sah sie die Männer an. Derjenige, der sie angesprochen hatte, schien nicht viel jünger zu sein als ihr Vater. Er stützte sich auf eine Krücke. Der andere war ein junger Mann, er musterte sie mit unverhohlener Neugier. Rebekka legte sie die Hacke beiseite, ging zum Gartentor und öffnete es. »Kommen Sie herein.«

Der Ältere neigte den Kopf. »Vielen Dank, Fräulein ...?«

Sie überhörte die Frage und ging zum Brunnen. Der Ältere hielt seine Feldflasche unter den Hahn, während sie pumpte. Der Jüngere lächelte sie an. »Leben Sie mit Ihren Eltern hier?«

»Ja«, antwortete sie knapp. Die beiden sollten ihre Flaschen füllen und wieder gehen. Sie sollte sich nicht mit ihnen unterhalten. Nicht nur, weil sie Soldaten waren, sie waren Weltliche, gehörten nicht zu ihrer Gemeinschaft. Es stand geschrieben: Zieht nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen, geht aus von ihnen, und sondert euch ab.

Der Ältere verschloss seine Flasche und steckte sie weg, dann verlagerte er sein Gewicht, hob ein Bein ein wenig an, dabei verzog er sein Gesicht.

»Sind Sie verwundet? Haben Sie Schmerzen?«, fragte Rebekka.

»Ein alte Verwundung. Ein schlecht verheilter Bruch. Damit werde ich jetzt wohl leben müssen.«

Plötzlich tat er ihr leid. Mit einem verkrüppelten Bein würde es ihm schwerfallen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Beide Männer waren mager und wirkten erschöpft, vielleicht sollte sie ihnen anbieten, ein wenig zu rasten. Doch sie verwarf den Gedanken sofort wieder. Ihr Vater würde das nicht billigen.

Der Jüngere öffnete seine Flasche und hielt sie unter den Hahn, sie betätigte die Pumpe. Währenddessen sah er sich um. »Ein schönes Haus ist das hier«, sagte er. »Meine Eltern haben einen ähnlichen Garten. Mit Ringelblumen zwischen den Beeten, Stockrosen, Kapuzinerkresse und Goldfelberich am Zaun. Und es riecht auch wie hier. Nach Blumen und

Kräutern.«

In seiner Stimme lag eine solche Sehnsucht, dass Rebekka ihn erstaunt ansah. Er hatte dunkles Haar, sein Gesicht war glatt rasiert. Seine Augen waren braun, und sein Blick erinnerte sie an den eines Hundes, treuherzig und um Zuneigung bittend.

Unwillkürlich erwiderte sie sein Lächeln. »Haben Sie es noch weit bis nach Hause?«

Seine Flasche war voll, er verschloss sie. »Noch etwa zwei Tagesreisen.«

Er lehnte sich an den Rand des Brunnens und sah hinüber zu dem Beet, das sie geharkt hatte.

»Das sind Grumbeeren, nicht wahr? Gedeihen sie hier? Ich weiß, dass sie im Kaiserstuhl gut wachsen, sie brauchen Wärme.«

»Es ist das erste Mal, dass wir sie ziehen. Wenn sie gute Frucht bringen, will mein Vater nächstes Jahr ein Feld bepflanzen.«

»Das ist gut. Sie verbessern die Erde, wissen Sie das? Wo Grumbeeren gewachsen sind, ist der Boden danach besonders locker.«

Für einen Soldaten kannte er sich gut aus. »Sind Ihre Eltern Bauern?«

»Ja. Ich bin der mittlere Sohn und war so dumm ...«

»Rebekka!«

Die scharfe Stimme ihres Vaters ließ sie herumfahren. Mit großen Schritten kam er vom Feld in den Garten. »Was tust du da? Was machen diese Männer hier?«

Er hatte die buschigen Augenbrauen zusammengezogen, sein blonder Kinnbart schien vor Empörung zu zittern.

Bevor sie antworten konnte, sprach der Ältere: »Grüß Gott, der Herr. Die junge Frau war so freundlich, uns zu erlauben, unsere Flaschen zu füllen. Wir sind schon den ganzen Tag unterwegs und haben noch ein gutes Stück Weg vor uns.«

Ihr Vater blickte von ihr zu den Männern. »Wie ich sehe, sind eure Flaschen gefüllt. Also könnt ihr jetzt gehen.« Er deutete zum Tor.

Der Jüngere runzelte die Stirn, seine Augen blitzten zornig. Er öffnete den Mund, doch der Ältere packte ihn am Arm.

»Komm Georg, wir gehen. – Danke für Ihre Güte«, setzte er an Rebekka gewandt hinzu. Dann drehte er sich um und hinkte zum Tor. Der Jüngere

warf Rebekka einen letzten Blick zu, in dem deutliches Bedauern stand, bevor er seinem Kameraden folgte.

»Rebekka, was war das?« Die Strenge in der Stimme ihres Vaters weckte ihren Widerspruchsgeist. Sie hob das Kinn und sah ihm in die Augen.

»Du hast es doch gehört. Sie baten um Wasser. Die Nächstenliebe verlangte, ihnen welches zu geben, und das habe ich gemacht.«

Er warf ihr einen scharfen Blick zu. »Das Bild, das sich mir geboten hat, war ein anderes. Soldaten auf unserem Hof, die vertraulich mit dir am Brunnen plaudern. Wie sieht denn das aus, mein Kind?«

»Wir haben über Kartoffelanbau geredet, mehr nicht. Die Eltern des Jüngeren sind Bauern. Ich habe nichts Falsches getan.«

»Nein, das hast du sicher nicht. Aber es machte den Eindruck, als wärt ihr gut bekannt. Du musst auf deinen Ruf achten. Du besonders. Jetzt mach deine Arbeit fertig, und dann komm ins Haus.«

Er wandte sich ab und ging zu den Ställen. Rebekka kehrte zum Beet zurück und harkte weiter.

Seine Bemerkung, dass besonders sie auf ihren Ruf achten müsse, ärgerte sie. Offenbar hatte man diese leidige Geschichte mit dem Jahrmarkt immer noch nicht vergessen. Manche in der Gemeinde würden sie ihr wohl für den Rest ihres Lebens vorhalten. Diejenigen, die von ihren eigenen Sünden ablenken wollten, und die, die sich für untadelig hielten. »Wer unter uns ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein«, hatte Jesus gesagt.

Man hatte einige Steine auf sie geworfen. Josua Beiler hatte sich vor sie gestellt. Er hatte den Ältesten gesagt, man könne ihr nicht die alleinige Schuld für diesen Leichtsinn geben. Gideon sei der Ältere gewesen, er hätte es besser wissen müssen.

Etwas über ein Jahr war das jetzt her. Kurz danach war Josua mit seiner Familie fortgezogen, in eine Gemeinde in der Nähe von Bolanden, wo sein Vater einen Hof gekauft hatte. Allerdings besuchte er regelmäßig seine Verwandten in Schönthal, kaufte Honig bei ihrem Vater und fand jedes Mal Zeit, einige Worte mit ihr zu wechseln.

Sie kannte Josua schon ihr Leben lang, hatte ihn aber bis dahin nie besonders beachtet. Er war zurückhaltend, nicht unbedingt schüchtern,

es entsprach nur nicht seiner Art, Gefühle zu zeigen. Deshalb war sie sehr überrascht, als er einige Male im Frühling zum sonntäglichen Abendsingen nach Schönthal kam und sie anschließend in seinem Wagen nach Hause brachte.

Im Mai kam Josuas Vater, Elias Beiler, nach Schönthal und hielt bei ihrem Vater für Josua um ihre Hand an.

Ihr Vater erzählte ihr am selben Abend nach dem Essen von dem Treffen mit Elias. »Du kannst dich glücklich schätzen, einen solchen Bräutigam zu bekommen. Nicht wegen seines Besitzes, obwohl das natürlich von Vorteil ist, aber Josua ist trotz seiner Jugend ein kluger, bedachtsamer Mann. Er hat bewiesen, dass er reifer ist als manch anderer in dieser Gemeinde, als er dich damals vor den Anschuldigungen in Schutz genommen hat. Er wird dir niemals vorwerfen, was passiert ist. Und seine innere Ruhe ist eine gute Ergänzung zu deinem lebhaften Temperament.«

Sie schwieg. Sie mochte Josua sehr gerne, aber unter Liebe hatte sie sich etwas anderes vorgestellt. Was, das wusste sie selbst nicht genau. Aber sie erinnerte sich, dass ihre ältere Schwester Elisabeth jeden Sonntag vor Vorfreude ganz aufgeregt gewesen war, weil sie beim Abendsingen Michael treffen würde. Und wenn Michael sie besucht hatte, hatten ihre Augen vor Glück gestrahlt. Sie hatte erzählt, dass sie am liebsten immer mit ihm zusammen wäre, dass er ihr fehlte, wenn sie sich ein paar Tage nicht sahen.

Das waren nicht die Gefühle, die sie Josua entgegenbrachte. Und auch Josua schien nicht gerade leidenschaftlich in sie verliebt zu sein. Er versuchte nie, sie zu berühren oder den Arm um ihre Schultern zu legen. Nun ja, bei seinem letzten Besuch hatte er auf der Heimfahrt nach ihrer Hand gegriffen. Sie hatte das Gefühl gehabt, er wolle etwas sagen, doch als sie ihn angesehen hatte, war er errötet und hatte den Blick abgewandt. Schließlich hatte er ihre Hand losgelassen und mit einem verlegenen Lachen die Pferde angetrieben.

»Freust du dich denn nicht, dass so ein trefflicher junger Mann um dich wirbt?«, fragte ihr Vater.

»Ich weiß es nicht. Ich habe noch gar nicht ans Heiraten gedacht.«

»Ja, das dachte ich mir. Du weißt, mein Kind, dass ich nur das Beste für

dich will. Ich würde dich niemals zwingen, einen Mann zu heiraten, der dir zuwider ist. Du magst doch Josua?»

»Ja, ich mag ihn schon ...« Sie zögerte. Sie liebte ihren Vater, doch scheute sie sich, mit ihm über ihre Gefühle zu sprechen.

»Dann solltest du meinem Urteil vertrauen. Josua und du, ihr werdet euch gut verstehen.«

Vielleicht hatte er recht. Josua war nett, und sie würde sicher gut mit ihm auskommen. Sie hätte es schlimmer treffen können. Sie wusste, dass ihre Eltern befürchtet hatten, dass keiner aus ihrer Gemeinde sie nach Gideons Unfall zur Frau nehmen würde. Dann hätte sie ein Leben als kinderlose alte Jungfer führen müssen. Immerhin war sie schon achtzehn Jahre alt, die meisten Mädchen waren in diesem Alter schon verheiratet. Oder sie hätte ihre Heimat verlassen müssen, um irgendwo in der Fremde einen Mann zu finden.

Also hatte sie ihrem Vater gesagt, dass sie mit der Verbindung einverstanden war. Die Hochzeit würde im Herbst stattfinden, wenn die Ernte eingebracht war.

Als sie die letzte Reihe Kartoffeln geharkt hatte, grummelte es in der Ferne. Die Wolken am Horizont hatten sich zu Gewittertürmen aufgebaut. Heute würde sie im Garten nichts mehr tun können.

Rebekka nahm Hacke und Rechen und trug sie in die Scheune. Hier roch es nach Heu und nach Pferden. Schwalben flitzten durch eine Luke über der Tür zu ihren Nestern im Gebälk, Fliegen summten. Ihr Vater brachte gerade die Kühe von der Weide und trieb sie in den Stall, ihr Bruder verteilte Heu in die Futterraufen der Pferde.

Drei Pferde besaßen die Lehmanns. Lotte, eine schwere Kaltblutstute, die ihr Vater für die Feldarbeit nutzte, und zwei leichte, schnelle Warmblüter für Fahrten zur Kirche, Besuche und Einkäufe im Ort. Besonders gerne fuhr ihr Vater mit Caspar aus, einem hübschen Braunen mit dunkler Mähne und Schweif. Er trabte schneller als jedes andere Pferd in der Gemeinde. Ihre Mutter schimpfte ab und zu, er sei zu stolz auf dieses Pferd.

»Warum soll ich mich nicht daran freuen, dass Gott ihm so schnelle Beine gegeben hat?«, sagte er dann und lächelte.

»Kann ich noch etwas helfen?«, fragte Rebekka.

»Gib den Kühen noch etwas Futter«, antwortete ihr Vater.

Sie griff nach der Heugabel und trug das Heu zu den Kühen. Der Vorrat war ziemlich geschrumpft, lange würde es nicht mehr reichen. Doch in den letzten Wochen hatte es viel geregnet, die Wiesen mussten erst trocknen, bevor sie gemäht werden konnten. Sie kraulte einer der Kühe die Stirn, dann stellte sie die Heugabel weg.

Ihr Vater und Samuel hatten unterdessen die Wassertröge der Tiere gefüllt. Gemeinsam verließen sie den Stall, ihr Vater schloss die Tür.

Sie gingen zum Brunnen. Samuel betätigte die Pumpe, Rebekka wusch Hände und Arme und schöpfte sich Wasser ins Gesicht. Dann füllte sie einen Eimer und trug ihn ins Haus, während Vater und Samuel sich am Brunnen wuschen.

Der Duft der Samstagssuppe empfing sie. Susanna deckte den Tisch, ihre Mutter schnitt Brot. Auf dem Herd stand ein großer Topf. Wie beinahe jeden Samstag gab es einen Eintopf aus Rindfleisch mit Möhren, Bohnen und Sellerie.

Rebekka stellte den Eimer ab, nahm einen Krug aus dem Regal, füllte ihn mit Wasser und stellte ihn auf den Tisch. Einen zweiten Krug trug sie hinauf in das Zimmer, das sie mit Susanna teilte. Damit würden sie sich heute Abend und morgen früh waschen.

Als sie zurückkehrte, rückten Samuel und ihr Vater die Stühle zurecht und setzten sich. Ihre Mutter füllte die Teller. Susanna goss Wasser in die Becher.

Rebekka nahm ihren Platz am Esstisch ein. Alle senkten die Köpfe.

Vater sprach das Tischgebet. »O Herr, gib uns das täglich Brot, behüte uns vor Hungersnot, speis' und tränk' die Kinder Dein, Dein Segen lass stets bei uns sein. Reichtum begehren wir nicht, Herr, doch Armut sei von uns auch fern. Erhalt uns nur bei Deinem Wort, so haben wir genug hier und dort.«

Das Tischgespräch drehte sich um die anstehende Heuernte, die wohl wegen der vielen Regentage wieder verschoben werden musste, um den Weizen, der ebenfalls nicht so weit war wie sonst um diese Jahreszeit.

»Immerhin gedeiht der Sellerie sehr gut«, sagte Susanna, und kicherte. Samuel, der sich eben ein Stück Fleisch in den Mund geschaufelt hatte,

stieß einen Grunzlaut aus und hielt sich schnell die Hand vor den Mund. Rebekkas Wangen wurden heiß.

Sellerie stärke die Manneskraft, hieß es, und die Anzahl der Selleriepflanzen in den Gärten der Familien mit heiratsfähigen Töchtern galt in der Gemeinde als sicherer Hinweis, dass im selben Jahr noch eine Hochzeit stattfinden würde, da Sellerie eine wichtige Rolle bei der Zubereitung des Hochzeitmahls spielte. Bei den Ammannleit gab es keine Verlobungszeit, die Hochzeit wurde erst zwei Wochen vor der Trauung während des Gottesdienstes ausgerufen. Deshalb beobachteten alle die Pflanzungen der Familien mit besonderer Neugier.

Als Josua um ihre Hand angehalten hatte, hatten ihre Eltern sofort mit der Planung der Hochzeitsfeier begonnen, auch wenn sie erst im November heiraten würden. Viele Gäste mussten verköstigt werden. Abgesehen von dem üblichen Gemüse hatte ihre Mutter noch ein zusätzliches Beet angelegt und mehr Selleriepflanzen gezogen, was bei den Nachbarn sofort zu Mutmaßungen darüber geführt hatte, welche der Töchter der Lehmanns wohl heiraten würde und wen.

Ihre Mutter warf Susanna und Samuel tadelnde Blicke zu. »Seid nicht so kindisch.«

Rebekka spürte den Blick ihres Vaters auf sich ruhen und wappnete sich. Jetzt würde wohl die Sache mit den Soldaten zur Sprache kommen. Und dann würde ihre Mutter wieder eine Predigt über Leichtsinn und die *Ordnung* halten. Fremde waren nicht gerne gesehen, und Soldaten trugen das Böse mit sich. Unweigerlich würde sie auch Gideons Unfall wieder als Beispiel heranziehen, dass ein Verstoß gegen die Ordnung nie etwas Gutes nach sich zog.

Doch ihr Vater schwieg, und sie beendeten die Mahlzeit, ohne dass er das Thema angesprochen hatte. Dankbar lächelte sie ihm zu. Er nickte kaum merklich, dann stand er auf und zog sich in seinen Sessel zurück.

Sie und Susanna halfen, den Tisch abzuräumen und das Geschirr zu spülen.

Anschließend gingen sie nach oben. Zwar war es noch nicht dunkel, doch sie würden bei Sonnenaufgang aufstehen. Auch am Sonntag mussten die Kühe gemolken und die Hühner gefüttert werden.

Rebekka öffnete das Fenster. Das Gewitter war abgezogen, der

würzige Duft nach feuchter Erde erfüllte den kleinen Raum. Sie nahm die Haube ab und legte sie auf den Tisch. Dann zog sie die Nadeln aus ihrem Dutt. Ihr Haar fiel ihr bis zur Hüfte. Sie griff nach der Bürste.

Susanna hatte ebenfalls ihr Haar gelöst. Es war zwar nicht so lang, aber dafür lockte es sich und leuchtete in einem schönen hellen Blond. Rebekka ertappte sich bei einem Anflug von Neid. Susanna und Samuel hatten die blonden Locken und die blauen Augen ihrer Mutter geerbt, sie das schlichte dunkelblonde Haar und die grauen Augen des Vaters. Wahre Schönheit kommt von innen, mahnte sie sich. Gott blickt ins Herz, nicht auf die äußere Erscheinung.

»Was siehst du mich so an?«, fragte Susanna.

»Ich habe darüber nachgedacht, wie schön dein Haar ist und dass ich auch gerne solches hätte«, sagte Rebekka.

Verblüfft griff Susanna in ihre Locken. »Wirklich? Ich finde meine Haare schrecklich. Sie ziepen beim Kämmen, und ständig rutschen sie unter der Haube raus. Ich sehe immer unordentlich aus, sagt Mama.« Sie trat zu Rebekka und strich über ihr Haar. »Ich finde deine Haare schön. Sie schimmern wie unser Waldhonig.«

Rebekka hielt mit dem Bürsten inne. Waldhonig. Glänzte ihr Haar wirklich in diesem Goldbraun? Es gab nur einen kleinen Spiegel im Haus der Lehmanns, den ihr Vater aufbewahrte. Er benutzte ihn nur, wenn er Oberlippe und Wangen rasierte.

Die Mädchen zogen ihre Kleider aus, schlüpften jede in ihr einfaches weißes Nachtwand, sprachen ihr Abendgebet und legten sich in das gemeinsame Bett.

Rebekka schloss die Augen, doch sie konnte nicht einschlafen. Die Worte ihres Vaters, besonders sie müsse auf ihren Ruf achten, gingen ihr nicht aus dem Kopf. Dabei hatte sie doch nur einmal einen Jahrmarkt besuchen wollen.

»Bist du noch wach?«, fragte Susanna.

»Ja.«

»Gideon Lapp möchte mich morgen nach dem Singen nach Hause begleiten.«

Gideon Lapp. Das würde seiner Mutter nicht gefallen. Sie hegte immer noch einen Groll gegen Rebekka und ihre Familie.

»Magst du ihn denn?«, frage Rebekka.

»Ja, sehr.« Susannas Stimme bebte ein wenig. »Ich wünsche mir schon lange, dass er mich beachtet. Aber bisher hat er mich eher wie eine kleine Schwester behandelt.«

»Du weißt, dass seine Mutter uns nicht mag, wegen dieser Sache ...«

»Ja, ich weiß. Sie behauptet immer noch, du habest ihn verlockt. Aber ich glaube, er wollte dich beeindrucken. Er war in dich verliebt.«

Rebekka lachte. »Nein, Schwesterchen, Gideon war nie in mich verliebt. Wir waren immer nur Freunde. Er wollte mich auch nicht beeindrucken. Er wollte selbst auf den Jahrmarkt. Er wäre auch ohne mich gegangen.«

»Das ist gut. Dann mag er mich vielleicht wirklich.«

»Bestimmt. Warum sollte er dich sonst fragen? Auch wenn er den Ruf hat, ein Draufgänger zu sein, gibt es einige Mädchen, die ihn gerne nähmen.«

»Er schaut ja auch gut aus.« Susanna räusperte sich. »Auch wenn es darauf natürlich nicht ankommt«, fügte sie hastig hinzu.

Rebekka warf ihrer Schwester einen Blick zu. Das war ihr nie aufgefallen. Sie kannte Gideon schon so lange, war so an sein immer ein bisschen verstrubbeltes dunkles Haar, seine lange, dünne Gestalt gewöhnt. Doch jetzt, da Susanna es sagte: Er hatte regelmäßige Gesichtszüge und ein nettes Lächeln. Er und Susanna würden gut zusammenpassen. Ihre Schwester war immer so ruhig und ausgeglichen, sie konnte vielleicht Gideons Wagemut und seine Unruhe etwas dämpfen. Hoffentlich sah seine Mutter das auch so.

Susanna gähnte. »Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Rebekka schloss die Augen, doch sie konnte immer noch nicht schlafen. In Gedanken wanderte sie zurück zu jenem Frühlingstag im letzten Jahr.

2. KAPITEL

Zweimal im Jahr, im Frühling und im Herbst, fand im benachbarten Dorf Mehlingen ein Jahrmarkt statt. Bauern, fahrende Händler und Handwerker boten dort ihre Waren feil.

Auch die Ammannleit verkauften ihre Produkte auf dem Markt. Am ersten Tag beluden die Männer der Gemeinde einen Wagen. Jeder, der etwas verkaufen wollte, brachte seine Ware. Ihre Mutter packte ihren Käse und den Honig ein, andere brachten Brot, eingekochtes Gemüse und Zwetschgenmus, aber auch Handarbeiten wie bestickte Decken.

Dann fuhren vier der Ältesten zum Markt, verkauften die Waren dort und verteilten anschließend das Geld. Sie waren die Einzigen, die dorthin durften. Und sie erzählten niemals, was sie dort sahen. Es sei ein Sündenpfehl, sagten sie, eitel und nicht gottgefällig.

Hinter vorgehaltener Hand tuschelten die Frauen an den Waschtagen von verbotenen Dingen, die es auf dem Jahrmarkt gab. Von Schaustellern, die Theater spielten, von Musikern und Frauen und Männern, die zusammen tanzten.

Rebekka lauschte voller Neugier. Zu gerne wollte sie einmal einen solchen Tanz sehen oder ein Theaterstück.

An jenem Tag im Frühjahr 1814 fuhr ein bemalter Wagen an ihrem Hof vorbei. Sehnsüchtig blickte sie ihm nach.

»Würdest wohl gerne mitfahren, was?«

Erschrocken zuckte sie zusammen und drehte sich um. Hinter ihr stand Gideon Lapp, der Sohn ihres Nachbarn. Er war zwei Jahre älter als sie. Sie hob das Kinn.

»Ich habe mich nur gefragt, warum der Wagen bemalt ist.«

Gideon trat durch das Gartentor. »Das ist ein Zigeunerwagen. Es heißt, die Zigeuner haben keine Häuser, sie leben in ihren Wagen.« Er beugte sich zu ihr, seine Augen funkelten. »Mir brauchst du nichts vorzumachen. Alle jungen Leute würden gerne mal einen Jahrmarkt besuchen. Nur, um zu schauen, was es da gibt. Ich finde es falsch von den Alten, dass sie es nicht erlauben. Etwas Verbotenes ist gleich viel interessanter.«

»Gideon!« Hastig blickte Rebekka sich um, ob jemand in der Nähe war.

»Wenn das einer der Ältesten hört ...«

»Hier ist niemand außer uns. Ich habe eine Idee. Willst du sie hören?«

Zögernd nickte sie, nicht sicher, ob sie wirklich wissen wollte, was er wieder ausgeheckt hatte. Gideon war schon als Kind immer zu Streichen aufgelegt gewesen. Einmal hatte er am Abend vor der *Gemeeh*, dem Gottesdienst, ein faules Ei in der Scheune seiner Eltern versteckt. Am nächsten Tag hatte der Gottesdienst im Freien stattfinden müssen, weil es in der Scheune unerträglich gestunken hatte. Ein anderes Mal hatte er die einjährigen Kälber auf der Weide gejagt, bis ein junger Bulle auf ihn losgegangen war. Er hatte gerade noch über den Zaun flüchten können, sich dabei aber seine neue Hose zerrissen.

Gideon senkte die Stimme. »Morgen sind die Ältesten auf dem Markt, aber nur morgen. Ich hole dich übermorgen zu einer Ausfahrt ab. Niemand wird sich etwas dabei denken. Und dann fahren wir zum Markt. Nur kurz, einfach nur mal drübergehen.«

Rebekka hielt die Luft an. Wenn das jemand erführe, würden sie großen Ärger bekommen. Doch übermorgen würde niemand, der sie kannte, auf dem Markt sein. Der Gedanke, endlich einmal über den Jahrmarkt zu schlendern, war verlockend.

»Aber wirklich nur kurz«, sagte sie.

»Natürlich. Ich will auch keinen Ärger haben. Ich soll übermorgen zum Lindenhof fahren und Weidenruten für Körbe holen. Ich nehme dich mit, und auf dem Heimweg halten wir in Mehlingen.«

Ihre Mutter hob die Brauen, als Rebekka beim Abendessen erzählte, dass sie Gideon zum Lindenhof begleiten wolle.

»Gideon Lapp? Ich dachte, ihr seid eher wie Geschwister. Aber nun gut, begleite ihn ruhig und bring mir auch ein paar Weidenruten mit, ich brauche einen neuen Korb.«

Zwei Tage später fuhr Gideon mit dem Wagen bei Lehmanns vor. Rebekka nahm die Schürze ab, legte ihr Schultertuch um und kletterte neben ihn auf den Kutschbock.

»Fahrt vorsichtig«, rief ihre Mutter ihnen nach.

»Natürlich.« Gideon winkte und trieb das Pferd zum Trab.

Der Besuch im Lindenhof war kurz, sie kauften die Weidenruten und

luden sie auf den Wagen.

Zunächst fuhren sie den Weg nach Schönthal, doch dann bog Gideon rechts ab, und kurze Zeit später erreichten sie Mehlingen.

Er zügelte das Pferd, zog die Bremse an und stieg vom Kutschbock. Dann half er ihr herunter. »Vielleicht solltest du deine Haube absetzen, damit wir nicht auffallen«, sagte Gideon. »Die Leute gucken uns ganz seltsam an.«

Verstohlen blickte sie sich um. Tatsächlich sah sie nirgendwo eine Haube wie ihre. Manche Frauen trugen mit bunten Bändern oder Spitze verzierte Häubchen, die den Haaransatz frei ließen, andere Hüte und einige gar keine Kopfbedeckung.

Unschlüssig zupfte Rebekka an den Bändern, doch dann öffnete sie die Schleife und legte ihre Haube in den Wagen. Eine Strähne hatte sich aus ihrem Haarknoten gelöst und fiel ihr ins Gesicht. Sie streifte sie zurück. Ohne Kopfbedeckung fühlte sie sich fast ein wenig nackt. Doch es gab so viel Neues und Aufregendes zu sehen, dass dieses Gefühl schnell verschwand. Wie viele Menschen hier unterwegs waren. Die Straße war breit, und doch drängten sich die Leute. Ihr Blick folgte einem Paar, das an ihnen vorbeischlenderte. Der Mann trug eine seltsame Jacke, die vorne nur bis zur Taille ging, aber hinten in zwei langen Zipfeln bis zu seinen Knien hing. Sie war mit zwei Reihen goldener Knöpfen geschlossen. Auf dem Kopf trug er einen hohen, steifen Hut, und sein Hemdkragen reichte ihm bis an die Ohren, er konnte kaum den Kopf drehen. Das Kleid der Frau war direkt unter der Brust gegürtet, was den Busen der Frau betonte. Es musste aus einem sehr leichten Stoff bestehen, denn der Rock bauschte sich in der lauen Frühlingsbrise.

Auch Gideon starrte die Frau an. Dann packte er Rebekkas Hand. »Komm, da vorne ist der Markt.« Er zog sie mit sich, hinter dem Paar her.

Sie erreichten den Dorfplatz. Vor einem Haus stand ein Mann neben einem bunt bemalten Kasten, aus dem Musik erklang. Das war bestimmt ein Leierkasten, Rebekka hatte davon gehört. Sie hielt inne und lauschte. In ihrer Gemeinschaft waren Instrumente verpönt. Zwar sang man während des Gottesdienstes oder Sonntagabends, wenn die jungen Leute sich trafen, aber immer ohne Instrumentenbegleitung. Das Musizieren

mit Instrumenten sei Prunk und helfe dem Teufel, die Menschen zu verführen, predigten die Alten.

Die Musik aus dem Leierkasten klang ungewohnt, ein wenig schräg, als würden die Töne nicht ganz getroffen, aber nach ein paar Augenblicken hörte Rebekka eine Melodie heraus. Sie war schwungvoll und fröhlich und ganz anders als die langsamen, getragenen Lieder, die sie kannte. Unwillkürlich klopfte sie mit dem Fuß den Takt mit.

Der Mann vor ihnen warf eine Münze in die Schale, die auf dem Kasten stand.

»Gott vergelt's«, rief der Leierkastenmann ihm nach und drehte fleißig die Kurbel, wobei er im Takt der Melodie nickte.

»Komm weiter«, sagte Gideon. Bedauernd warf sie noch einen Blick auf den Leierkasten. Sie hätte noch stundenlang zuhören können. Konnte etwas so Schönes wirklich dem Teufel helfen?

Sie gingen weiter, vorbei an den Marktständen. An einem wurde Geschirr verkauft, am nächsten hatte ein Stoffhändler seine Ware ausgebreitet. Rebekka blieb stehen, bewunderte die Farben der Stoffballen. Strahlendes Gelb, feuriges Rot und ein Blau, so intensiv wie der Himmel über ihr. Daneben lagen gemusterte Stoffe, mit eingewebten Blumen oder Vögeln. Sie streckte die Hand nach einem dunkelgrünen Stoff mit goldenen Mustern aus. Er wirkte, als hätte jemand flüssiges Gold über Moos gegossen. Wie mochte es sich anfühlen, ein Kleid daraus zu tragen?

»Finger weg!« Der Mann hinter dem Tisch hatte sich vorgebeugt und funkelte sie zornig an. »Du machst mir noch die Tuche dreckig. Kaufen kannst du die sowieso nicht.« Abfällig musterte er ihr schlichtes braunes Kleid, ihre bloßen Füße.

Ihre Wangen wurden heiß, wortlos wandte sie sich ab und ging weiter. An einer Straßenecke stand ein junger Bursche und jonglierte bunte Bälle. Gebannt starrte Gideon ihn an, folgte dem Flug der Bälle mit dem Blick. »Das würde ich gerne können.«

»Nur ist es zu nichts nutze, Bälle in die Luft zu werfen«, sagte Rebekka.

»Ebenso wie die Musik des Leierkastenmannes zu nichts nutze ist«, gab er zurück. »Aber schön ist es.«

Da hatte er recht. Es war schön anzusehen und wirkte kinderleicht. Dabei war es bestimmt sehr schwer.

Nach den Ständen mit Geschirr, Töpfen, Messern und anderen Gebrauchsgegenständen folgten die, an denen Lebensmittel verkauft wurden. Ein Metzger bot Würste feil, ein anderer verkaufte Käse. Vom nächsten Stand drang der intensive Duft nach Gewürzen in Rebekkas Nase. Sie trat näher. In Schalen wurden nicht nur heimische Gewürze wie Rosmarin, Thymian oder Bohnenkraut dargeboten, sondern auch exotische aus fernen Ländern. Den roten Paprika kannte Rebekka, doch da waren auch Schalen mit Pulver in verschiedenen Gelb-, Grün- und Brauntönen. Die Händlerin bemerkte ihre Neugier und lächelte ihr zu.

»Möchtest du mal riechen?«

Sie reichte ihr eine Schale mit dunkelgelbem Pulver. Vorsichtig schnupperte Rebekka. Es roch fremdartig, aber gut.

»Das ist Kurkuma, er kommt aus Indien«, erklärte die Frau. »Man kann ihn wie Safran verwenden, aber er ist lange nicht so teuer. Und das hier ...« Sie hielt ihr eine Schale mit rotbraunen Rindenstücken entgegen.

»Das ist Zimt«, sagte Rebekka und atmete das Aroma ein. Ihre Mutter verwendete es sehr sparsam für Apfelkompott. Vielleicht hatte ihr Vater es auf einem Markt wie diesem gekauft? Schade, dass sie keines dieser wunderbaren fremdländischen Gewürze kaufen konnte. Mutter würde sich bestimmt freuen, doch damit würde sie verraten, dass sie heimlich auf dem Jahrmarkt gewesen war.

Der nächste Stand verkaufte Backwaren. Gideon kramte in seiner Hosentasche und holte ein paar Münzen heraus. »Zwei Zuckerkringel bitte.«

Die Frau nahm die Münzen, betrachtete sie eingehend, dann warf sie sie in einen Korb und reichte Gideon zwei in Schmalz gebackene und mit Zucker bestreute Gebäckstücke.

Er gab eines Rebekka.

»Danke schön.« Sie biss hinein. Es war süß und saftig. Als sie es aufgegessen hatte, leckte sie den Zucker von den Fingern und wischte die Hände an ihrem Rock ab.

Am Ende des Marktplatzes standen Körbe mit Hühnern und Tauben.

Man hatte sogar ein kleines Gatter aufgebaut, in dem Ziegen zum Verkauf standen. Gideon warf nur einen kurzen Blick auf die Tiere, dann ging er weiter. »Schau mal, da vorn. Da ist der Tanzboden.«

Rebekka sah in die Richtung, in die er zeigte. Dort hatte man eine Plattform aufgebaut. Dahinter saßen Musiker, auf der Plattform drehten sich Paare zur Musik.

Sie traten näher. Rebekka starrte die Tänzer an. Die Männer hatten ihre Hände auf die Hüften der Frauen gelegt, die Frauen ihre Hände auf die Schultern der Männer. Sie hüpften und drehten sich dabei im Kreis. Es musste ihnen großes Vergnügen bereiten, denn sie lachten laut. Rebekka bemerkte, dass Gideon sie fragend ansah.

»Wollen wir das probieren?«

Erschrocken trat sie einen Schritt zurück. »Nein. Das mache ich nicht.«

»Schade«, sagte er, drängte sie aber nicht.

Neben dem Tanzboden stand ein bunt bemalter Wagen. Davor saß eine Frau mit dunkler Haut und schwarzen Haaren an einem Tisch, über dem ein dunkelblauer Stoff mit gelbem Muster lag. Darauf stand eine Glaskugel, daneben lag ein Stapel Karten.

Rebekka starrte die Frau an. So jemanden hatte sie noch nie gesehen. Sie trug Ketten aus Münzen um den Hals, an ihren Handgelenken klimperten Armbänder, und in ihren Ohrläppchen baumelten große Ringe. Gekleidet war sie in eine helle Bluse, die ihre Schultern frei ließ, und einen sehr bunten Rock, der aus mehreren Tüchern zusammengenäht schien. Sie sah aus wie die Sünde persönlich.

Die Frau bemerkte Rebekkas Blick und winkte ihr. »Komm her, du Schöne. Ich lege dir die Karten.« Mit einer schwungvollen Handbewegung breitete sie die Karten auf dem Tisch aus. »Es kostet auch nur drei Kreuzer. Das ist nicht viel für einen Blick in die Zukunft«

Rebekka schüttelte heftig den Kopf. Das war Aberglaube, und was sie auf den Karten sah, war noch schlimmer als Aberglaube. Auf einer waren ein nackter Mann und eine nackte Frau abgebildet, auf einer anderen ein Mann, der kopfüber an einem Baum hing. Die Frau lachte. »Traust dich nicht, was? Dann gib mir deine Hand.«

Bevor Rebekka zurückweichen konnte, hatte die Frau nach ihrer linken

Hand gegriffen. Rebekka versuchte, sie zurückzuziehen, doch die Frau hielt ihre Finger fest. Sie beugte sich über ihre Handfläche.

»Hm. Du bist ein kluges Mädchen, man kann dir nicht leicht etwas vormachen. Fleißig bist du auch.«

Um das herauszufinden, war nun keine besondere Gabe nötig, dachte Rebekka. Ihre Hände verrieten, dass sie viel arbeitete, und ihr Misstrauen hatte sie deutlich gezeigt.

»Du wirst heiraten«, fuhr die Frau fort.

Rebekka verdrehte die Augen. Natürlich würde sie heiraten. Wie beinahe jede junge Frau.

Die Frau sah kurz hinüber zu Gideon, der sich offensichtlich mehr für zwei Männer interessierte, die an einem Tisch saßen und ihre Kräfte im Armdrücken maßen, dann beugte sie sich wieder über Rebekkas Hand.

»Ich sehe einen Fremden. Groß, blond. Ich sehe eine große, leidenschaftliche Liebe, aber es wird nicht einfach für euch sein. Und dann wirst du eine lange Reise machen. In ein fernes Land. Ein schönes, freies Land.« Sie sah auf. »Mehr kann ich nicht aus deiner Hand lesen, aber wenn du mich die Karten für dich legen lässt ...«

Entsetzt entriss Rebekka der Frau ihre Hand, wandte sich um und lief davon. Wahrsager gab es nicht, sie taten nur so. Niemand kannte die Zukunft. Ein fremder Mann, ein Leben in einem fernen Land ... Das hatte diese Frau sich nur ausgedacht, um sie dazu zu bringen, doch fürs Kartenlegen zu bezahlen. Nichts von dem, was sie gesagt hatte, würde eintreffen. Sie würde einen Mann aus der Gemeinschaft heiraten. Und sie würde ihr Leben in Schönthal verbringen, ihrer Heimat. Sie würde nicht fortgehen, keinen Fremden heiraten.

Gideon kam ihr nachgelaufen. »Hat sie dich erschreckt? Das ist doch alles Humbug. Bestimmt erzählt sie allen jungen Mädchen das Gleiche.«

»Ich will nach Hause.«

Es war ein Fehler gewesen, hierherzukommen.

Gideon schien wenig begeistert, doch als er sah, dass sie beinahe weinte, nickte er. »Wir fahren nach Hause.«

Sie gingen zurück zum Wagen. Rebekka setzte ihre Haube wieder auf und kletterte neben Gideon auf den Kutschbock. Er nahm die Zügel und schnalzte mit der Peitsche.

»Aber interessant war es doch«, sagte er, während sie die Straße entlangfuhren. »Ich hätte mich gerne im Armdrücken versucht. Bestimmt hätte ich einige besiegen können.«

Jetzt, da der erste Schreck über die Worte der Wahrsagerin vergangen war, fand Rebekka das auch und bedauerte es sogar ein wenig, dass sie so schnell fortgewollt hatte. So bald würde sie keine Gelegenheit mehr haben, einen Jahrmarkt zu sehen. Dabei hätte sie gerne dem Mann mit dem Leierkasten weiter zugehört. Leise sumnte sie die Melodie des Liedes, das er gespielt hatte.

Gideon schien anderen Träumen nachzuhängen. »Hast du die Kleider der Damen gesehen? Wie offen sie ihren Busen zeigen? Und hinter dem Tanzboden, da standen einige in so bunten Kleidern, die hatten sich die Gesichter bemalt. Ich glaube, das waren ...«

Ein Hase sprang vom Wegrand auf, rannte dem Pferd zwischen die Hufe. Es erschrak und wieherte, stieg und fiel dann in Galopp.

»Verdammich!«, entfuhr es Gideon. Er zog die Zügel an, doch das Pferd reagierte nicht. Mit angelegten Ohren preschte es den Weg entlang, der Wagen schwankte. Rebekka klammerte sich an den Sitz. Gideon riss an den Zügeln.

»Die Kurve!«, rief Rebekka.

Der Wagen neigte sich, als das Pferd um die Biegung galoppierte. Rebekka wurde vom Kutschbock geschleudert. Der Aufprall nahm ihr den Atem. Sie hörte das Pferd wiehern, ein Krachen und Schleifen, und dann wurde es still.

Keuchend richtete sie sich auf. Sie hatte Glück gehabt, sie war neben dem Weg auf dem Gras gelandet. Ihr taten die Schultern und der Rücken weh, aber sie schien sich nicht verletzt zu haben.

Was war mit Gideon?

Der Wagen lag auf der Seite, das Pferd stand schweißnass und schwer atmend davor. Gideon war nicht zu sehen.

Vorsichtig stand Rebekka auf. Ihr war ein bisschen schwindelig, doch ihre Beine trugen sie.

»Gideon?« Ihre Stimme klang dünn und zittrig, sie kämpfte gegen die aufsteigende Angst. Lieber Gott, lass ihm nichts passiert sein.

Ein Stöhnen erklang von der anderen Seite des Wagens, dann Gideons

Stimme. »Hier.«

Erleichterung durchflutete sie. Er lebte. Sie hastete um den Wagen. Gideon lag auf dem Weg, er blutete am Kopf.

»Gideon!« Womit sollte sie die Blutung stillen? Rasch band sie die Schürze ab, fiel neben ihm auf die Knie und tupfte das Blut fort. Es lief aus einem Riss über seiner Augenbraue.

»Mein Bein«, stöhnte er.

Jetzt erst sah sie, dass sein rechtes Bein unter dem Wagen eingeklemmt war.

»Vielleicht kannst du mich nach hinten ziehen«, sagte er. »Ich versuche, das Bein frei zu bekommen.«

Sie stand auf, beugte sich vor und griff unter seine Arme. Doch als sie versuchte, ihn vom Wagen wegzuziehen, schrie er auf.

Verzweifelt sah Rebekka sich um. Niemand war in der Nähe. Alleine konnte sie den Wagen unmöglich aufstellen. Was sollte sie tun, wo konnte sie Hilfe holen? Sie befanden sich inmitten von Feldern, nirgends waren Häuser in Sicht. Ihr Blick fiel auf das Pferd.

»Ich reite nach Hause und hole Hilfe.«

»Dann erfahren sie, dass wir auf dem Jahrmarkt waren«, flüsterte Gideon, sein Gesicht war schmerzverzerrt.

»Das erfahren sie sowieso. Auch wenn uns Fremde helfen würden.«

Sie legte ihr Schultertuch zusammen und schob es unter Gideons Kopf. »Ich beeile mich.«

Schnell schirrte sie das Pferd ab. Als Kind war sie öfter ohne Sattel geritten, wenn sie und ihre Geschwister die Pferde von der Weide geholt hatten, sie konnte es bestimmt noch. Sie führte das Pferd an eine Böschung neben dem Weg, raffte ihren Rock und kletterte auf seinen Rücken. Dann trieb sie es an. Es schien unbedingt nach Hause zu wollen, denn es fiel sofort in einen Trab. Sie hielt sich an der Mähne fest und klopfte mit den Fersen an seine Flanken, bis es galoppierte. Das war leichter, dabei wurde sie weniger geschüttelt.

Der erste Hof, den sie erreichte, war der der Baumgartners. Thomas Baumgartner hackte auf dem Feld Rüben. Als er sie auf dem blanken Pferdücken vorbeigaloppieren sah, ließ er die Hacke fallen und lief ihr nach.

Vor ihrem Elternhaus zügelte Rebekka das Pferd und rief nach ihrem Vater. Er kam aus dem Stall.

»Rebekka, was ist passiert? Wo ist Gideon?«

Im selben Moment kam Thomas um die Ecke gelaufen. Atemlos erzählte Rebekka, was passiert war.

»Ich hole Abraham und Lukas und sage Gideons Eltern Bescheid«, sagte Thomas und lief weiter. Innerhalb kürzester Zeit waren fünf Männer zusammengekommen. Sie spannten zwei Pferde vor einen Karren, ein weiteres wurde am Zügel mitgeführt, und fuhren den Weg zurück, den Rebekka gekommen war.

Ihre Mutter holte sie ins Haus und versorgte ihre Schürfwunden. Sie fragte nichts, sondern kochte ihr Tee.

Gefragt hatten sie später. Ihre Eltern, Gideons Eltern, danach die Ältesten. Die Sache wurde vor den Bischof gebracht. Gideon hatte sich das Bein gebrochen, er würde wochenlang nicht auf den Feldern arbeiten können und war doch der einzige Sohn der Familie. Seine Mutter hatte Rebekka die Schuld gegeben. Sie habe ihren Sohn verlockt, mit ihr zum Jahrmarkt zu fahren, Gideon habe es nur ihr zuliebe getan. Das war der Augenblick, in dem Josua das Wort ergriffen hatte.

»Wir alle kennen Rebekka schon ihr ganzes Leben. Sie war nie leichtsinnig oder eitel. Neugierig ja, aber ich bin sicher, dass sie Gideon nicht verlockt hat. Gideon wagte schon immer etwas mehr als andere. erinnert ihr euch, wie er vor vier Jahren unbedingt den neuen Hengst von Johannes Schrock reiten wollte? Er ist heimlich auf die Weide gegangen und hat sich draufgesetzt. Nur Gottes Gnade war es zu verdanken, dass ihm nichts Schlimmeres passiert ist, als im Gras zu landen. Und vor zwei Jahren war er mit Benjamin Gerber im Wirtshaus, da waren sie beide erst siebzehn Jahre alt. Nein, ich glaube nicht, dass Gideon ›verlockt‹ werden musste, zum Jahrmarkt zu fahren.«

Gideons Vater hatte ihm zugestimmt, aber seine Mutter war nicht zufrieden gewesen. Rebekka habe gegen die Ordnung verstoßen und solle bestraft werden. Sie forderte sogar die Meidung.

Doch auch der Bischof, Caleb Wagner, hatte den Jahrmarktbesuch als kein so großes Vergehen angesehen. Er hatte Rebekka und Gideon

ermahnt und es dabei belassen.

Kurz bevor sie einschlief, erinnerte sich Rebekka an die Worte der Wahrsagerin. Die Frau hatte unrecht gehabt. Sie würde keinen großen, blonden Fremden heiraten, sondern Josua mit seinen hellbraunen Locken.

3. KAPITEL

Herzogtum Nassau, Juli 1815

Schweißgebadet fuhr Andreas auf, tastete hastig nach dem Gewehr. Dann stutzte er. Warum war es plötzlich so still? Eben noch hatten Schüsse gekracht, Kanonendonner hatte die Luft erfüllt, französische Soldaten waren mit aufgepflanzt Bajonett auf ihn zugestürmt, rechts und links von ihm waren seine Kameraden gefallen.

Er blinzelte und sah sich um. Um ihn herum war es dunkel, nur durch eine Fensteröffnung schimmerte Mondlicht. Er saß auf einem Strohlager, neben ihm schliefen andere Männer. Manche schnarchten. Seine Kameraden. Wieder einmal hatte er von der Schlacht geträumt, wie beinahe jede Nacht. Sie war vorbei. Sein Regiment befand sich auf dem Heimweg nach Weilburg, übermorgen würden sie Eschenweiler erreichen, den Ort, an dem seine Familie lebte. Vielleicht könnte er seine Eltern besuchen, bevor sie weiterzogen nach Weilburg.

Er legte sich zurück und atmete langsam. Sein Herzschlag beruhigte sich, die Traumbilder verblassten. Er dachte an seine Eltern, dann wanderten seine Gedanken weiter. Vielleicht bliebe sogar Zeit für einen Besuch bei Charlotte. Wie sie ihn wohl begrüßen würde? Er schloss die Augen und beschwor ihr Bild. Ihr Haar, das in der Sonne rötlich schimmerte, ihre veilchenblauen Augen, ihre helle Haut. Vor zwei Jahren hatte er sich in sie verliebt, seitdem machte er ihr den Hof. Sie hatte durchaus gezeigt, dass sie ihn anziehend fand, hatte mit ihm geschäkert und ihn auch im Garten hinter dem Haus ihrer Eltern geküsst und ihn später bei einer verlassenen Scheune getroffen. Sein Glied regte sich, als er daran dachte, wie sie sich an ihn geschmiegt hatte. Sie hatte auch nichts dagegen gehabt, dass er ihre vollen, festen Brüste streichelte. Doch als er ihr einen Heiratsantrag gemacht hatte, hatte sie kokett zu ihm aufgesehen und gesagt, sie sei sich ihrer Gefühle nicht sicher genug, sie brauche Bedenkzeit.

Sie war unberechenbar. Er wusste nie, woran er bei ihr war, und das stachelte ihn auf. Er wollte sie besitzen, unbedingt. Er wusste, dass er nicht ihr einziger Verehrer war. Einige junge Männer aus Eschenweiler

machten ihr den Hof. Nicht nur wegen ihrer Schönheit, als einzige Tochter des größten Fuhrunternehmers in der Gegend war sie auch eine recht gute Partie. Doch das spielte für ihn keine Rolle. Er liebte sie und hatte sich noch vor seiner Einberufung mit ihr verloben wollen. Aber sie hatte ihn hingehalten. Sie müsse ihr Herz prüfen, hatte sie gesagt und ihm dabei glühende Blicke zugeworfen.

Über ein Jahr hatte er sie nicht gesehen. Manchmal war ihm der Gedanke gekommen, dass sie insgeheim auf eine bessere Partie hoffte. Er war nur der zweite Sohn des Müllers, die Mühle würde sein älterer Bruder erben. Er hatte nur die Wahl, sich irgendwo als Mühlknecht zu verdingen. Harte Arbeit ohne angemessene Entlohnung. Nicht zuletzt deswegen war er Soldat geworden. Sein Vater war bereit gewesen, ihn vom Wehrdienst freizukaufen. Doch als Soldat verdiente man gut, bekam eine Uniform und konnte vielleicht sogar zu Ruhm und Ansehen kommen.

Doch seine schöne Uniform, die bei Charlotte für leuchtende Augen gesorgt hatte, war nach der ersten Schlacht verdorben gewesen, und Ruhm und Ehre gewann man als einfacher Soldat nicht. Das Töten war ihm zuwider. Als er das erste Mal einen Mann mit dem Bajonett erstochen hatte, hatte er sich anschließend übergeben.

»Du wirst dich daran gewöhnen«, hatte sein Vorgesetzter ihm gesagt, doch er hatte sich niemals daran gewöhnt.

An den Dreck, den Gestank und das schlechte Essen in den Feldlagern hatte er sich gewöhnt, doch niemals an das Sterben der Männer, das Röcheln und Stöhnen der Verwundeten. Er zählte die Tage, bis er seinen Abschied nehmen konnte.

Ob Charlotte wohl auf ihn gewartet hatte? Oder hatte sie inzwischen einen anderen gefunden und geheiratet? Sie war zwar jung und lebenslustig, genoss die Aufmerksamkeit der Männer, aber er war sicher, dass ihr Herz ihm gehörte.

Die Erinnerung an Charlotte hatte die grauenhaften Bilder an die Schlacht zurückgedrängt. Ihm fielen die Augen zu, und er schlief durch bis zum Morgengrauen.

Jemand rüttelte ihn an der Schulter, dann hörte er die Stimme seines Freundes Hans. »Aufwachen, Andreas.«

Er blinzelte und richtete sich auf. Um ihn herum erhoben sich die Soldaten von ihrem Lager. Durch die geöffnete Tür fielen Sonnenstrahlen und malten Muster auf den Boden. Vielleicht war der Regen nun endlich vorbei.

Er stand auf, schlüpfte in seine Stiefel, zog die Jacke über und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Zum Waschen war wieder keine Zeit und Gelegenheit. Aus seinem Gepäck holte er einen Henkelbecher und ging nach draußen. Aus einem Kessel über einem Dreibein schenkte Friedrich Kaffee aus. Ein dünnes Gebräu, aber immerhin wärmte es. Dazu wurde trockenes Brot verteilt. Andreas warf einen Blick zum Wirtshaus. Dort hatten die Offiziere geschlafen und bekamen jetzt sicher ein gutes Frühstück vorgesetzt. Eines der Schankmädchen trat vor die Tür. Ängstlich sah sie sich um, ihre Augen und ihre Nase waren gerötet, als habe sie geweint. Sie wischte sich übers Gesicht, dann huschte sie um die Ecke des Hauses. Andreas erinnerte sich, sie am Abend zuvor gesehen zu haben, sie hatte Offiziere bedient.

Neben ihm stieß Hans einen verächtlichen Grunzlaut aus. »Offensichtlich hat unser Herr Niebergall sich heute Nacht wieder eine Zerstreuung gesucht.« Mit dem Kinn wies er auf den Offizier, der eben aus der Tür trat und sich streckte. Sein Gesicht verriet, dass er mit sich zufrieden war. Doch als sein Blick auf das Lager der Soldaten fiel, zog er die Augenbrauen zusammen.

»Lass uns verschwinden«, sagte Andreas leise. »Er sucht irgendjemanden, den er schikanieren kann.«

Nachdem alle ihr karges Frühstück verzehrt hatten, brachen sie auf.

Das Wetter blieb gut, die Sonne schien weiterhin. Gegen Mittag erreichten sie einen größeren Ort. Einige Männer, darunter Andreas und Hans, wurden losgeschickt, Essen zu beschaffen. Die Bauern schimpften und jammerten. Sie hätten keine Vorräte mehr, die Armee habe schon auf dem Weg nach Frankreich bei ihnen requiriert, das Wetter sei so schlecht gewesen, dass eine Missernte drohe. Sie kannten das schon und wussten, wo sie suchen mussten, um die versteckten Vorräte zu finden.

Später bat Andreas um ein kurzes Gespräch mit Oberstleutnant von Wallborn.

»Morgen Abend sind wir in der Nähe von Eschenweiler. Meine Eltern wohnen dort. Ich bitte um die Erlaubnis, sie besuchen zu dürfen.«

Von Wallborn betrachtete ihn. »Andreas Faber, nicht wahr? Du hast dich gut gehalten. Erlaubnis erteilt.«

»Ergebensten Dank, Herr Oberstleutnant«, sagte Andreas, salutierte und wartete auf die Erlaubnis, gehen zu dürfen. Doch Wallborn dachte nach. »Sind deine Eltern Bauern?«

Wahrscheinlich überlegte er, ob man den Fabers für die Gunst, ihren Sohn sehen zu dürfen, nicht ein paar Hühner oder eine Kuh abnehmen konnte.

»Nein, Herr, mein Vater ist Müller.«

»Müller. Ah, ein einträglicher Beruf. Hat er auch eine Mühlenschenke?«

Andreas presste die Lippen zusammen. Verdammt. Wenn er Ja sagte, würden seine Eltern die Offiziere bewirten müssen. Doch zu lügen wagte er nicht. Wallborn konnte leicht die Wahrheit herausfinden.

»Ja, Herr Oberstleutnant, aber nur einen kleinen Gastraum.«

»Wir werden nach Eschenweiler marschieren und dort kampieren. Ich freue mich, bei deinen Eltern zu Gast zu sein. Du kannst gehen.«

Andreas unterdrückte ein Seufzen. Natürlich, der Herr Oberstleutnant war der Meinung, dass er Andreas' Familie eine große Ehre erwies, wenn er bei ihnen speiste. Doch sein Vater würde nicht begeistert sein. Soldaten bedeuteten fast immer Ärger, auch wenn sie für die Bewirtung bezahlten. Gerade jetzt auf dem Heimweg tranken die Männer oft zu viel, es kam zu Streitereien, bei denen auch mal das Mobiliar zu Bruch ging. Oder es wurde um die Zeche gestritten. Und Vater würde ihm die Schuld geben, dass die Truppe bei ihm einfiel. Ihr Verhältnis war ohnehin nicht gut, Vater hatte es ihm übelgenommen, dass er Soldat geworden war. Eine blödsinnige Idee hatte er es genannt, sein Leben wegzuworfen, nur weil er diese eitle Gans Charlotte beeindrucken wollte.

Von Wallborn gab den Befehl zum Aufbruch.

»Warum schaust du so bedröppelt?«, fragte Hans, der neben ihm marschierte. Andreas erzählte ihm von dem Gespräch mit dem Oberstleutnant.

»Ach, er wird sicher dafür sorgen, dass die Männer sich gut benehmen,

wenn sie bei den Eltern eines Kameraden einkehren.«

»Ich hoffe es.«

Sie kamen gut voran und erreichten gegen Abend des nächsten Tages Eschenweiler.

Andreas' Herz schlug schneller, als er das vertraute Dorf im Tal liegen sah. Auf den umliegenden Feldern wiegte sich das Getreide im Wind, von den Weiden erklang das Muhen von Kühen, und von der Kirche rief die Glocke zur Andacht. Jetzt merkte er, wie sehr ihm die Heimat gefehlt hatte.

Auf der anderen Seite des Dorfes, am Bach, lag die Obermühle, sein Elternhaus. Und nicht weit davon befand sich der Hof von Charlottes Familie. Vielleicht konnte er kurz vorbeischaun, bevor sie weiterzogen. Ob sich Charlotte freuen würde, ihn zu sehen?

Der Oberstleutnant gab den Befehl zum Anhalten und rief Andreas zu sich. »Geh voraus und kündige deinen Eltern an, dass meine Offiziere heute Abend bei ihnen speisen werden.«

»Zu Befehl, Herr Oberstleutnant, aber ich bitte, darauf aufmerksam machen zu dürfen, dass es nur einfache Speisen geben wird. Die Schenke ist nicht für viele Gäste gedacht.«

»Ja, ja.« Von Wallborn war mit seinen Gedanken sichtlich woanders.

Eilig lief Andreas durch die Straßen, bis er auf den Bach stieß. An der Stelle, an der der Mühlgraben wieder in den Bach floss, bog er ab, folgte dem Graben bis zur Obermühle.

Das Rad drehte sich, von drinnen hörte er die Mahlgeräusche, sein Vater und sein Bruder arbeiteten noch.

Aus dem Backhaus neben der Mühle drang Hitze, heute war wohl ein Backtag gewesen. Er ging an der Tür der Mühle vorbei zum Wohnhaus und klopfte an der Tür.

Seine Schwester Barbara öffnete sie, starrte ihn einen Augenblick erschrocken an, dann breitete sich ein Strahlen über ihr Gesicht aus.

»Andreas! Du bist wieder da!«

Sie fiel ihm um den Hals, küsste ihn, danach packte sie seine Hand und zog ihn nach drinnen. »Mutter, Mutter schau doch, Andreas ist gekommen!«

Seine Mutter kam aus der Küche, ihre Ärmel waren hochgekrempelt, ihre Hände mehlig. Sie wischte sie an ihrer Schürze ab, bevor sie ihn in ihre Arme zog. Sie drückte ihn an sich, küsste ihn, dann trat sie einen Schritt zurück. »Wie mager du geworden bist! Und riechen tust du auch nicht gut. Geh dich waschen und umziehen. Ich richte dir solange etwas zu essen. Dein Vater und dein Bruder sind noch im Mahlhaus, der Deisbachbauer hat heute seinen Weizen gebracht.«

»Ich kann mich nicht umziehen, Mutter, ich bin Soldat, ich muss die Uniform tragen.«

»Papperlapapp.« Mit einer Handbewegung wischte sie seinen Widerspruch fort. »Du stinkst. Barbara soll wenigstens dein Hemd waschen und die Jacke zum Lüften auf die Leine hängen. Wie lange kannst du bleiben?«

»Nicht lange. Wir sind auf dem Weg nach Weilburg. Mutter, die Truppe wird bald hier eintreffen. Die Offiziere wollen in der Mühlenschenke speisen.«

»Gottverdammich! Wie viele sind es denn?«

»Zehn Männer. Ich habe ihnen gesagt, dass wir wenig Platz haben und auch nur einfache Speisen anbieten.«

»Werden sie denn bezahlen?«

»Ja, das hat der Oberstleutnant zugesichert.«

»Nun denn. Barbara, sag deinem Vater Bescheid, dass der Andreas da ist und dass wir heute Abend Gäste haben. Dann wäschst du seine Sachen. Lotte soll Wurst und Schinken aus der Kammer holen.«

Resolut wie immer verteilte seine Mutter die Aufgaben, schickte Lotte, die Magd, in die Vorratskammer und den Knecht Otto in den Hühnerstall, um nach Eiern zu suchen.

Als Andreas sich gewaschen hatte und umgezogen in die Küche zurückkehrte, standen Brot, Käse und ein Krug Bier für ihn bereit. Seine Mutter kam gerade aus dem Backhaus wieder. »So, der Kuchen ist im Ofen. Eigentlich hatte ich ihn für morgen gedacht, aber nun gut.«

Kurze Zeit später trafen die Soldaten ein. Sie schlugen ihr Lager auf der Wiese des Bauern Keppler auf, der es zähneknirschend hinnehmen musste.

»Reg Er sich nicht auf«, beschied ihn Herr von Hegen, einer der Leutnants, als er nach Entschädigung für das heruntergetrampelte Gras verlangte. »Das richtet sich schon wieder auf, und bis zur zweiten Mahd dauert es noch ein paar Wochen.«

Andreas meldete sich zur Stelle. Bei seinem Anblick runzelte von Hegen die Stirn, ließ es ihm aber durchgehen, dass er nicht korrekt gekleidet war, und gab ihm auch die Erlaubnis, die Nacht in der Mühle bei seinen Eltern zu verbringen.

Barbara hatte seine Uniform ausgebürstet und zum Lüften im Garten aufgehängt, sein Hemd hing daneben, es war schon fast wieder trocken. Nachher würde er zum Fischbacher Hof gehen und Charlotte seine Aufwartung machen.

Er begrüßte den Vater und seinen Bruder Georg. Seine Mutter deckte mit Lotte die Tische in der Gaststube, Otto holte ein Fass Bier aus dem Keller.

Kurz danach kamen die Offiziere und nahmen im Schankraum Platz. Barbara und Lotte brachten Platten mit Würsten, Käse, Brot und Butter, sein Vater zapfte das Bier. Andreas spähte nur kurz in den Schankraum und ging dann in die Küche.

»Ich gehe dir lieber zur Hand«, sagte er zu seiner Mutter. »Wenn die Herren Offiziere mich im Schankraum sehen, fallen ihnen am Ende noch irgendwelche Dinge ein, die ich für sie erledigen könnte.«

Lotte kam herein. »Wir brauchen mehr Brot, die Herrschaften sind recht hungrig.«

»Und durstig«, setzte Barbara hinzu, die ebenfalls in die Küche kam. »Vater kommt kaum mit dem Zapfen nach.« Ihr Gesicht war gerötet. »Außerdem ist wohl der eine oder andere der Meinung, eine Mühlenschenke sei auch ein Bordell. So ein großer Kerl hat versucht, mir unter den Rock zu fassen, als ich ihm sein Bier gebracht habe, und meinte, ich solle mich nicht so anstellen, er würde auch bezahlen.«

Sie griff nach dem Brotkorb und ging wieder hinaus.

Lotte riss die Augen auf. »Da gehe ich nicht mehr rein.«

»Hab dich nicht so«, sagte seine Mutter. »Heinrich passt schon auf, dass euch niemand mehr angrapscht.«

»Ich löse euch ab«, sagte Andreas. »Ich zieh mich nur rasch um.«

Eigentlich hatte er sich nicht blicken lassen wollen, doch er vermutete, dass es Niebergall gewesen war, der versucht hatte, Barbara unter die Röcke zu gehen, und dann war es besser, wenn die Mädchen sich nicht in seiner Reichweite befanden.

Seine Mutter nickte. »Das ist eine gute Idee.«

Hastig tauschte Andreas die zivile Kleidung gegen die Uniform und schnallte auch den Säbel um. Dann ging er in den Schankraum.

Niebergall stellte eben den leeren Bierkrug ab und winkte nach Barbara. »He, Mädchen, mach den noch mal voll!«, rief er ihr zu.

Mit großen Schritten ging Andreas zu seinem Tisch und nahm den Krug. »Wird sofort erledigt, Herr Feldwebel.«

Niebergall fuhr auf. »Wo kommst du her? Verschwinde! Das Mädels soll mich bedienen.« Er leckte sich über die Lippen und starrte ihr nach, als sie den Raum verließ.

»Sie hat in der Küche zu tun«, erwiderte Andreas, sammelte weitere leere Krüge ein und brachte sie seinem Vater.

Die Männer saßen und tranken, danach spielten sie Karten und tranken weiter. Andreas bediente sie.

Später ging er in die Küche. Nur seine Mutter war noch dort. »Hoffentlich gehen sie bald«, sagte sie. »Wir müssen morgen früh raus.«

Das hoffte er auch. Wenn sie bald gingen, konnte er noch kurz zum Fischbacher Hof und versuchen, Charlotte zu sehen.

Endlich legten die Männer die Karten fort und fragten nach der Rechnung. Erleichtert atmete seine Mutter auf. »Sie bezahlen, dem Herrn sei Dank.«

»Ich habe doch gesagt, von Wallborn hat Bezahlung garantiert«, sagte Andreas.

»Die Herren Offiziere sagen viel und tun es dann oft genug nicht«, gab seine Mutter zurück.

Andreas blieb in der Tür stehen und sah zu, wie sein Vater mit den Offizieren sprach und ihnen sagte, was sie schuldeten.

Von Wallborn zückte seine Börse und zählte das Geld ab. Dann runzelte er die Stirn und blickte sich suchend um. »Wo steckt eigentlich Niebergall?«

»Ach, der ist vorhin schon gegangen. Wahrscheinlich hat er wieder eine hübsche Magd gesichtet, mit der er sich vergnügen möchte«, sagte Francke, und die Männer lachten.

Missmutig schüttelte von Wallborn den Kopf. »Der Mann ist schlimmer als ein brünstiger Widder. Irgendwann erwischt er mal die Falsche, und deren Vater oder Mann schlägt ihm den Schädel ein.«

Andreas wurde kalt, als er an die begehrlichen Blicke dachte, die Niebergall Barbara zugeworfen hatte. War seine Schwester schon im Bett?

Er wandte sich um und lief in die Küche. »Mutter, wo ist Barbara?«

Seine Mutter legte den Finger an die Lippen. »Sie wollte noch auf einen Sprung hinüber zu den Boedickers. Du weißt doch, sie und der Franz wollen bald heiraten.«

Angst sprang ihn an, krallte sich in seinen Magen. Er dachte an das verweinte Gesicht der jungen Schankmagd vor zwei Tagen.

»Wann ist sie weg?«

»Noch nicht lange.«

»Verflucht!« Wut mischte sich in seine Angst. »Wie kann sie so leichtsinnig sein, im Dunkeln hinauszugehen, wenn Soldaten in der Stadt sind?«

»Aber die Boedickers sind doch unsere Nachbarn. Und die Soldaten lagern drüben auf der Wiese beim Kepplerbauern.«

Andreas schüttelte nur den Kopf, dann rannte er aus dem Haus. Das Anwesen der Boedickers lag unterhalb der Mühle. Wenn Barbara sich dort mit Franz treffen wollte, war sie den Mühlenweg entlanggegangen.

Er sah sich um. Es war recht hell, der Mond war fast voll, nur ein paar Schleierwolken milderten seinen Schein. Auf dem Hof zwischen dem Wohnhaus und dem Stall war niemand. Vielleicht sollte er rufen? Aber nein, damit würde er nur die Aufmerksamkeit der Offiziere erregen. Er lief zum Mühlenweg, als er ein Geräusch hörte. Einen dumpfen Hilferuf, er klang, als würde demjenigen der Mund zugehalten. Dann eine andere Stimme. »Sei still!«

Das war Niebergall. Die Stimmen kamen aus dem Gemüsegarten. Das Gartentor stand offen. Andreas stürmte hindurch. Wo waren sie?

Vom Schuppen her klangen ein Schrei, dann ein Klatschen und ein

Fluch.

»Du beißt? Dir werde ich's zeigen.« Ein erneutes Klatschen. »Hoch mit den Röcken.«

Andreas bog um den Schuppen und schnappte nach Luft. Barbara lag über den Tisch gebeugt, ihr Rock hochgezogen. Hinter ihr stand Niebergall. Er hielt ihr den Mund zu, seine Hose war geöffnet, er war gerade dabei, in sie zu stoßen.

Ein Knurren sammelte sich in Andreas' Kehle, steigerte sich zu einem Brüllen. »Lass sie los!«

Er packte den Offizier an den Schultern, zerrte ihn von Barbara fort, schleuderte ihn gegen die Wand des Schuppens.

Niebergall taumelte, fasste sich aber sofort und stierte Andreas an. »Warte gefälligst, bis ich fertig bin, Bursche.«

Offenbar erkannte er ihn gar nicht. Er stieß ihn zur Seite, um wieder zu Barbara zu kommen, die sich aufgerichtet hatte und sie aus angstgeweiteten Augen anstarrte.

»Lauf weg!«, rief Andreas, doch Barbara schien wie gelähmt, sie bewegte sich nicht. Bevor Niebergall erneut nach ihr greifen konnte, riss Andreas ihn herum. »Ich zeige dich bei von Wallborn an!«

Jetzt erkannte ihn Niebergall. »Faber. Stell dich mal nicht so an, jeder weiß, dass es in den Mühlenschenken Huren gibt. Und jetzt verschwinde.« Er stieß ihn weg. Die Wut überwältigte Andreas, ließ ihn jede Vorsicht vergessen. Er ballte die Hände zu Fäusten und stürmte vorwärts.

»Sie ist meine Schwester, du Schwein!«

»Du wagst es, mich anzugreifen!« Niebergall zog seinen Degen und sprang vorwärts. Die Klinge blitzte im Mondlicht auf. Andreas warf sich herum. Der Garten um ihn verschwand, ebenso seine Schwester und Niebergall. Er war wieder auf dem Schlachtfeld, mitten im Getümmel. Vor ihm die Reihe der angreifenden Franzosen. Es ging ums Überleben. Der Säbel glitt scheinbar von selbst in seine Hand, er holte aus ...

»Andreas!« Der Schrei brachte ihn in die Gegenwart zurück. Vor ihm ging Niebergall in die Knie, presste die Hand auf eine Wunde in der Brust.

Barbara packte Andreas am Arm. Sie war es, die geschrien hatte. Jetzt

stand sie neben ihm und starrte auf den Offizier, der am Boden lag. Er starb. Andreas kannte dieses Zittern der Beine, er hatte es oft genug auf dem Schlachtfeld gesehen. Eine Mischung aus Entsetzen und Angst hüllte ihn in eisige Kälte. Was hatte er getan?

Er fiel neben Niebergall auf die Knie. »Das wollte ich nicht.«

Niebergalls Augen waren gebrochen.

»Was ist mit ihm?«, fragte Barbara, ihre Stimme bebte.

»Er ist tot.« Andreas würgte an dem Kloß in seinem Hals. Er war ebenfalls so gut wie tot. Er hatte einen vorgesetzten Offizier umgebracht. Egal, ob es Notwehr gewesen war, man würde ihn dafür erschießen.

»Tot?« Sie beugte sich über die Leiche, dann sah sie Andreas an. Angst stand in ihren Augen. »Werden sie dich bestrafen?«

»Sie werden mich wegen Mordes hinrichten.«

Barbara presste eine Hand an ihre Kehle. »Hinrichten? Aber es war kein Mord! Du hast mich verteidigt. Er hat dich zuerst angegriffen.«

Andreas schüttelte den Kopf. »Das glaubt mir keiner. Wir haben keine Zeugen.«

»Ich bin deine Zeugin.«

»Das zählt nicht. Sie werden es schon so drehen, dass du unglaublich bist.«

Niemals würde ein Militärgericht ihn freisprechen. Man würde es so darstellen, dass Barbara den Mann herausgefordert hatte. Oder dass Niebergall einfach davon ausgehen musste, dass sie eine Hure war. Mühlenprostitution war nicht selten. Langsam stand Andreas auf. Was konnte er tun?

»Wir verstecken seine Leiche«, sagte Barbara.

Er schüttelte den Kopf. »Sie werden ihn suchen. Von Walldorf hat ihn schon in der Schenke vermisst. Nur deshalb habe ich dich überhaupt gesucht, weil ich befürchtet habe, dass er dir nachstellt.«

»Wenn wir die Leiche vergraben?«

»Wo? Hier auf unserem Grund geht es nicht, frische Grabs Spuren werden sie finden, und dann ziehen sie die Familie mit hinein.«

Dieser Gedanke setzte sich in seinem Kopf fest. Er musste seine Familie schützen. Dazu musste er Niebergalls Leiche vom Mühlenhof schaffen. Niemand wusste, welchem Mädchen er nachgestellt hatte. Er

stand auf.

»Hilf mir, ihn hier fortzuschaffen. Nimm seine Beine.«

Er packte Niebergall unter den Armen.

»Wohin?«, fragte Barbara.

»Erst mal aus dem Garten. Wir gehen den Mühlengraben entlang.«

Sie schleppten den Körper den schmalen Weg entlang, bis zu einer Schlehdornhecke. Dort schoben sie ihn unter die Büsche.

Andreas dachte nach. Das Beste wäre, ihn zu vergraben, doch dazu blieb ihnen keine Zeit. Wahrscheinlich suchte man Niebergall bereits, und dass er selbst nicht bei seinen Kameraden war, machte ihn verdächtig. Wieder kroch die Angst in ihm hoch. Morgen, spätestens übermorgen würden sie die Leiche finden und wissen, dass er durch einen Säbelhieb gestorben war. Und dann wäre klar, dass ein Soldat ihn getötet haben musste und nicht irgendein eifersüchtiger Ehemann oder Vater. Sie würden alle verhören und früher oder später die Wahrheit herausfinden. Wenn er sein Leben retten wollte, gab es nur einen Weg: Er musste fort. Fliehen und sich verstecken.

»Lauf zurück zur Mühle«, sagte er zu Barbara. »Pass auf, dass dich niemand sieht. Sag Vater, aber nur ihm, was passiert ist.«

»Und du?«

»Ich werde fortgehen.«

»Desertieren? Aber dann werden sie wissen, dass du es warst, und sie werden dich jagen.«

»Dass ich es war, bekommen sie ohnehin heraus. Ich muss fliehen. Aber ich brauche andere Kleider, in Uniform komme ich nicht weit. Kannst du Vater oder Georg bitten, mir welche zu bringen? Du musst zu Hause bleiben und jedem sagen, dass du vom Schankraum direkt in dein Zimmer gegangen bist und die ganze Zeit dort warst.«

Barbara nickte. »Wohin sollen wir die Sachen bringen?«

Wo konnte er sich für etwa eine Stunde verstecken? Bei der alten Scheune der Webers. Sie war schon seit Jahren verlassen. Dort hatte er sich früher mit Charlotte getroffen.

»Zur Weberscheune. Ich warte dort. Und jetzt lauf!«

Sie fiel ihm um den Hals und küsste ihn auf die Wange. »Werden wir uns wiedersehen?«

»Ich weiß es nicht. Ich werde euch irgendwann schreiben, unter falschem Namen, wenn ich einen sicheren Ort gefunden habe.«

Sie nickte und rannte los.

Er warf einen letzten Blick auf die Büsche, hinter denen sie Niebergalls Leiche versteckt hatten, dann lief er los. Kurze Zeit später erreichte er die Scheune. Er hielt inne und lauschte. Es war alles still. Er schlich um die Scheune, bis er eine Stelle erreichte, an der sie einen Schatten in die mondhelle Nacht warf. Dort ließ er sich nieder und zog die Knie an den Körper. Als er das letzte Mal hier gewesen war, hatte er auf Charlotte gewartet. Sie war gekommen, hatte ihn geküsst, hatte sich an ihn geschmiegt, ihre Brüste verheißungsvoll gegen ihn gepresst. Ein Versprechen auf mehr, das sie nie eingelöst hatte. Und wohl auch nie einlösen würde. Mit plötzlicher Wucht wurde ihm klar, dass er seine Heimat für immer verlassen musste. Charlotte würde niemals die Seine werden. Er würde seine Eltern und Geschwister nie wiedersehen. Und das alles wegen eines geilen Bocks, der die Finger nicht von den Frauen lassen konnte und rücksichtslos jede nahm, nach der ihn gelüstete.

Nun, das war vorbei. Er hatte gehofft, dass er nie wieder töten musste. Er hatte es immer gehasst. Schon in der ersten Schlacht hatte er gewusst, dass es ein Fehler gewesen war, Soldat zu werden. Das Gerede von Ehre und Vaterland hatte ihn angewidert. In Napoleons Armee hatten Männer gekämpft, die dieselbe Sprache sprachen wie er. Männer aus dem Badischen, aus Bayern. Sie waren Feinde gewesen, weil ihre Herrscher sich dem Franzosenkaiser angeschlossen hatten und sein Herrscher, der Fürst von Nassau, mit den Preußen gegen Napoleon gekämpft hatte. Dabei waren sie im Grunde Landsleute gewesen. Dass er nun kein Soldat mehr war, tat ihm nicht leid, im Gegenteil. Doch um alles andere, was er verlieren würde, hätte er weinen mögen. Er presste die Lippen zusammen und lauschte angestrengt in die Nacht, bereit, aufzuspringen und zu fliehen, wenn sich Soldaten näherten. Vom Bach quakten Frösche, von fern hörte er den Ruf eines Käuzchens. Er zuckte heftig zusammen, als ein unheimlicher Schrei aus den Wäldern drang, die Eschenweiler umgaben. Der Schrei wiederholte sich, und Andreas schüttelte den Kopf über seine Schreckhaftigkeit. Es war nur das Bellen eines Rehbocks.

Er wusste nicht, wie lange er gewartet hatte, als er das Gras rascheln hörte und sich vorsichtige Schritte näherten.

Dann summt jemand sehr leise eine Melodie. *Es wollt ein Müller früh aufstehn, wollt in den Wald spazieren gehn.*

Das musste Georg sein.

Rasch stand Andreas auf und spähte um die Ecke der Scheune. Im Mondlicht sah er eine Gestalt, die sich näherte.

»Georg? Ich bin hier.« Er zog sich wieder in den Schatten zurück.

»Andreas.« Georg folgte ihm. »Barbara hat erzählt, was passiert ist. In diesem Bündel sind Kleider, ein Mantel, Brot und Wurst und Geld. Und hier ist ein Hut. Vater sagt, du sollst in Richtung Süden gehen, in die Pfalz.« Er sah sich unruhig um. »Ich muss sofort zurück. Sie suchen diesen Offizier bereits, ich habe Rufe gehört. Es wird nicht lange dauern, bis sie die Eltern befragen.«

»Ich danke dir. Und Vater.« Dass sein Vater ihm Geld mitgab, damit hatte er nicht gerechnet.

»Geh mit Gott«, sagte Georg, dann huschte er davon.

Andreas packte das Bündel aus, riss sich die Uniform vom Leib und schlüpfte in Hose, Hemd, Weste. Er wog die Börse in der Hand, sie war erstaunlich schwer. Dann packte er alles wieder in das Bündel. Die Uniform rollte er zusammen, er würde sie unterwegs irgendwo verstecken. Er setzte den Hut auf, hängte sich den Mantel um und verließ Eschenweiler.

Er wanderte die ganze Nacht, bis zur Morgendämmerung. In einem Wäldchen fand er eine Lichtung. Er setzte sich unter eine Eiche, aß etwas, dann rollte er seinen Mantel zu seinem Kissen, legte sich hin und schloss die Augen. Er schlief unruhig, träumte von der Schlacht und von Niebergall. Trotzdem fühlte er sich einigermaßen ausgeruht, als er erwachte.

Er packte seine Sachen, ging zurück zum Weg und wanderte weiter. Nach einigen Stunden erreichte er einen größeren Ort. Er umging ihn, noch wollte er sich nirgendwo blicken lassen. In einem Weiler kaufte er bei einem Bauern ein Stück Käse und aß es, während er weitermarschierte. Das war er zum Glück gewohnt, es machte ihm nichts aus. Während er lief, dachte er nach. Er brauchte einen anderen Namen.

Wie sollte er sich nennen? Am besten wäre ein Name, den es oft gab. Wie Johannes. Alleine in seiner Kompanie hatte es drei Johannes gegeben. Und als Nachname Weiser. Johannes Weiser. Das klang gut. Irgendwann würde er sich Papiere auf diesen Namen besorgen müssen. Zunächst würde er die Landesgrenze umgehen, indem er Städte und größere Orte mied.

Das Wetter blieb gut, und so konnte er auch die nächste Nacht im Freien zu verbringen. Sein Magen knurrte und erinnerte ihn daran, dass er nichts mehr zu essen hatte.

Gegen Abend hörte er Glockengeläut. Er folgte dem Klang und erreichte kurze Zeit später ein Dorf und fand ein Wirtshaus. In der Schankstube saßen nur ein paar ältere Männer. Andreas begrüßte und ging zu einem Tisch in der dunkelsten Ecke. Als die Schankmagd kam, bestellte er sich ein Bier und eine Suppe.

Sie sah ihn neugierig an, und als sie den Krug und eine Schale brachte, fragte sie ihn, woher er kam und was er hier in diesem öden Ort, wie sie es nannte, mache.

»Ich komme aus Diez und bin auf dem Weg nach Wetzlar«, antwortete er. Falls jemand hier nach ihm fragte, was unwahrscheinlich war, würde sie ihn in die falsche Richtung schicken.

»Ein Handwerksbursch bist aber nicht«, sagte sie.

»Nein.« Verdammt, er hatte sich keine Geschichte zurechtgelegt, warum er unterwegs war. Für einen Händler wirkte er nicht wohlhabend genug. Als Geselle auf Wanderschaft konnte er sich auch nicht ausgeben, da er keine Kluft trug. Warum war dieses Weib auch so neugierig? Doch wenn er jetzt abweisend war, würde sie sich vielleicht Gedanken machen und misstrauisch werden.

»Ich bin auf dem Weg zu meiner Schwester, sie lebt mit ihrer Familie bei Wetzlar.«

Sie nickte lächelnd und machte keinerlei Anstalten, seinen Tisch zu verlassen. Zum Glück hatte der Wirt schon einige Male sichtlich missgelaunt herübergesehen.

»Liese! Du hast noch Arbeit!«, rief er nun ungehalten.

Liese schenkte ihm noch einen Augenaufschlag, der wohl verführerisch sein sollte, und kehrte dann in die Küche zurück.

Andreas aß, trank das Bier leer und bezahlte die Zeche.

Solange es noch hell war, marschierte er weiter. Als es dämmerte, verließ er den Weg und suchte eine geschützte Stelle, wo er die Nacht verbrachte.

Am nächsten Abend suchte er ein Wirtshaus, in dem er übernachten konnte. Inzwischen fühlte er sich etwas sicherer. Er war jetzt den dritten Tag unterwegs, und da niemand wusste, wohin er gegangen war, würden die Feldjäger wohl erst in den Dörfern in der Umgebung von Eschenweiler nach ihm fragen, bevor sie ihre Suche erweiterten.

4. KAPITEL

Gegen Nachmittag des nächsten Tages zogen Wolken auf, und kurz danach begann es zu regnen. Kein leichter, warmer Sommerregen, sondern dicke, schwere Tropfen. Andreas knöpfte seinen Mantel zu, schlug den Kragen hoch und beschleunigte seine Schritte. Es wurde immer dunkler und kälter. Wären da nicht die grünen Hecken und die Blumen am Wegrand, könnte man glauben, es wäre November und nicht Juli.

Etwa zwei Stunden später entdeckte er in der Ferne Häuser. Hoffentlich war es ein Dorf und nicht nur ein Gehöft. Mittlerweile war es dämmrig, obwohl es bestimmt noch drei oder mehr Stunden dauern würde, bis die Sonne unterging. Der Wind hatte sich zu einem Sturm ausgewachsen, die Regentropfen klatschten in sein Gesicht, Wasser lief aus seinem Haar in seinen Nacken. Auch sein Mantel hielt die Nässe nicht mehr ab, der Stoff hatte sich mit Feuchtigkeit vollgesogen. Immerhin hielt er ihn noch warm.

Er hatte Glück, die Häuser gehörten zu einem Dorf. Die umliegenden Felder waren verwaist, auf den Wiesen lag das Gras vom Regen niedergedrückt. Eigentlich hätten um diese Jahreszeit Männer und Frauen das Heu einbringen müssen, doch so nass, wie es diesen Sommer bisher gewesen war, würde die erste Heuernte wohl ausfallen. Und wenn es so weiterging, war auch die Getreideernte gefährdet. Den Bauern würde es schwerfallen, ihr Vieh über den Winter zu bringen.

Die Straße durch den Ort war aufgeweicht vom Regen, überall standen Pfützen. Hoffentlich fand er ein Wirtshaus, in dem er übernachten konnte. Bei diesem Wetter würde er nicht mehr weit kommen. Doch zumindest würde der Sturm auch die Soldaten, die ihn verfolgten, dazu zwingen, sich eine Unterkunft zu suchen. Am Ortsausgang stand ein zweistöckiges Haus, dessen Fenster erleuchtet waren. Über der Eingangstür hing ein Schild, das einen Schwan zeigte, darunter die Schrift: *Gasthaus zum Schwanen*.

Er stieg die drei Stufen zum Eingang hoch und öffnete die Tür. Stimmengewirr schlug ihm entgegen. Es roch nach Pfeifenrauch, Bier

und Braten. Die Schankstube war voll.

Hinter der Theke zapfte ein wohlbeleibter Mann mittleren Alters Bier aus einem Fass.

Andreas trat an die Theke und sprach ihn an. »Gott zum Gruß. Sind Sie der Wirt hier?«

Der Mann stellte den Krug ab. »Bin ich.«

Andreas fragte nach einer Unterkunft für die Nacht und Abendessen. Der Mann musterte ihn und schien aus seiner einfachen Kleidung zu schließen, dass er wenig Geld hatte.

»Sie können im Schuppen übernachten, kostet nur zwei Gulden.«

Andreas schüttelte den Kopf. »Nein. Ich möchte ein Zimmer für mich alleine.«

Der Wirt runzelte die Stirn.

»Ich kann bezahlen«, schob Andreas nach und zog seine Börse heraus. Das überzeugte den Mann.

»Eine Kammer habe ich noch frei. Bezahlung im Voraus.«

Andreas bezahlte für die Kammer und ein Morgenmahl.

»Soll ich Ihr Gepäck holen lassen?«, fragte der Wirt.

»Ich habe keines.«

Misstrauisch sah der Wirt ihn an, doch dann blickte er auf die Münzen in seiner Hand und nickte.

Andreas sah sich in der Schankstube um. Alle Tische waren besetzt. Kein Wunder, es war Samstagabend. Am Mittwoch war er aus Eschenweiler geflohen.

»Dort drüben ist noch Platz.« Der Wirt wies auf einen Tisch in der Ecke, an dem ein Mann auf einer Bank saß. Er hatte einen Becher vor sich stehen und den Blick gesenkt.

Andreas hätte lieber alleine gegessen, er wollte sich nicht unterhalten. Das führte zu schnell zu Fragen, wo er herkäme, wo er hinwollte. Doch es ging wohl nicht anders, also nickte er.

»Was wollen Sie essen? Wir haben Erbsensuppe oder Braten mit Sauce und Brot«, erklärte der Wirt und musterte ihn abschätzend.

Bei dem Gedanken an Braten lief Andreas das Wasser im Mund zusammen.

»Ich nehme den Braten. Und einen Krug Bier.«

Die Miene des Wirts heiterte sich auf, er verbeugte sich leicht. »Sehr wohl. Kommt sofort.«

Andreas ging hinüber zu dem Tisch, schob sich einen Stuhl zurecht und setzte sich. »Guten Abend.«

Der Mann blickte auf. »Guten Abend«, antwortete er leise, dann sah er wieder auf den Tisch.

Anscheinend hatte er auch keine Lust auf eine Unterhaltung. Umso besser. Unauffällig sah Andreas sich um. Die meisten Gäste schienen Bauern zu sein. In der Nähe der Tür saßen sechs dunkel gekleidete Männer, vermutlich Reisende, die mit der Postkutsche gekommen waren. Am nächsten Tisch spielten vier Männer Karten und wirkten schon ziemlich betrunken. Sie lachten laut und schlugen ihre Karten auf den Tisch, dass es dröhnte. Ein Schankmädchen ging durch den Raum, in den Händen trug sie mehrere Krüge Bier. Sie wiegte sich in den Hüften, und wenn sie sich vorbeugte, um einen Krug abzustellen, gewährte ihre ausgeschnittene Bluse einen Blick auf hübsche, füllige Brüste. Als sie an den Kartenspielern vorbeiging, griff einer nach ihrem Arm, doch sie wich aus.

»Vorsicht, Hermann, du willst doch keinen Krug auf dem Kopf haben.«

Sie stellte einen der Krüge vor Andreas ab und schenkte ihm ein strahlendes Lächeln.

»Wohl bekomm's, der Herr.« Dann sah sie missmutig auf seinen Tischgenossen. »Wollen Sie noch was?« Ihr Ton war um einiges gröber als bei Andreas. Der Mann sah auf. »Noch einen Becher Wasser bitte.«

»Wasser.« Sie verzog abfällig den hübschen Mund, wandte sich ab und ging.

Andreas trank einen Schluck Bier, dann musterte er den Mann genauer. Er schien im gleichen Alter zu sein wie er. Und er hatte ebenso blondes Haar. Seine Kleidung war äußerst einfach, ein schlichtes Hemd aus hellem Stoff, darüber eine dunkle Weste.

Die Magd kam zurück und stellte einen tiefen Teller vor Andreas, in dem zwei dicke Scheiben Braten in Soße lagen, daneben legte sie ein Stück Brot und ein Messer. Es duftete verführerisch nach Gewürzen, nach Bier, nach frischem Brot. Andreas lief das Wasser im Mund zusammen.

Die Schankmagd spitzte den Mund und klimperte mit den Wimpern.
»Guten Appetit, der Herr. Wenn Sie sonst noch etwas brauchen ...«

»Nein, danke«, sagte Andreas. Dafür war ihm sein Geld dann doch zu schade. Sie schob schmollend die Unterlippe vor und schenkte seinem Gegenüber aus einem Krug Wasser nach.

Andreas schnitt das Fleisch in Stücke, es war überraschenderweise sehr zart. Wer hier kochte, verstand etwas davon. Dann riss er ein Stück vom Brot ab und tunkte es in die Soße. Während er aß, hörte er ein deutliches Knurren. Verblüfft sah er auf. Hatte sein Gegenüber einen Hund dabei? Der Mann errötete, griff nach seinem Becher und trank einen Schluck. Wieder ertönte das Knurren. Andreas begriff. Der Mann hatte Hunger. So ärmlich, wie er gekleidet war, reichte sein Geld wohl nur für Wasser.

Die Magd kam zurück, baute sich vor dem Mann auf und stemmte die Hände in die Hüften. »Der Wirt sagt, du sollst entweder noch etwas bestellen oder bezahlen und verschwinden.«

Betreten nickte der Mann und griff in sein Bündel, das auf der Bank neben ihm lag.

Andreas dachte an das Wetter da draußen, an den Sturm und den Regen. Bei diesem Wetter jage man keinen Hund vor die Tür, hatte seine Mutter immer gesagt. Er selbst hatte bei solchem Wetter kämpfen, durchnässt und hungrig durch den Schlamm stapfen müssen.

Er räusperte sich. »Bring noch eine Portion Braten für den Herrn«, sagte er zu der Magd. »Und einen Krug Bier.«

»Aber der hat kein Geld.«

»Ich bezahle!«

»Nun denn. Gerne.«

Der Mann ihm gegenüber hob den Kopf. »Das kann ich nicht annehmen.«

Andreas sah ihn an. »Doch, können Sie. Oder wollen Sie wirklich bei diesem Wetter raus?«

Ein Lächeln glitt über das Gesicht des Fremden. »Der Herr wird es Ihnen danken.«

»Es ist keine große Gabe. Eine Portion Braten macht mich nicht arm.«

»Aber für mich ist es eine große Gabe.«

Die Magd kam, stellte die Teller und den Krug vor den Mann und warf Andreas einen auffordernden Blick zu. Er holte seine Börse heraus, zählte die Münzen ab.

Der Fremde faltete die Hände und senkte den Kopf. Nach einigen Augenblicken sah er auf. »Darf ich Ihren Namen wissen?«

»Johannes Weiser«, nannte Andreas seinen falschen Namen.

»Dann danke ich Ihnen, Johannes Weiser. Sie sind ein guter Mensch.«

Andreas' Lächeln geriet ihm schief. Ein guter Mensch, er? Sein Gegenüber schien in seinem Gesicht lesen zu können.

»Gott urteilt nach anderen Maßstäben als wir Menschen. Für uns ist wichtig, was wir sehen können, Gott dagegen schaut jedem Menschen ins Herz.«

Er begann zu essen, und auch Andreas aß weiter.

Einige Zeit später hob er seinen Krug, prostete dem Mann zu und fragte nach seinem Namen.

»Ich bin Jakob Becker.« Er hob ebenfalls seinen Krug und nippte daran. »Schmeckt gut.«

»Haben Sie noch nie Bier getrunken?«

»Nur selten, und dann nicht so starkes.«

Das war verwunderlich. Oder auch nicht. Die ausgesprochen schlichte Kleidung, das glatt rasierte Kinn, der breitrempige schwarze Hut, der neben Becker auf der Bank lag, die frommen Sprüche – all das fügte sich zu einem Bild zusammen.

»Sind Sie ein Wiedertäufer?«, fragte Andreas.

Ein Ausdruck von Unmut glitt über Beckers Gesicht. »Wir nennen uns Täufer. Wiedertäufer sagt nur ihr.« Er machte eine Pause, und als er weitersprach, klang seine Stimme traurig. »Ich gehörte zu den Ammannischen.«

»Sie gehörten?«

»Ich kann nicht mehr unter ihnen leben.«

Andreas schwieg und aß weiter. Er hatte gehört, dass die Wiedertäufer jene aus ihrer Gemeinde verstießen, die nicht nach ihren strengen Regeln lebten. War es Becker so ergangen? Gegen welche Regel mochte er verstoßen haben?

»Haben Sie denn einen Ort, an den Sie gehen können?«, fragte er, als

er mit dem Essen fertig war.

Becker trank einen Schluck Bier. Dann sah er ihn an. »Nein. Ich will versuchen, irgendwo Arbeit zu finden. Ich kann tischlern.«

Andreas schüttelte den Kopf. »Das wird schwierig, wenn Sie keine Lehre gemacht haben. Viele Tischlergesellen sind auf Arbeitssuche.«

»Irgendetwas wird sich finden. Gott verschont uns nicht vor allen Schwierigkeiten, aber er hilft uns, sie zu überwinden.«

War das so? Diese Sprüche kannte Andreas vom Gottesdienst. Im Krieg hatte er nichts davon gemerkt, dass Gott ihm geholfen hätte. Er war alleine gewesen, hatte seine eigenen Kämpfe ausfechten müssen und musste es immer noch, beinahe jede Nacht. Insgeheim beneidete er den Mann um seinen Glauben und sein Gottvertrauen. Es musste schön sein, sich so behütet zu fühlen.

Gebrüll am Nebentisch ließ ihn herumfahren. Die Kartenspieler stritten sich. Einer stand auf, schwankend hielt er sich an der Tischkante fest.

»Du hast beschissen! Ich hätte gewinnen müssen!« Seine Stimme klang verwaschen, fast schon lallte er.

»Hüte deine Zunge!«, sagte ein anderer. »Ich hatte die besseren Karten.«

»Das sind gezinkte Karten«, brüllte der Mann. Der andere stand auf und versetzte ihm einen Stoß vor die Brust, der ihn bis zu der Bank, auf der Becker saß, taumeln ließ. Er stolperte, stützte sich am Tisch ab und stierte Becker an. »Wer bist du denn? Warum glotzt du so?«

Becker senkte den Kopf und rückte ein Stück weg.

Ein Fehler, dachte Andreas, denn genau das reizte den Mann erst recht.

»He, ich rede mit dir!« Der Mann packte Becker am Hemd und schüttelte ihn. Becker schwieg weiterhin und unternahm auch nichts, um sich zu wehren. Der Betrunkene ließ sein Hemd los und schubste ihn.

»Was bist'n du für einer? Wehrst dich gar nicht.« Wieder versetzte er ihm einen Stoß. »Du bist einer von den Wiedertäufern, was? Die wehren sich ja nie. Keinen Mumm in den Knochen, diese Ketzer.«

Andreas erhob sich. »Lass den Mann in Ruhe und verschwinde«, sagte er scharf.

Der andere drehte den Kopf. »Du hast mir gar nichts zu sagen. Bist du

auch einer von denen? Lumpenpack. Man sollte euresgleichen verbrennen oder ertränken, wie man es früher getan hat.«

Er wandte sich wieder zu Becker, griff nach seinem Bierkrug und goss ihm den Rest des Bieres über den Kopf.

Das ging zu weit. Entschlossen griff Andreas nach der Hand des Säufers, nahm ihm den Krug ab. Dann packte er seine Arme, drehte sie ihm auf den Rücken und zerrte ihn durch den Schankraum zur Tür. Dort verpasste er ihm einen Stoß in den Rücken. Der Mann stolperte die Stufen hinunter nach draußen und fiel bäuchlings in den Schlamm.

»Das nächste Mal lässt du unbescholtene Reisende in Frieden«, sagte Andreas. Dann ging er in die Schenke.

Der Wirt stürmte an ihm vorbei, zur Tür hinaus. »Du musst noch deine Zeche bezahlen, Hermann.«

Andreas kehrte an den Tisch zurück. Becker trocknete sich das Gesicht mit einem Tuch ab.

»Jetzt bin ich Ihnen schon zum zweiten Mal zu Dank verpflichtet«, sagte er.

»Warum haben Sie sich nicht gewehrt?«, fragte Andreas. »Wenn Sie kein Täufer mehr sind, dürfen Sie sich doch verteidigen?«

Der Mann lächelte traurig. »Im Herzen werde ich immer zu den Ammannischen gehören.«

»Hat man Sie aus der Gemeinde ausgeschlossen?«

Becker sah ihn lange an. »Nein, ich bin gegangen.«

Es wurde immer rätselhafter. Becker war offensichtlich streng gläubig, und doch hatte er die Gemeinde verlassen? Aber schließlich ging es ihn nichts an. Es wurde Zeit für ihn zu schlafen. Er wusste immer noch nicht, wohin sein Weg ihn führen würde. Er verabschiedete sich. »Ich muss morgen sehr früh los.«

Becker nickte und dankte ihm noch einmal.

Mit einer Kerze in der Hand zeigte ihm die dralle Magd den Weg nach oben in seine Kammer. Sie öffnete die Tür, ging hinein und entzündete eine Öllampe. Dabei beugte sie sich so weit vor, dass ihre Bluse den Blick auf ihre Brüste freigab. Er dankte ihr höflich, hielt ihr die Tür auf und verriegelte sie, nachdem sie das Zimmer verlassen hatte.

Die Kammer war einfach. Ein Bett, ein Waschtisch, auf dem Krug und Schüssel standen, eine Truhe an der Wand. Er zog sich aus, löschte das Licht und legte sich ins Bett. Die Matratze war weich, fast ein wenig zu weich für seinen Geschmack, er hatte das Gefühl, darin zu versinken.

Er schlief überraschend gut, vielleicht lag es am Bier. Jedenfalls erwachte er am Morgen ausgeruht und ohne Flohbisse.

Er wusch sich mit dem kalten Wasser aus dem Krug. Das Trockentuch hatte schon bessere Zeiten gesehen, die Ränder waren ausgefranst, und es hatte einige Flecken, die wohl beim Waschen nicht mehr rausgingen, denn es roch sauber. Im Gegensatz zu seinem Hemd. Er rümpfte die Nase, als er es zuknöpfte. Im nächsten Ort musste er sich andere Kleidung besorgen.

Bisher hatte er nur möglichst schnell Entfernung zwischen sich und Weilburg legen wollen, doch jetzt musste er darüber nachdenken, wie es weitergehen sollte. Wohin sollte er gehen, und wovon sollte er leben? Als Soldat konnte er sich nicht mehr verdingen, er wollte es auch nicht mehr. Vom Kämpfen und Töten hatte er genug, das, was er erlebt hatte, reichte für ein ganzes Leben. Nur was sollte er tun? Doch eine Stellung als Mühlknecht suchen? Aber wer würde ihn nehmen, ohne Papiere und ohne Empfehlung. Plötzlich kamen ihm Beckers Worte in den Sinn: *Gott verschont uns nicht vor allen Schwierigkeiten, aber er hilft uns, sie zu überwinden.* Er wünschte sich, auch eine solche Sicherheit zu empfinden.

Nun, zunächst mal musste er aufpassen, dass er seinen Häschern nicht in die Arme lief, denn die würden die Suche nicht so schnell aufgeben. Das hieß, weiterziehen und sich weiter verstecken.

Aus seinem Beutel nahm er so viele Münzen, wie er heute voraussichtlich brauchen würde, und steckte sie in seine Börse. Den Beutel hängte er sich wieder um den Hals und verbarg ihn unter seinem Hemd. Die Börse verstaute er in seinem Bündel. Dann schlüpfte er in seine Stiefel, nahm seine Jacke und ging hinunter in den Schankraum.

Zu seiner Überraschung saß Jakob Becker an einem der Tische. Er musste die Nacht im Schober des Gasthauses verbracht haben. Andreas beschloss, sich zu ihm zu setzen. Er trat an den Tisch. »Guten Morgen.«

Ein Lächeln glitt über Beckers schmales Gesicht. »Grüß Gott. Willst du

dich zu mir setzen? – Verzeihung. Wollen Sie sich zu mir setzen?«

Andreas erwiderte das Lächeln. »Wir können ruhig Du sagen.«

»Danke, Johannes.«

Einen Augenblick lang war Andreas verwirrt. Doch dann fiel ihm ein, dass er sich als Johannes vorgestellt hatte. Jakob schien seine kurze Verwirrung bemerkt zu haben, seine Augen verengten sich ein wenig. Er sah ihn forschend an, sagte jedoch nichts.

Ein junges Mädchen brachte ihnen zwei Schalen Hafergrütze.

»Habt ihr auch Milch?«, fragte Andreas.

Sie nickte. »Das kostet aber extra.«

»Bring uns zwei Becher.«

»Du sollst nicht schon wieder für mich bezahlen«, sagte Jakob.

Andreas presste kurz die Lippen zusammen. Er wusste selbst nicht, warum er so handelte. Er dachte an all das, was er im Krieg getan hatte.

»Ich habe in den letzten Jahren wenig Gutes getan. Ich mache es mehr für mich als für dich.«

Jakob beugte sich vor und sah ihm in die Augen. »Ich weiß nicht, was du in den letzten Jahren gemacht hast, aber mir hast du geholfen, obwohl ich ein Fremder bin. Manchmal ist es so, dass wir keinen Einfluss auf unsere äußeren Umstände haben. Wir müssen sie hinnehmen und vielleicht Dinge tun, die wir nie tun wollten oder später bereuen. Das macht dich nicht zu einem schlechten Menschen.«

Er wartete nicht auf Antwort, sondern begann zu essen.

Nach dem Frühstück nahm Jakob sein Bündel und stand auf. »Dann werde ich mich auf den Weg machen.«

Andreas erhob sich, griff ebenfalls nach seinem Bündel, und gemeinsam gingen sie nach draußen. »Du hast kein Gepäck?«, fragte Jakob etwas verwundert.

»Nein.« Wieder etwas, das ihn verdächtig machte. Er hatte Geld, reiste aber ohne jedes Gepäck. Welche Erklärung sollte er nun dafür geben? Doch Jakob fragte gar nicht, er nickte nur und sagte: »Leb wohl, Johannes. Geh mit Gott.«

»Leb wohl, Jakob. Ich hoffe, du findest einen Ort, an dem du leben kannst.«

Andreas wandte sich nach rechts und marschierte los. Jakob ebenfalls. Verblüfft hielten sie inne und sahen sich an.

»Du bist nicht zu Pferd unterwegs oder nimmst die Postkutsche?«, fragte Jakob.

»Nein.« Andreas ging weiter, Jakob hielt sich neben ihm.

»Es scheint, wir kennen beide unser Ziel nicht. Lass uns noch ein Stück zusammen gehen.«

Im ersten Augenblick wollte Andreas widersprechen, ein Ziel nennen, doch dann besann er sich. Er hatte keinen Ort, an den er gehen konnte, er musste nur fort. Jakob war angenehme Gesellschaft, und zu zweit ging es sich leichter als alleine.

Der Himmel war noch bewölkt, und es war kühl, doch es regnete nicht mehr. Sie kamen rasch voran. Nach zwei Stunden riss die Wolkendecke auf, gab den Blick auf blauen Himmel frei. Kurz danach schien die Sonne durch die Lücken, und es wurde rasch warm. In den Hecken am Wegrand zwitscherten Meisen, ab und zu raschelte es. Sie kamen an Äckern vorbei, aus denen es dampfte. Die feuchte Erde duftete süß.

Jakob atmete tief ein. »Endlich ein bisschen Sonne. In den letzten beiden Jahren waren die Sommer viel zu kühl. Die Menschen brauchen unbedingt wieder gute Ernten.«

Andreas konnte nichts dazu sagen, er war die letzten beiden Jahre im Krieg gewesen. Bei Waterloo waren sie schier im Schlamm versunken, doch über Landwirtschaft hatte er sich keine Gedanken gemacht. Hinter ihnen erklangen Hufschläge und das Rattern von Rädern. Die Postkutsche. Rasch traten sie an den Wegrand und ließen das Gefährt vorbei. Der Kutsche folgten in einigem Abstand zwei Reiter in Uniform. Andreas' Herz schien einen Schlag auszusetzen. Gehetzt sah er sich nach einem Versteck um. Doch es war zu spät, sich in die Büsche am Wegrand zu schlagen, die Männer hatten ihn und Jakob schon gesehen. Er konnte nur hoffen, dass sie ihn nicht kannten. Jakob ging weiter, Andreas folgte ihm mit gesenktem Kopf. Vielleicht ritten sie auch einfach vorbei.

Doch nein, die Hufschläge verlangsamten sich, der erste der Soldaten zügelte sein Pferd neben ihnen.

»Hallo, wohin des Wegs?«

»Wir wollen nach Mainz«, antwortete Jakob. Andreas zwang sich, den

Blick zu heben. Es half nichts. Wenn es Leute aus seiner Kompanie waren, würden sie ihn erkennen, aber wenn nicht, würde er sich verdächtig machen, wenn er sie nicht ansah.

Vor Erleichterung wurden seine Knie weich. Beide Männer hatte er nie zuvor gesehen.

Die Soldaten musterten Jakob, dann Andreas. »Wir sind auf der Suche nach einem Deserteur«, sagte der vordere. »Er hat vor drei Tagen einen Offizier getötet und ist geflohen. Er ist alleine unterwegs. Er ist groß und hat blondes Haar.« Er runzelte die Stirn. »Haben Sie einen Mann gesehen, auf den das zutrifft?«

Jakob lächelte. »Nun, wie Sie sehen, trifft das auf uns beide zu. Aber wir sind gemeinsam unterwegs und das schon seit einer Woche.«

Der Soldat nickte. »Halten Sie die Augen offen, und wenn Sie jemanden sehen, auf den die Beschreibung zutrifft, melden Sie es. Sein Name ist Andreas Faber, aber er wird wohl unter falschem Namen reisen.«

Er winkte seinem Gefolgsmann, und sie ritten weiter.

Jetzt erst merkte Andreas, dass er die Fäuste geballt hatte. Seine Hände waren schweißnass, und auch auf seinem Rücken spürte er kalten Schweiß.

Schweigend setzten sie ihren Weg fort. Andreas warf Jakob verstohlene Blicke zu. Er hatte ihn gerettet, indem er gelogen hatte.

»Warum hast du gesagt, dass wir schon seit einer Woche gemeinsam reisen?«

Jakob wandte den Kopf. »Vielleicht bin ich ja der, den sie suchen.«

»Nein!«, entfuhr es Andreas.

Ein feines Lächeln spielte um Jakobs Lippen. »Du hast recht, ich bin es nicht. Aber ich reise unter falschem Namen, so wie du.«

»Woher weißt du, dass ich ...« Er brach ab.

»Wenn ich dich Johannes nenne, siehst du dich um, als wäre jemand anderes gemeint. Es ist nicht dein richtiger Name.«

Andreas presste die Lippen zusammen. So leicht war er zu durchschauen? Er musste viel vorsichtiger sein.

»Du bist dieser Andreas Faber«, sagte Jakob. »Und ich weiß das, weil du mir eben so energisch widersprochen hast. Du bist kein guter Lügner.«

»Offensichtlich nicht.« Er atmete tief durch. »Wirst du mich anzeigen? Jetzt, wo du weißt, wer ich bin?«

»Nein. Es steht mir nicht zu, über dich zu richten. Das wird Gott tun. Außerdem glaube ich nicht, dass du ein Mörder bist. Mörder tun das nicht, was du für mich getan hast.«

Plötzlich hatte Andreas das Bedürfnis, mit diesem Mann über das zu reden, was geschehen war. Jakobs ruhiges, abgeklärtes Wesen hatte von Anfang an sein Vertrauen geweckt.

»Es war kein Mord«, begann er stockend. Jakob schwieg. »Der Mann wollte meine Schwester schänden. Ich habe versucht, ihn daran zu hindern. Er hat seinen Degen gezogen, und plötzlich – plötzlich stand ich wieder auf dem Schlachtfeld. Sonst passiert mir das nur nachts. Ich träume, aber es ist nicht wirklich ein Traum. Es ist, als würde alles noch mal passieren. So ging es mir auch in diesem Moment. Ich sah nicht mehr den Offizier, ich sah einen Franzosen, der auf mich losging. Ich zog meinen Säbel und tötete ihn.« Er machte eine Pause, wartete auf ein Wort von Jakob. Abscheu oder einen Hinweis, dass es trotzdem Sünde war, was er getan hatte. Doch Jakob sah ihn nur an. Mitgefühl zeigte sich in seinem Gesicht.

»Meine Schwester und ich haben die Leiche versteckt. Meine Eltern haben mir Geld gegeben, und ich bin geflohen.«

»Bereust du, was du getan hast?«

»Ich bereue nicht, dass ich meine Schwester beschützt habe, aber ich wollte ihn nicht töten. Ich wollte eigentlich niemals töten.«

»Du bist nicht freiwillig Soldat geworden?«

»Doch. Ich habe mich verleiten lassen. Vom Geld, vom Ansehen, das man angeblich gewinnt. Es gab ein Mädchen, das ich beeindrucken wollte. Ich war dumm.«

»Hm«, machte Jakob nur.

Eine Zeitlang gingen sie schweigend. Es war ein schöner Tag, die Wolken hatten sich aufgelöst, die Sonne schien. Neben dem Weg wuchsen Margeriten, Wegwarte und Klatschmohn. Dahinter blühte der Weißdorn, Hunderte von Bienen summten in seinen Ästen. Über ihnen ertönte der wilde Schrei eines Habichts. Von weiter her drang das Mähen von Schafen, das Bellen eines Hundes. Andreas hatte fast vergessen, wie

sich Frieden anfühlte. Ob er wohl jemals einen Ort finden würde, in dem er in Ruhe leben konnte? Ohne Angst vor den Häschern des Landesfürsten?

Sie kamen durch ein kleines Dorf, kaum mehr als zwanzig Häuser. Vor einem davon spielten Kinder an einer Pfütze, sie bauten Mauern und Türmchen aus Matsch. Andreas fiel auf, wie mager sie waren. Eine Frau kam ihnen entgegen, am Arm einen Korb mit Kirschen. Andreas sprach sie an, fragte, ob sie ihm ein paar Kirschen verkaufen würde. Sie musterte ihn misstrauisch. Auch sie war sehr mager, das Kleid schlotterte an ihr. Ein Mädchen von etwa vier Jahren klammerte sich an ihren Rock. Das flachsblonde Haar war zu Zöpfen gebunden, die Augen riesig in dem kleinen Gesicht.

»Ich zahle gut«, sagte Andreas.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Was nützt Geld, wenn ich mir nichts dafür kaufen kann? Es gibt kaum noch Mehl in den Speichern, und Gott weiß, wie die diesjährige Ernte ausfällt.«

Sie ging weiter.

»Ich wusste nicht, dass es so schlimm steht«, sagte Andreas.

»Es ist nicht überall so«, antwortete Jakob. »Den Bauern auf den großen Höfen geht es besser. Doch die Spekulanten horten Getreide und Mehl.«

»Bist du Bauer?«

»Die Ammannischen sind fast alle Bauern. Sie wollen unabhängig sein, nicht auf den Staat angewiesen. Sie leben in dieser Welt, aber nicht von dieser Welt. Sie fühlen sich nur Gott gegenüber verantwortlich. Die Gesetze dieser Welt gelten für sie nicht. Sie leisten keine Eide, bekleiden keine weltlichen Ämter und gehen nicht zum Militär.«

Gegen Mittag erreichten sie ein größeres Dorf und machten Rast in einem Wirtshaus. Sie aßen dicke Erbsensuppe und tranken Wasser dazu.

»Was droht dir, wenn sie dich erwischen?«, fragte Jakob. »Die Todesstrafe?«

»Spießrutenlaufen für die Desertierung, Hinrichtung für den Tod des Offiziers.«

Andreas zog unwillkürlich die Schultern hoch. Einmal hatte er einen Spießrutenlauf mitmachen müssen. Man hatte den Soldaten in

Salzwasser getränkte Weidenruten in die Hand gedrückt und gedroht, jeder, der nicht fest genug zuschlage, müsse nach dem Delinquenten durch die Gasse laufen. Der Verurteilte war ein Junge von achtzehn Jahren gewesen. Vor ihm war ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonett rückwärts gegangen, um dafür zu sorgen, dass der Junge nicht zu schnell durch die Gasse lief. Am Ende hatte man auf seinem Rücken keine Haut mehr gesehen, nur das rohe Fleisch. Für ihn selbst würde es wohl noch schlimmer kommen, sollte man ihn finden. Vielleicht war es besser, wenn er auf der Flucht erschossen wurde.

»Was wirst du jetzt tun?«, fragte Jakob.

»Ich weiß es nicht. Ich kann nicht zu meinen Verwandten, ich muss einen Ort finden, an dem mich niemand kennt. Und selbst dann bin ich nicht sicher, ob sie mich irgendwann finden. Ein Leben auf der Flucht, das ist es, was mich erwartet.«

Jakob zog die Augenbrauen zusammen, er wirkte nachdenklich, als würde er einen inneren Kampf ausfechten. Dann sah er ihn an. »Du musst an einen Ort, an dem dich niemand suchen würde.«

Andreas lachte kurz auf. »Eine verzauberte Insel, wie das legendäre Avalon. Aber das gibt es nicht.«

»Bei den Ammannischen würde niemand einen ehemaligen Soldaten vermuten«, antwortete Jakob ruhig.

Ungläubig starrte Andreas ihn an. »Bei den Täufern? Aber die leben doch unter sich. Ich kann nicht einfach zu einer Gemeinde gehen und sagen, ich will jetzt zu euch gehören. Oder doch?«

»Nein, das geht nicht. Aber einen von den Ammannischen, der seine Gemeinde verlassen hat, um vielleicht woanders eine Frau zu suchen, mit einem Brief des Bischofs, der ihn ausweist, würde man aufnehmen.«

»Nur, das bin ich nicht.« Andreas schüttelte ungeduldig den Kopf. Was nützte ihm diese Gedankenspielerei.

»Du nicht, aber ich«, sagte Jakob. »Du gehst an meiner Stelle.«

»Aber ... aber ...« Andreas räusperte sich. »Ich verstehe nicht. Sagtest du nicht, man hätte dich aus der Gemeinde verstoßen?«

»Nein. Ich sagte, ich kann nicht mehr unter ihnen leben.« Jakob griff nach seinem Becher und trank einen Schluck Wasser. »Es verhält sich so, dass auch ich ein Sünder bin. Dafür würde ich aus der Gemeinschaft

ausgestoßen werden, doch bisher konnte ich meine Sünde verbergen. Aber nun ist die Zeit gekommen, in der ich mich verheiraten soll, und das ... das kann ich nicht.«

»Aber warum kannst du nicht heiraten? Wenn dir keine Frau aus deiner Gemeinde gefällt, kannst du doch wirklich woanders eine suchen.« Verwirrt sah er Jakob an.

»Es geht nicht darum, dass mir keine Frau aus meiner Gemeinde gefällt«, antwortete er leise.

»Ah«, Andreas dämmerte es. »Du liebst eine, die du nicht bekommen kannst. Ist sie verheiratet?«

Jakob ging nicht darauf ein. »Um meiner Familie keine Schande zu bereiten, habe ich gesagt, dass ich eine Frau in einer anderen Gemeinde suchen möchte. Der Bischof schrieb mir einen Brief, mit dem ich mich ausweisen kann, und ich zog fort. Allerdings war es nie meine Absicht, zu einer anderen Gemeinde zu gehen. Ich wollte nur ehrenvoll Abschied nehmen und dann verschwinden. Niemand soll etwas von mir hören, niemand soll erfahren, dass ...« Er unterbrach sich und lächelte schief. »Deshalb ein neuer Name. Ich muss ein neues Leben anfangen. Und ich gebe dir meinen Namen, damit auch du neu anfangen kannst.«

»Warum willst du das tun? Warum willst du mir helfen? Doch nicht, weil ich dir gestern Abend eine Mahlzeit bezahlt habe?«

Andreas schwirrte der Kopf. Jakob hatte seine Gemeinde, seine Familie verlassen, damit sie nicht von einer Sünde erfuhren. Gegen welches Gebot hatte er verstoßen? Was war so unverzeihlich, dass man ihn ausstoßen würde? Und dann, plötzlich, fügte sich das, was Jakob über sich erzählt hatte, zu einem Bild. Er hätte heiraten sollen, aber er konnte es nicht. Er hätte seiner Familie Schande bereitet, deshalb war er gegangen, bevor sein Geheimnis offenbar wurde.

Gerede unter den Soldaten kam Andreas in den Sinn, Erzählungen von Männern, die zur See gefahren waren.

Das Blut schoss ihm ins Gesicht, als er begriff. Widernatürliche Neigungen. Jakob liebte die Frauen nicht, er liebte Männer. Deshalb hatte er seine Familie verlassen, bevor sie davon erfuhren. Ein Schauer lief über Andreas' Rücken, misstrauisch musterte er Jakob. »Du würdest mir deinen Namen, deine Papiere, geben – ohne Gegenleistung?«

»Ich brauche beides nicht mehr, aber dir ermöglichen sie ein neues Leben. Bei uns sagt man: Wenn du einem anderen den Berg hinauf hilfst, bist du selbst dem Gipfel näher. Unsere Situationen ähneln sich. Mir kann ich nicht helfen, aber dir.«

»Und wohin soll ich gehen? Ich kenne keine Täufer.«

»Nach Schönthal, das liegt in der Nähe von Zweibrücken. Der Bischof dort ist ein entfernter Verwandter unseres Bischofs, aber meine Familie hat keine Verwandten dort.«

»Aber ich kenne mich mit eurer Lebensweise nicht aus. Sie werden merken, dass ich kein Wieder... kein Täufer bin.«

»Ich erzähle dir, was du wissen musst. Und es gibt durchaus unterschiedliche Gebräuche in den verschiedenen Gemeinden. Wenn sie sich über etwas wundern, sagst du, da, wo du herkommst, wäre das üblich.«

»Und wo komme ich her?«

»Aus Waldeck, in der Nähe von Kassel.«

»Das geht niemals gut. Wenn zufällig jemand kommt, der dich kennt?«

»Dann musst du fliehen. Aber jetzt bist du auch auf der Flucht. Was hast du zu verlieren?«

Andreas dachte nach. Die Vorstellung, unter Wiedertäufern zu leben, beunruhigte ihn. Er war Lutheraner, und man hatte ihm immer erzählt, dass Wiedertäufer Ketzer wären. Doch er hatte sie sich auch ganz anders vorgestellt als Jakob. Fanatischer, verbissener. Und wie Jakob gesagt hatte: Was hatte er schon zu verlieren? Er musste einen Ort finden, an dem er bleiben konnte. Es musste ja nicht für immer sein. Irgendwann würden sie aufhören, nach ihm zu suchen. Vielleicht musste er nur ein Jahr dort bleiben und dann weiterziehen. Je länger er grübelte, desto besser erschien ihm Jakobs Plan.

»Und was wirst *du* tun?«, fragte er.

»Ich reise als Jakob weiter und versuche, Arbeit zu finden.«

»Wenn du nicht sofort als Täufer erkannt werden willst, brauchst du andere Kleidung, und du brauchst Geld«, sagte Andreas. »Beides kannst du von mir haben. Ich schlage vor, bei der nächsten Rast tauschen wir unsere Sachen.«

Er würde bei den Täufern nicht viel Geld brauchen, er konnte Jakob

etwas abgeben.

Jakob nickte. »Gute Idee.«

Einige Zeit später kamen sie an einen Bach. Andreas zog sein Hemd aus und wusch es. Jakob zögerte einen Moment, dann folgte er Andreas' Beispiel. Sie hängten die Hemden zum Trocknen an einen Baum in der Sonne. Andreas füllte seine Feldflasche aus dem Bach und kramte ein Stück Brot aus seinem Beutel, das er am Vorabend eingesteckt hatte. Er setzte sich auf einen Felsen.

Jakob lachte. »Ich habe auch etwas davon eingesteckt.« Er setzte sich ebenfalls. Beide nagten an dem harten Brot und ließen sich die Sonne auf den Rücken scheinen.

»Werden sich deine Eltern nicht wundern, wenn sie nichts mehr von dir hören?«, fragte Andreas.

»Ich werde ihnen schreiben. Vielleicht behaupte ich, ich wäre nach Amerika ausgewandert.«

Andreas sah ihn an. »Warum tust du das nicht? Auswandern, meine ich. Du könntest ein ganz neues Leben anfangen. Ich glaube, ich würde es machen.«

»Ich wage es nicht«, sagte Jakob leise. »Ich kann die Sprache nicht, und bei meinen Brüdern dort kann ich nicht unterkommen.«

»Kannst du deine Neigung nicht unterdrücken? So dass es niemand merkt?«

Ein trauriges Lächeln glitt über Jakobs Gesicht. »Das tue ich, seit ich gemerkt habe, dass Frauen und Mädchen mich nicht interessieren. Doch bei uns fällt es auf, wenn ein Mann nicht heiratet. Es wird erwartet. In eurer Welt gibt es durchaus Junggesellen, und niemand stört sich daran.«

»Was sage ich, wenn man mich fragt, warum ich meine Eltern nicht besuche oder sie mich?«, fragte Andreas.

Jakob kratzte sich am Kopf. »Vielleicht erzählst du, dass dein Vater gestorben ist und deine Mutter wieder geheiratet hat.«

Eine Stunde später tauschten sie ihre Kleider. Andreas suchte vergebens nach Knöpfen an Jakobs Hemd. Es hatte keine. Stattdessen Haken und Ösen.

»Wir haben keine Knöpfe«, sagte Jakob, der Andreas beobachtet hatte.

»Auch die Frauen nicht. Knöpfe sind eitel.«

»Eitel?«

»Sie dienen dazu, sich zu schmücken, besonders beim Militär. Sie sind nicht gottgefällig.«

»Hm.« Knöpfe waren eitel? Vielleicht war es doch keine so gute Idee, unter den Wiedertäufern zu leben. Auch die Hose aus dunklem Stoff hatte keine Knöpfe. Sie wurde einfach hochgezogen und mit Hosenträgern gehalten. Die Weste war aus dem gleichen Stoff wie die Hose, weit geschnitten und ohne jede Verzierung. Ebenso der Mantel, der eher einem Umhang glich, wie die Schäfer ihn trugen. Da es warm war, legte Andreas den Mantel zur Seite. Er schlüpfte in die Schuhe und setzte den breitrempigen Hut auf. Die Kleidung war ungewohnt weit, er fühlte sich eine wenig fremd. Vorsichtig wagte er einen Blick zu Jakob. Der hatte mittlerweile das Hemd an und schloss die Knöpfe an der Hose. Dann sah er auf. »Meine Güte, ist das umständlich. Hoffentlich finde ich die richtigen Knöpfe, wenn ich mal dringend pissen muss.«

Andreas grinste und zeigte auf seine Hose. »Diese hat gar keine.«

»Die ziehst du einfach runter.« Jakob musterte ihn anerkennend. »Du siehst gut aus. Schlicht.«

»Schlicht?«

»Ja. Wir legen großen Wert auf Schlichtheit. Solchen Firlefanzen wie hier gibt es bei uns nicht.« Er zeigte auf Jakobs Weste mit dem eingewebten Muster.

Firlefanzen, dachte Andreas. Und er hatte seine Sachen für einfach gehalten. Ein helles Leinenhemd, eine dunkelbraune Weste mit blauem Blumenmuster, noch nicht mal aufgestickt, eine braune Hose. Wie würde Jakob wohl den Aufzug nennen, in dem die reichen Bürgersöhne oder Adlige durch die Straßen der Städte flanierten?

»Oder dieses.« Andreas schwenkte die Halsbinde. »Muss ich das umbinden?«

»Wenn du nicht als Bauer gelten willst. Ich zeige dir, wie man sie bindet.«

Andreas nahm ihm die Krawatte aus der Hand, legte sie um seinen Hals und schlang den Knoten. Dann trat er einen Schritt zurück. »Steht dir gut.«

Tatsächlich war Jakob ein gut aussehender Mann. Groß, mit breiten Schultern und schmalen Hüften. In Frack und Zylinder würde er eine gute Figur machen, auch ohne die Polster, mit denen viele ihre Schultern breiter wirken ließen.

Jakob fuhr mit dem Finger unter den Stoff der Halsbinde. »Ob ich mich daran gewöhne?«

»Wirst du. Sei froh, dass mein Hemd keinen hohen Kragen hat. Und nun lass uns aufbrechen.«

»Wir sollten uns ab jetzt bei unseren zukünftigen Namen nennen«, sagte Jakob. »Damit wir uns daran gewöhnen. Besonders du.«

»Gut. Und wie ist dein richtiger Name? Jakob Becker ist es nicht, oder?«

»Ich hieß Daniel Hochleitner. Aber ab heute bin ich Jakob Becker. Daniel Hochleitner ist von nun an dein Name.«

»Daniel«, sagte Andreas leise. »Daniel. Ich mag den Namen.«

Jakob lächelte. »Daniel bedeutet: Gott ist mein Richter. Passend für uns beide, findest du nicht?«

Unterwegs erzählte Andreas von seiner Familie und wie sie lebten. Jakob hörte aufmerksam zu, stellte Fragen. Er wunderte sich darüber, dass Eheschließungen oft von den Eltern der Brautleute beschlossen wurden und dass sie vernehmlich der Vermehrung des Grundbesitzes oder anderen wirtschaftlichen Vorteilen dienten.

»Bei den Ammannischen ist das anders«, sagte er. »Da Besitz bei uns keine große Rolle spielt und wir alle zusammenhalten, ist es selten, dass junge Leute heiraten müssen, um den Besitz der Familie zu vermehren.«

Dann berichtete er von seiner Gemeinde. Staunend erfuhr Andreas, dass es keine Kirchen gab.

»Der Gottesdienst, die *Gemeeh*, wird jeden zweiten Sonntag bei einer anderen Familie gehalten. Anschließend gibt es das Liebesmahl.«

»Liebesmahl?«

»Ein gemeinsames Essen, wie Jesus es mit seinen Jüngern getan hat. Jeder bringt etwas mit, damit die Arbeit auf alle verteilt wird.«

Noch mehr staunte Andreas über die Tatsache, dass sich am Sonntagabend die unverheirateten Mädchen und jungen Männer bei der

Familie, bei der morgens der Gottesdienst abgehalten worden war, zum »Singen« trafen. Es war im Grunde eine Brautschau, denn hier fanden sich heiratswillige Paare zusammen.

Jakob erzählte, dass man unverheiratete Männer an ihrem glatt rasierten Gesicht erkannte. Erst wenn sie heirateten, ließen sie sich einen Bart stehen. Aber nur Kinn und Backenbart, keinen Schnauzbart, denn so einen trugen Soldaten, und von ihnen wollte man sich unterscheiden.

Am Abend erreichten sie ein Dorf, kehrten in die Wirtschaft ein, aßen zusammen.

Währenddessen erklärte Jakob Andreas weitere Regeln der Gemeinde. »Wir schwören keine Eide, wir üben kein weltliches Amt aus, wir gehen nicht vor Gericht. Wenn es Hader gibt, regeln wir es selbst. Und wie du weißt, sind wir wehrlos. Wir ziehen nicht in den Krieg und wehren uns nicht, wenn man uns angreift.«

Andreas revanchierte sich mit Ratschlägen, wie Jakob sich bei den Weltlichen, wie Jakob alle Nichttäufer nannte, verhalten sollte.

Die Nacht verbrachten sie in einem Heuschober.

Am nächsten Morgen trennten sie sich. Jakob zählte ihm noch einmal die wichtigsten Regeln der Ammannischen auf, dann umarmten sie sich.

»Ich wünsche dir Glück«, sagte Andreas. Was er genau damit meinte, wusste er gar nicht. Jakob würde mit seiner Neigung wohl nirgendwo sicher leben können, außer ganz im Geheimen, wenn er jemanden fand, der seine Neigung teilte.

»Ich wünsche dir Frieden«, erwiderte Jakob lächelnd. »Und vielleicht findest du sogar eine Frau, die du lieben kannst.«

Andreas hatte ihm von Charlotte erzählt, und Jakob hatte verwundert den Kopf geschüttelt. »Warum hat sie nicht einfach gesagt, ob sie dich heiraten will oder nicht? Warum diese Spielchen?«

»Um meine Leidenschaft anzufachen, nehme ich an.«

»Um ihre Eitelkeit zu befriedigen, denke ich. Du verdienst eine bessere Frau.«

An diese Worte dachte Andreas, als er seinen Weg allein fortsetzte. Charlotte. In den ersten Tagen seiner Flucht hatte er nur daran geachtet,

nicht gefasst zu werden. Doch seit er Jakob getroffen hatte, hatte er überlegt, ihr eine Nachricht zukommen zu lassen, wenn er einen Platz gefunden hatte, an dem er sicher war, und sie zu bitten, zu ihm zu kommen. Doch jetzt wurde ihm klar, dass es unmöglich war. Die schöne, verwöhnte Charlotte würde niemals auf ihren Schmuck, auf ihre prächtigen Kleider verzichten und ein einfaches Leben bei den Täufern mit ihm teilen. Er musste sie vergessen. Er musste alles hinter sich lassen, was sein bisheriges Leben ausgemacht hatte. Und er fing am besten damit an, von sich nur noch als Daniel zu denken. Bei den Täufern durfte es ihm nicht passieren, dass er nicht antwortete, wenn jemand ihn mit seinem neuen Namen ansprach.

Er war Daniel Hochleitner, zweiundzwanzig Jahre alt. Sohn von Anna und David Hochleitner. Er hatte drei Schwestern und zwei Brüder. Eine Schwester stand ihm besonders nahe, hatte Jakob erzählt, ihr Name war Magdalena. Erschrocken bemerkte er, dass er die Namen der anderen Geschwister vergessen hatte. Aber im Grunde machte das nichts, denn dort, wo er hinging, kannte niemand den echten Daniel Hochleitner und seine Familie.

»Daniel, Daniel, Daniel«, flüsterte er im Rhythmus seiner Schritte.
»Daniel, Daniel, Daniel.«

5. KAPITEL

Das Wetter blieb durchwachsen. Kühler, als es im Hochsommer sein sollte, und immer wieder regnete es. Trotzdem kam Daniel gut voran. Am dritten Tag nach seiner Begegnung mit Jakob gelangte er in die Nähe von Kaiserslautern. Hier sollte es auch Gemeinden der Ammannischen Täufer geben. Er presste die Lippen zusammen. In den letzten zwei Tagen hatte er am eigenen Leib erfahren, wie es den Wiedertäufern erging. Im ersten Wirtshaus, in dem er übernachten wollte, hatte ihm der Wirt den Zutritt verweigert.

»Hier ist kein Platz für Ketzer. Geh zu deinesgleichen, und lass anständige Leute zufrieden.«

Im nächsten Gasthof hatte man ihm einen Tisch in der dunkelsten Ecke zugewiesen. Die Schankmagd hatte mit angewidertem Gesicht den Bierkrug und den Teller auf den Tisch geknallt und sich sofort abgewandt. Kein Lächeln, kein Schäkern, noch nicht mal eine Spur Respekt, obwohl er sofort seine Zeche bezahlt hatte.

Wie würde man ihn bei den Täufern empfangen? Und wo sollte er sie finden?

Kurzentschlossen sprach er den ersten Mann an, der ihm auf der Landstraße begegnete. »Gott zum Gruß, der Herr. Können Sie mir sagen, wo ich die Gemeinde der Ammannischen finde?«

Der Mann musterte ihn, als sei er eine aufdringliche Stechmücke, dann trat er einen Schritt zurück und spuckte aus.

»Die Ketzer haben ein paar Höfe dort hinten.« Er wies nach Osten.
»Den Weg entlang und dann links abbiegen.«

Andreas musste sich zusammenreißen, um dem Mann für seine Frechheit nicht eine Ohrfeige zu verpassen. Doch er erinnerte sich an Jakobs Worte. Keine Gewalt. Die Täufer wehrten sich niemals, noch nicht einmal, wenn ihr eigenes Leben bedroht war. Er durfte auf keinen Fall auffallen. Also versteckte er die Hände hinter dem Rücken, damit der Mann nicht sah, wie er sie zu Fäusten ballte, presste ein knappes Danke heraus und ging weiter.

Kurze Zeit später kam er an eine Weggabelung und bog links ab. Der

Weg führte an einem Wäldchen entlang, auf seiner anderen Seite erstreckten sich Wiesen, auf denen Kühe grasten. Und dann sah er Gebäude. Ein Haus, eine Scheune und Stallungen. In einiger Entfernung entdeckte er noch ein Gehöft. Das musste die Siedlung der Ammannischen sein. Er blieb stehen und sammelte sich. Jetzt galt es. Er musste glaubwürdig wirken. Er war Daniel Hochleitner, ein Täufer aus Waldeck, auf der Suche nach einer Heimat und vielleicht einer Frau.

Das Haus war ein Fachwerkhaus mit hohem Giebel. Am Eingang des Hofes standen zwei große Walnussbäume, der Hof war gepflastert. An der Eingangstür rankte sich eine Kletterrose nach oben, ihre roten Blüten leuchteten in der Sonne. Neben dem Wohnhaus, mit etwas Abstand, befand sich ein Stall, die obere Hälfte der zweigeteilten Tür war geöffnet, Schwalben flogen ein und aus, von drinnen hörte er ein Schnauben. Es roch nach Pferden.

Aus einer Hundehütte kam ein großer gelber Hund, er knurrte und zeigte seine Zähne. Er lag an einer Kette, also ging Andreas weiter. Der Hund schlug an, und gleich darauf öffnete sich die Tür. Eine Frau in einem blauen Kleid und schwarzer Schürze erschien in der Tür. Ihr Haar war vollständig unter einer dunklen Haube verborgen. Verwundert sah sie ihn an. Er trat näher und zog den Hut.

»Gott zum Gruß. Mein Name ist Daniel Hochleitner. Ich komme aus dem Hessischen und wollte den Bischof dieser Gemeinde sprechen.«

Ein Lächeln zog über ihr Gesicht. »Ein Bruder aus dem Hessischen! Dann hast du eine lange Reise hinter dir. Komm herein.«

Sie sprach mit einem seltsamen Dialekt, den er so noch nicht gehört hatte. Es war nicht der Pfälzer Zungenschlag der Menschen in den Dörfern hier.

Sie trat zurück und winkte ihn herein.

»Ich bin Hannah Gerber. Komm und iss erst mal etwas. Unser Bischof ist Caleb Wagner. Um diese Zeit ist er in seiner Werkstatt. Ist es wichtig, soll ich ihn holen lassen?«

Verwirrt und verunsichert folgte er ihr.

»Gott freut sich, wenn wir Gastfreundschaft üben«, hatte Jakob gesagt. Aber damit, gleich hereingebeten und bewirtet zu werden, hatte er nicht

gerechnet. Hoffentlich machte er jetzt nichts falsch.

Hannah Gerber warf ihm einen Blick zu und legte den Kopf schief. Sie wartete noch auf Antwort, fiel ihm ein.

»Nein, es ist nicht dringend. Sie müssen ihn nicht holen.«

Irgendwas an seiner Antwort war wohl nicht richtig, sie runzelte die Stirn und blickte ihn nachdenklich an. Doch sie sagte nichts, sondern ging voran in die Küche. Dort stand eine andere Frau und schabte Möhren. Sie war ebenso gekleidet wie Hannah, ein dunkles Kleid und eine dunkle Schürze, jedoch war ihre Haube weiß und ließ ein winziges Stück ihres Haaransatzes sehen.

»Ruth, das ist Daniel Hochleitner, ein Bruder aus dem Hessischen«, sagte Hannah. »Er hat eine lange Reise hinter sich.«

Ruth hob den Kopf. Ihr Gesicht wirkte jung, sie schien noch keine zwanzig zu sein, doch die dunkle Kleidung ließ sie älter wirken.

»Herzlich willkommen, Daniel«, begrüßte sie ihn, und er wusste plötzlich, was er verkehrt gemacht hatte. Die Täufer duzten einander alle.

»Danke, Ruth«, sagte er und setzte hinzu: »Und danke, Hannah.«

»Setz dich.« Hannah wies auf einen der Stühle. Anschließend füllte sie einen Becher mit Milch aus einem Krug und stellte ihn auf den Tisch, holte ein Brot aus einem Schrank, schnitt einige Scheiben ab. Schließlich stellte sie das Brot, eine Butterschale und einen Topf mit Pflaumenmus vor ihn.

»Bitte, bedien dich.«

Ruth schabte weiter Möhren, blickte aber immer wieder neugierig zu ihm herüber. Auch Hannah blieb nicht untätig, sie rupfte ein Huhn.

Beide schwiegen und ließen ihn erst einmal essen. Das helle Brot musste aus feinem Mehl gebacken worden sein. Die Butter war frisch und süß, und das Pflaumenmus schmeckte köstlich. Er aß zwei Scheiben Brot, obwohl er nicht wirklich hungrig war, nur weil es so gut schmeckte.

»Das war wirklich sehr gut. Vielen Dank für eure Gastfreundschaft.«

»Das Mus habe ich gekocht«, sagte die junge Frau und lächelte ihn an. Daniel erwiderte ihr Lächeln. »Es ist köstlich.«

Hannah räusperte sich, warf ihrer Tochter einen strengen Blick zu und wandte sich dann an ihn. »Was führt dich aus Hessen hierher? Ihr werdet

dort doch nicht verfolgt, oder?«

»Nein. Die Weltleute sind wie hier. Manche sind freundlich, vielen sind wir ein Dorn im Auge, aber verfolgt werden wir nicht.«

Er hoffte, dass es stimmte, er hatte sich nie Gedanken über die Wiedertäufer gemacht. Viele schimpften auf sie, er hatte es auch gemacht, einfach weil es alle taten. Dabei hatte er bis zu der Begegnung mit Jakob kaum mit ihnen zu tun gehabt. Aber er konnte sich nicht erinnern, etwas von Verfolgung gehört zu haben.

»Ich habe mich auf den Weg gemacht, weil meine Gemeinde sehr klein ist.« Er erzählte die Geschichte, die Jakob sich für ihn ausgedacht hatte. Als er erwähnte, dass er sich woanders eine Frau suchen sollte, hob Ruth den Kopf, und ihre Augen glänzten. Auch Hannah betrachtete ihn, als wolle sie seine Qualitäten als zukünftigen Schwiegersohn abschätzen. Er unterdrückte ein Lächeln. Irgendwie waren alle Mütter junger Frauen einander ähnlich, ob sie nun Papisten, Täufer oder Lutheraner waren.

Die Haustür knarrte, und eine weitere junge Frau betrat die Küche. Sie trug einen Korb mit Bohnen in der Hand. Bei seinem Anblick blieb sie stehen und riss die Augen auf. »Huch.«

»Das ist meine Tochter Rahel«, sagte Hannah. »Rahel, wo sind deine Manieren? Begrüßt man so einen Gast?«

»Entschuldigung, Mama.« Sie knickte kurz. »Grüß Gott.«

Sie schien jünger zu sein als Ruth.

»Grüß Gott, Rahel. Ich bin Daniel.«

»Daniel«, wiederholte sie und starrte ihn weiterhin an.

Hannah seufzte. »Daniel möchte den Bischof sprechen. Hol bitte Elias, er soll ihn zum Wagnerhof begleiten.«

»Oh, das kann ich doch machen, Mama«, sagte Rahel. »Ich bin fertig mit dem Bohnenpflücken.«

Ruth hob ruckartig den Kopf und legte die Möhre, die sie gerade schälte, aus der Hand. »Wir können zusammen gehen. Dann muss Rahel den Rückweg nicht alleine machen.«

»Nein.« Hannah schüttelte den Kopf, doch um ihre Mundwinkel zuckte es. »Das macht Elias. Und jetzt ruf ihn bitte, Rahel.«

Das Mädchen schob schmollend die Unterlippe vor, widersprach aber nicht, sondern nickte und verließ das Haus. Auch Ruths Gesicht wirkte

ausgesprochen unzufrieden, als sie sich wieder den Möhren widmete.

Kurze Zeit später betrat ein Junge von etwa zwölf Jahren die Küche. Hannah stellte ihn als Elias vor, er war der Bruder der Mädchen.

Elias führte Daniel die Straße entlang. Er schien es ziemlich eilig zu haben. Bei einer Abzweigung blieb er stehen.

»Dort wohnt Bischof Wagner.« Er zeigte auf zwei Häuser am Ende des Weges. »Soll ich noch weiter mitgehen?«

Daniel war klar, dass er die Frage nur aus Höflichkeit stellte. »Nein, dahin finde ich schon. Vielen Dank für deine Hilfe.«

»Gern geschehen.« Elias drehte sich um und lief los, zurück zu seinem Haus.

Daniel ging weiter. Das war das Anwesen des Bischofs? Das Wohnhaus war in etwa so groß wie das der Gerbers, doch es gab keine Scheune, nur einen kleinen Stall. Er hatte angenommen, dass der Bischof der Mann mit dem größten Hof hier in der Gemeinde war. Offensichtlich hatte er sich getäuscht. Wie schon bei den Gerbers ging er zur Haustür und klopfte. Doch niemand öffnete. Von irgendwoher kam das Geräusch von Hammerschlägen auf Metall. Daniel ging zurück auf den Hof und sah sich um. Die Hammerschläge kamen aus dem kleinen Gebäude, das er für einen Stall hielt. Die Tür stand offen. Er trat näher und blickte hinein.

Es war kein Stall, sondern eine Werkstatt. An den Wänden hingen zahllose Werkzeuge, manche hatte er nie zuvor gesehen. An einer Wand lehnten einige Räder, in der Mitte des Raums stand das Gerüst eines Leiterwagens. Auf dem Boden lagen mehrere Radnaben. In einer Esse glühte Feuer. Ein Mann stand über einen Amboss gebeugt und hämmerte auf ein Stück Metall ein. Er war groß, hatte breite Schultern, und unter dem Hemd zeichneten sich deutlich die Muskeln ab. Daniel wartete, bis er fertig war, dann klopfte er an die Tür. »Guten Tag.«

Der Mann wandte sich um. »Guten Tag.«

Sein Haar und sein Bart waren dunkelbraun und sein Gesicht rußverschmiert. Seine Augen waren von einem hellen Blau und sahen Daniel überrascht an. »Gott zum Gruß, Bruder. Was kann ich für dich tun?«

»Ich suche den Bischof. Caleb Wagner.«

Der Mann legte den Hammer weg und wischte sich die Hände an der Schürze ab.

»Das bin ich.«

Daniel riss die Augen auf. Das war der Bischof? Er schien nicht älter zu sein als sein Vater. Einen Bischof hatte er sich anders vorgestellt. Er hatte einen alten würdigen Mann mit weißem Bart und weißen Haaren erwartet. Caleb Wagner hatte Hände wie Schaufeln und sah aus, als könne er einen Mann mit einer Ohrfeige zu Boden werfen.

Wagner grinste, offensichtlich war er diese Reaktion von Fremden gewöhnt. »Ich bin hier der Stellmacher und der Schmied.«

»Ja, ich sehe ...« Daniel wusste nicht, was er sagen sollte.

»Ich bin gleich fertig, dann können wir reden. Du kannst mir helfen.« Wagner drückte ihm eine Zange in die Hand. Mit einer zweiten Zange holte er den Eisenring, den er eben geschmiedet hatte, und setzte ihn auf eine Radnabe auf dem Tisch. Das Holz zischte, Rauch stieg auf.

»Jetzt mit der Zange festhalten«, sagte er.

Daniel hielt den Ring auf der einen Seite, Wagner auf der anderen, während er ihn mit einem Hammer in die richtige Position schlug. Dann nahm er die Radnabe und tauchte sie in einen Eimer Wasser. Zischend verdampfte Wasser. Rasch holte Wagner das Holz wieder heraus, stellte es zurück auf den Tisch und korrigierte den Sitz des Eisenrings mit ein paar weiteren Schlägen. Dann legte er den Hammer weg und richtete sich auf.

»So. Das war's. Danke für deine Hilfe. Was führt dich zu uns?«

Seine direkte, unverblünte Art, ihn zur Arbeit anzustellen, verblüffte Daniel, aber es machte ihn auch sympathisch. Er schien jemand zu sein, auf den man sich verlassen konnte. Die Ammannleit wählten ihre Bischöfe, hatte Jakob erzählt. Demnach genoss Caleb Wagner wohl das Vertrauen der Gemeinde. Eigentlich wunderte ihn das nicht, es passte nur nicht in das Bild, das er sich von den Täufern gemacht hatte.

Wieder erzählte Daniel seine Geschichte. Während er sprach, räumte Wagner seine Werkzeuge weg, löschte das Feuer in der Esse und fegte die Werkstatt, blickte ihn dabei immer wieder an und nickte, zum Zeichen, dass er zuhörte.

Schließlich überreichte Daniel den Brief, den der echte Daniel ihm

gegeben hatte. Er kannte ihn mittlerweile auswendig. Elias Basinger, der Bischof der Gemeinde bei Waldeck bezeugte, dass Daniel Hochleitner, Sohn von David Hochleitner, einem angesehenen Mitglied der Gemeinde, plane, nach Süden zu wandern, um eine neue Heimat und vielleicht auch eine Braut bei den Ammannleit zu finden, und bat darum, ihn wohlwollend aufzunehmen.

Wagner ließ das Blatt sinken und sah Daniel an. »Wie geht es unseren Brüdern in Waldeck?«

»Es geht ihnen gut. Die Ernte letztes Jahr war nicht so reich, aber niemand muss hungern.« Das hatte sein Vater erzählt. Zwar hatte er nicht von den Täufern, sondern den Bauern in Eschenweiler gesprochen, aber in Waldeck dürfte es nicht anders sein.

»Er schreibt, dass du dir eine Frau suchen willst. Da werden für dich hier viele Türen offen stehen. Bei uns gibt es mehr junge Frauen als junge Männer. Allerdings musst du eine Familie ernähren können, vorher kannst du nicht heiraten. Tut mir leid.«

Daniel tat es kein bisschen leid, im Gegenteil, er musste aufpassen, dass Wagner ihm seine Erleichterung nicht ansah. Damit hatte er einen guten Grund, die heiratswütigen Töchter der Täufer zu trösten, und eine Erklärung, warum er nicht um eine warb.

»Womit kannst du deinen Lebensunterhalt verdienen?«, fragte Wagner.

»Mein Vater war Müller, ich habe in der Mühle gearbeitet. Allerdings bin ich ein jüngerer Sohn, mein älterer Bruder hat die Mühle übernommen. Ich kann außerdem schreinern und weiß einiges über Getreideanbau.«

Jeder Müller musste in der Lage sein, das Mühlrad oder das Gerinne selbst zu reparieren oder Reparaturen am Mahlwerk vorzunehmen, deshalb hatte sein Vater ihm und seinem Bruder das Arbeiten am Holz beigebracht.

»Dann könntest du mir ab und zu zur Hand gehen. Du hast dich ja vorhin schon gut angestellt. Ich baue die Kutschen für unsere Gemeinde und erledige ab und zu Schmiedearbeiten. Allerdings habe ich nicht so viel Arbeit, dass ich dich als Knecht anstellen könnte. Aber es wird sich etwas finden, da bin ich sicher. Gott wird es richten.«

Daniel nickte. »Amen.«

»Zunächst kannst du in meinem Haus bleiben. Ich rede morgen mit den Ältesten, und wenn sie dafür sind, dass wir dich in unsere Gemeinde aufnehmen, werden wir sehen, bei wem du wohnen kannst, bis du ein eigenes Heim gründest. Bei uns ist es ein wenig eng, meine Lea erwartet demnächst ihr zehntes Kind.«

»Herzlichen Glückwunsch!« Zehn Kinder! Dieser Caleb Wagner war wahrhaftig gänzlich anders als das, was man sich unter einem Bischof gemeinhin vorstellte.

Etwas verwundert war er darüber, dass der Bischof nicht einfach so darüber entscheiden konnte, ihn aufzunehmen. Daniel hatte wohl noch viel zu lernen, was die Gepflogenheiten der Täufer anging. Und er sollte endlich aufhören, sie so zu nennen, ermahnte er sich in Gedanken. Für die nächsten Monate, vielleicht länger, war er einer von ihnen. Sie selbst nannten sich je nach Region Ammannische oder Ammannleit, nach dem Gründer ihrer Religionsgemeinschaft, Jakob Ammann. Das hatte Jakob ihm erzählt.

Caleb Wagner unterbrach seine Gedanken: »Wie alt bist du?«

»Ich bin zweiundzwanzig.«

»Dann bist du sicherlich schon getauft, nicht wahr?«

Natürlich, wollte er sagen, doch dann fiel ihm ein, dass der Bischof sicher die Erwachsenentaufe meinte. Erst wenn man getauft war, gehörte man zu den Ammannleit. Jakob hatte erzählt, dass er sich erst mit zwanzig hatte taufen lassen, die meisten jungen Leute entschlossen sich schon um ihr achtzehntes Lebensjahr dazu, Mädchen oft früher. Nach der Taufe wurde dann erwartet, dass man heiratete und eine Familie gründete.

»Ja, ich bin getauft«, sagte Daniel. Zum ersten Mal hatte er das Gefühl, wirklich zu lügen, seinen Glauben zu verraten und den Mann vor sich zu betrügen. Es fühlte sich nicht gut an.

Wagner sah ihn prüfend an. Ahnte er, was in ihm vorging? Doch dann nickte er.

»Komm, ich gehe mich waschen, dann stelle ich dich meiner Familie vor.«

Er griff nach einem Eimer und verließ die Werkstatt. Zwischen Werkstatt und Wohnhaus führte ein Weg zu einem Bach, der hinter dem

Haus entlangfloss. Links vom Weg lag ein eingezäunter Gemüsegarten. Mindestens fünf Kinder von etwa vier bis vierzehn Jahren arbeiteten dort. Die Älteren hackten, pflückten Bohnen und Erbsen. Die Kleineren knieten zwischen den Beeten und rupften Unkraut.

»Schön, dass ihr so fleißig seid«, rief Caleb und winkte ihnen zu. Sie winkten lachend zurück.

Am Bach schöpfte der Bischof einen Eimer Wasser und drückte ihn Daniel in die Hand. Dann streifte er die Hosenträger ab, zog sein Hemd aus, kniete sich ans Ufer und wusch sich Gesicht und Arme im Bach. Daniel konnte kaum den Blick von ihm wenden. Selten hatte er einen so kräftigen Mann gesehen. Er wirkte massig, doch unter seiner Haut zeichneten sich nur Muskeln ab, kein Fett. Er sah aus wie einer der Boxer, die ab und zu auf Jahrmärkten für Geld kämpften. Wahrscheinlich konnte Caleb Wagner jeden von ihnen besiegen. Die Ammannleit verachteten Gewalt, und der Bischof würde sich vermutlich niemals prügeln, doch schon aufgrund seines Aussehens würde sich wohl niemand mit ihm anlegen.

Wagner stand auf, zog das Hemd wieder an und die Hosenträger hoch, setzte den Hut auf und wollte Daniel den Eimer abnehmen.

»Den kann ich tragen«, sagte Daniel.

»Wie du meinst.«

Sie gingen zurück zum Haus.

Caleb öffnete die Tür, winkte Daniel herein und rief gleichzeitig: »Lea, wir haben Besuch!«

»Ich komme.«

Die Frau, die aus der Küche trat, war beinahe ebenso groß wie Caleb Wagner. In dem dunklen, sackähnlichen Kleid, das sie trug, wirkte sie fülliger, als sie wahrscheinlich war. Ihr Haar war von einer dunklen Haube vollständig bedeckt.

Daniel schüttelte innerlich den Kopf. Warum nur liefen die Frauen der Täufer alle herum wie Krähen? Schlichtheit bedeutete doch nicht, dass man sich verunstaltete.

Sie lächelte ihn an. »Willkomm.«

Hinter ihr wuselte ein etwa dreijähriger Junge aus der Küche. Er trug Hosen, Hemd und sah aus wie eine kleine Ausgabe eines Ammann-

Mannes.

»Das sind meine Frau Lea und mein Sohn Jonas«, stellte Caleb die beiden mit hörbarem Stolz in der Stimme vor. »Die anderen Kinder hast du im Garten gesehen, nur Ruben ist gerade unterwegs, sonst hilft er mir in der Werkstatt. Unsere beiden ältesten Töchter und der älteste Sohn sind verheiratet. Wir haben auch schon fünf Enkelkinder.«

Daniel nickte und betrachtete Lea genauer. Auf den ersten Blick war sie nicht besonders hübsch, ihr Gesicht wirkte streng, doch auch klar und auf eine gewisse Weise ansprechend. Ohne Haube und mit anderer Kleidung hätte sie eine der Walküren aus der Nibelungensage sein können. Groß, kräftig, mit kühnen Zügen.

»Daniel möchte sich bei uns niederlassen«, sagte Caleb. »Er kann heute Nacht in der Werkstatt schlafen. Morgen ist die Versammlung der Ältesten, da trage ich seine Bitte vor.«

Etwa zwei Stunden später saß Daniel mit dem Bischof, seiner Frau und ihren Kindern um einen riesigen Tisch und betete. Anschließend aßen sie. Wie bei den Gerbers gab es Brot, Butter, Käse, dazu stand eine Schale mit Dickmilch mit Blaubeeren auf dem Tisch.

Nach dem Essen führte Wagner Daniel in die Werkstatt. In einer Ecke stand eine Pritsche mit einem Kissen und einer Decke. »Etwas Besseres kann ich dir leider nicht bieten. Du siehst ja, unser Haus ist voll.«

»Ich bin dir sehr dankbar«, sagte Daniel.

Wagner zündete eine Öllampe an. »Falls du nachts raus musst, der Abtritt ist rechts hinter der Werkstatt. Und wo du Wasser findest, weißt du ja. Ein Eimer steht dort.«

Er wünschte ihm noch eine gute Nacht und ließ ihn allein.

Daniel blickte sich in der Werkstatt um. An den Wänden lehnten zwei fertige Wagenräder, daneben vorbereitete Radnaben und Speichen. An der Wand hingen die Werkzeuge.

Wo du Wasser findest, hatte Caleb gesagt. War das ein Hinweis gewesen, dass er sich waschen sollte? Schon bei den Gerbers war ihm aufgefallen, wie sauber die Stube gewesen war, und auch die Kleidung der Frauen war nahezu fleckenlos gewesen. Ebenso bei den Wagners.

Caleb hatte sich nach der Arbeit gewaschen und vor dem Abendessen

ein reines Hemd angezogen.

Noch war es hell. Daniel beschloss, zum Bach zu gehen. An einem Haken an der Wand hing das Tuch, mit dem Caleb sich abgetrocknet hatte. Daniel griff danach, nahm den Eimer und ging hinaus. Es war ein warmer Abend, der Himmel leuchtete im Westen rot, von Osten zog die Nacht heran. Irgendwo in den Bäumen sang eine Goldammer. Fledermäuse flogen im Zickzack über ihn hinweg, im Gras neben dem Weg raschelte es. Bestimmt Mäuse auf Futtersuche. Der Bach gluckerte. Er führte viel Wasser, auch hier musste es im Frühjahr und Frühsommer mehr geregnet haben.

Kurzentschlossen zog er sich aus und stieg nackt ins Wasser. Es ging ihm bis zur Brust und war sehr kühl. Er tauchte unter, spülte die Haare aus, rieb sich übers Gesicht und kam prustend wieder hoch. Dann kletterte er ans Ufer, trocknete sich ab, füllte den Eimer und zog sich wieder an.

Jetzt wurde es schnell dunkler. Die Goldammer hatte aufgehört zu singen, aus dem nahen Wald rief ein Uhu.

Er schloss die Tür, stellte die Lampe neben die Pritsche und legte sich hin. Der erste Tag war besser gelaufen, als er zu hoffen gewagt hatte. Morgen würden die Ältesten entscheiden. Wenn sie Nein sagten, musste er weiterwandern. Doch darüber würde er sich Gedanken machen, wenn es so weit war. Er löschte die Lampe, zog die Decke bis zum Hals und schlief gleich darauf ein.

6. KAPITEL

Es war ein schöner Sonntagmorgen. Die Sonne war gerade aufgegangen, am Himmel standen nur ein paar Schäfchenwolken. Rebekka fütterte die Hühner und sammelte die Eier aus den Nestern. Nebenan im Kuhstall war Susanna dabei, die Kühe zu melken. Die Kälbchen waren so lange weggesperrt. Ihr Vater und Samuel brachten die Pferde hinaus auf die Weide. Der Gottesdienst fand heute bei Gideons Eltern statt, dafür brauchten sie das Dachwägele nicht, sie würden laufen.

Mit dem Korb am Arm ging Rebekka hinüber in den Kuhstall.

»Brauchst du noch Hilfe beim Melken?«

»Bin eben fertig geworden.« Susanna goss die Milch in die große Kanne. »Ich bringe die Kanne noch in die Milchammer.«

Rebekka wartete, bis Susanna wiederkam, dann gingen die Mädchen ins Haus.

In der Küche schöpfte ihre Mutter die Hafergrütze in Schalen, goss etwas Sahne darüber und stellte die Schalen auf den Tisch.

Nach dem Frühstück schlüpften Rebekka und Susanna in ihre Sonntagskleider aus dunkelblauem Stoff, zogen ausnahmsweise Schuhe an und setzten die dunklen Hauben auf. Auch Vater und Samuel trugen nun Sonntagskleidung. Schwarze Hose, weißes Hemd, schwarze Weste und einen schwarzen Hut.

Vor dem Haus der Lapps standen schon die Dachwägele der Familien, die von weiter her kamen. Das Tor zur Scheune war offen, die Lapps hatten zwei Reihen Bänke aufgestellt. Rebekka, Susanna und ihre Mutter nahmen bei den Frauen auf der rechten Seite Platz, Samuel und der Vater auf der linken, wo die Männer saßen.

Etwas außer Atem rutschte Elisabeth neben Rebekka auf die Bank, auf dem Schoß die einjährige Ruth.

»Guten Morgen«, raunte sie. Rebekka lächelte ihrer Schwester zu.

Caleb Wagner trat vor und sprach die Begrüßungsformel: »Liebe Brüder und Schwestern und alle, die hier versammelt sind. Zum Ersten will ich euch die Gnade Gottes und die Kraft des Heiligen Geistes

wünschen. Gelobt sei Gott.« Er machte eine kurze Pause und fuhr dann fort: »Wir wollen heute ein neues Mitglied in unserer Gemeinde willkommen heißen. Daniel Hochleitner ist aus dem Hessischen, aus Waldeck, zu uns gekommen. Seine Gemeinde ist klein, und deshalb hat er sich dazu entschlossen, sich woanders niederzulassen und eine Familie zu gründen.«

Der Bischof nickte, und ein Mann, der direkt neben der Tür gesessen hatte, erhob sich. Er neigte den Kopf vor dem Bischof.

»Ich danke für das Willkommen.« Dann wandte er sich um. »Ich bin froh, bei euch Aufnahme zu finden.«

Ein seltsames Gefühl überkam Rebekka, als sie ihn ansah. Er war groß und breitschultrig. Sein Haar hatte die Farbe reifen Weizens, seine Augen leuchteten in jenem starken Blau, das beim Färben mit Waid entstand. Sichtlich nervös und verlegen lächelte er in die Runde, bevor er sich wieder setzte.

Vor Rebekka reckten die beiden unverheirateten Töchter der Familie Gerber die Hälse, um den Fremden in Augenschein zu nehmen, neben Elisabeth stieß Maria Eberly ihre ebenfalls noch unverheiratete Tochter Anna in die Seite und wies mit dem Kinn auf den Mann. Rebekka unterdrückte ein Grinsen. Sollte dieser Daniel die Absicht haben, hier eine Frau zu suchen, mangelte es sicher nicht an Auswahl. Er war ein stattliches Mannsbild, und da konnten die Ältesten noch so oft predigen, dass es nicht auf Äußerlichkeiten ankam, sondern auf die innere Schönheit. Die leuchtenden Augen der jungen Frauen in den Bänken zeigten, dass sie alle empfänglich für den Reiz des Neuen waren, besonders wenn das Neue auch noch so gut aussah.

Bischof Wagner räusperte sich. Die neugierigen Mädchen senkten die Köpfe, die Männer nahmen die Hüte ab und legten sie auf ihre Knie, und der Gottesdienst nahm seinen Lauf.

u*

Nach zwei Stunden tat Daniel der Hintern weh. Jakob hatte wohl vergessen, ihm zu erzählen, wie lange die Gottesdienste der Wiedertäufer dauerten. Nach der Predigt wurde gesungen. Ohne Begleitung einer Orgel, was an sich schon gewöhnungsbedürftig war,

doch noch schlimmer fand er, dass ausgesprochen langsam gesungen wurde.

Er brauchte Minuten, bis er merkte, dass er die Melodie des Liedes kannte, doch so entstellt hatte er es noch nie gehört. Und zu allem Überfluss wurden die Strophen mehrfach wiederholt. Der Mann neben ihm wandte den Kopf und warf ihm einen fragenden Blick zu. Daniel begriff, dass sein Nachbar sich wohl wunderte, weil er nicht mitsang. Er täuschte Husten vor und brummte dann die Melodie mit. Als das Lied nach einer gefühlten Ewigkeit endlich zu Ende war, trat ein Mann, dessen weißer Bart bis zur Brust reichte, vor die Gemeinde und wettete gegen die Eitelkeit und andere Untugenden, mit denen der Teufel die Menschen in Versuchung führte. Dabei zitterte sein Bart, und seine buschigen Augenbrauen schienen sich regelrecht zu sträuben.

Da Daniel dummerweise in der ersten Reihe saß, konnte er sich die Zeit noch nicht einmal damit vertreiben, die anderen Mitglieder der Gemeinde zu mustern. Nach dieser Predigt folgte wieder ein Lied. Mit wachsendem Befremden lauschte Daniel dem Text, der von einem »Mägdelein von Gliedern zart, lieblich, schön und von guter Art« erzählt, und dann detailliert die Folter beschrieb, der man das Mädchen namens Elisabeth unterzogen hatte, damit sie ihrem Glauben abschwöre. Danach folgte wieder eine Predigt. Allmählich schliefen ihm die Beine ein. Er rutschte ein wenig herum. Wie viele Stunden saß er nun schon hier? Nach einem weiteren Lied standen einige Männer auf und holten Schalen und Tücher. Verwirrt starrte Daniel den Mann an, der mit einer Schale Wasser und einem Tuch vor ihm niederkniete. Jakob hatte ihm etwas von »Fußwaschungen« erzählt. Hastig zog er Schuhe und Strümpfe aus. Der Mann wischte erst seinen rechten, dann seinen linken Fuß mit dem feuchten Tuch ab und hielt ihm anschließend Schüssel und Tuch entgegen. Offensichtlich wurde von ihm erwartet, einem der anderen Männer die Füße zu waschen, doch wem? Der Mann vor ihm lächelte und nickte zu Daniels Nachbarn. Nun gut. Daniel stand auf, kniete vor dem Mann nieder, tauchte das Tuch ins Wasser und rieb dessen Füße ab. Dann reichte er ihm die Schale. Der Mann bedankte sich höflich.

Auch die Frauen wuschen sich gegenseitig die Füße. Als die Waschungen beendet waren, knieten alle nieder und sprachen

gemeinsam das Vaterunser. Anschließend trat Caleb Wagner wieder vor die Gemeinde und sprach den Segensgebet. Damit schien der Gottesdienst beendet zu sein, denn die Kinder sprangen auf und stürmten aus der Scheune. Die Frauen folgen etwas langsamer. Einige drehten sich um und musterten ihn neugierig.

»Komm«, sprach Caleb Wagner ihn an. »Hilf uns, die Bänke umzustellen.«

Einige Männer trugen vier lange Tische herein, Daniel und drei andere stellten die Bänke daran.

Die Frauen kehrten in die Scheune zurück, stellten Suppenschüsseln auf die Tische, dazu Körbe mit Brot und Käsestücken und Platten mit Kuchen. Jüngere Mädchen verteilten Becher und gossen aus Krügen Wasser ein. Die Stimmung schlug um, aus andächtiger Stille wurde Fröhlichkeit, es wurde gescherzt und gelacht.

Als alle Tische gedeckt waren, setzten sich die Leute, wieder Frauen und Männer getrennt. Daniel saß neben Caleb Wagner. Vor ihm lag ein Löffel, doch weder ein Teller noch eine Schale. Daniel erinnerte sich an Jakobs Worte. Beim Liebesmahl aßen alle aus einer Schüssel, wie die frühen Christen. Die Schüssel wurde weitergegeben, nachdem man ein paar Löffel gegessen hatte.

»Greif zu«, sagte der Bischof und zeigte auf das Brot und den Käse. »Den Käse hat Martha gemacht, die Frau von Thomas. Auf seinem Pachtland steht ein kleines Haus, in dem du leben kannst. Dafür hilfst du ihm ein bisschen mit den Kühen. Seine Kinder sind noch klein, und sein Vater ist vor einigen Monaten gestorben. Er kann Hilfe gut brauchen, nicht wahr, Thomas?«

Er nickte einem Mann zu, der schräg gegenüber saß. Daniel schätzte ihn auf Ende zwanzig. Er hatte dunkles Haar und trug den üblichen Kinnbart. Daniel lächelte ihn an.

»Ich bin Ihn...« Gerade noch rechtzeitig fiel ihm ein, dass sich alle duzten. »Ich bin dir sehr dankbar, dass ich das Häuschen nutzen darf.«

Thomas erwiderte das Lächeln. »So steht es wenigstens nicht leer. Es war unser Großvaterhaus. Ich freue mich, wenn es genutzt wird.«

Großvaterhaus? Daniel dachte nach. Hatte Jakob davon erzählt? Er glaubte nicht. Vielleicht war das eine der Eigenheiten, die sich von

Gemeinde zu Gemeinde unterschieden. Der Käse war sehr gut und auch das Brot, das ihm der Mann rechts von ihm reichte.

»Ich bin Joseph Lehmann«, stellte er sich vor. »Ich lebe mit meiner Familie an der Straße nach Steinberg. Das ist mein Schwiegersohn, Michael Gingerich.« Er deutete auf den Mann, der ihm gegenüber saß.

Daniel nickte und lächelte. Unmöglich konnte er sich all die Namen merken. Aber er würde es lernen. Immerhin konnte er die Männer anhand der Haarfarbe und der Länge ihrer Bärte unterscheiden. Bei den Frauen würde ihm das schwerfallen. In ihren dunklen unförmigen Kleidern, die weibliche Formen nur erahnen ließen, und den dunklen Hauben, die das Haar völlig bedeckten, sahen sie einander alle ähnlich. Einige blickten sichtlich neugierig zu ihm herüber. Er lächelte kurz und sah dann sofort weg. Bloß nicht unangenehm auffallen. Wer wusste, als was ein Lächeln bei diesen merkwürdigen Leuten gedeutet wurde.

Die Kinder spielten draußen, kamen immer mal wieder herein und holten sich ein Stück Kuchen. Sie waren gekleidet wie ihre Eltern, die Mädchen trugen dunkle Kleider und Hauben, die Buben schwarze Hosen, weißen Hemden, Hosenträger. Sie hatten sogar Miniaturausgaben der Hüte ihrer Väter. Die Kinder waren niedlich, doch die Frauen ... Unauffällig musterte er diejenigen, die er von seinem Platz aus sehen konnte. Er fand keine von ihnen auch nur im Geringsten reizvoll.

»Wie isch es denn so im Hessische?«, sprach ihn ein Mann an, dessen grauer Bart aussah, als hätten Motten ihn angefressen. Leicht verwirrt blickte Daniel ihn an. Was wollte er wissen?

»Das ist Abraham, einer der Ältesten und unser Heilkundiger«, sagte Caleb Wagner. »Und er will wissen, wie es euch in Hessen geht.«

Inzwischen hatten sich auch einige der anderen Männer ihm zugewandt.

»Es geht uns gut. Die Ernten waren nicht so besonders in den letzten zwei Jahren, aber niemand leidet Not.«

Abraham nickte bedächtig. »Und warum bisch do weggange? Gibsch net genug Weibsleut bei euch?«

Wie direkt er fragte! Aber Caleb Wagner war ebenso direkt gewesen, und wenn Daniel es recht bedachte, hatte auch der sonst zurückhaltende Jakob immer sehr direkt und ohne Umschweife gefragt. »Es gibt wirklich

nicht so viele, und ich bin mit den meisten verwandt.«

»Na, hier wirscht koi Schwierischkeite habe, ä Mädle zu finde.«

Ein dunkelhaariger junger Mann beugte sich vor. Er trug keinen Bart, also war er noch unverheiratet. Daniel schätzte ihn auf Anfang zwanzig. Er sah ein bisschen wie die Südfranzosen aus, die Daniel auf dem Schlachtfeld gesehen hatte. Dunkles lockiges Haar, schwarze Augen, und auch seine Haut war gebräunt.

»Ich bin Gideon Lapp. Bleibst du heute zum Singen?«

Das Singen, Daniel erinnerte sich. Die jungen Männer und Frauen trafen sich dort nach dem Gottesdienst und dem gemeinsamen Essen.

»Nein, heute nicht. Ich bin gerade erst angekommen und möchte erst mal meinen Gastgebern helfen.«

Er hatte nicht die Absicht, sich hier eine Frau zu suchen. Und er wollte gar nicht erst irgendwelche Hoffnungen wecken. Lange würde er nicht bei diesen seltsamen Leuten bleiben. Nur so lange, wie es unbedingt nötig war.

Und so ging er mit Thomas Baumgartner und dessen Familie nach dem Essen zu ihrem Hof. Die Baumgartners hatten vier Kinder, der jüngste Sohn war ein Jahr alt, Thomas setzte ihn auf seine Schultern. Martha führte ein dreijähriges Mädchen an der Hand, und ein Mädchen von etwa vier und ein Junge von sechs Jahren liefen voraus. Das Haus der Baumgartners war ein zweistöckiger Fachwerkbau mit hohem Giebeldach. Daran schloss eine offene Scheune an, und gegenüber befand sich ein langes Gebäude, der Stall.

»Das Großvaterhaus steht auf der anderen Seite des Gartens«, sagte Thomas und deutete auf ein kleines Gebäude, vor dem Rittersporn, Sonnenblumen und Kapuzinerkresse blühten. »Heute übernachtet du bei uns, und morgen richtet Martha dir das Haus her.«

Das Abendessen bestand nur aus einer Suppe und Brot, da alle bei den Lapps reichlich gegessen hatten. Dazu gab es Wasser und Holundersaft für Martha und die Kinder. Thomas und Daniel tranken leichtes Bier. Anschließend führte Thomas Baumgartner ihn eine Treppe mit schmalen Stufen hinauf und öffnete die Tür zu einer kleinen Kammer.

»Wasser zum Waschen hat Martha dir schon bereitgestellt, und auf

dem Bett liegt ein Nachtgewand. Schlaf gut.«

Er schloss die Tür hinter sich. Daniel sah sich um. Wie sauber es hier war. Der Boden war blank gefegt, auf einem Holztisch standen Waschschüssel und Krug, daneben ein weißes Tuch. Die Laken auf dem Bett waren ebenfalls blütenweiß. Ein kleines Fenster gab den Blick auf gelbe Felder frei, dahinter zeichnete sich die Silhouette eines Waldes vor dem noch hellen Himmel ab. Die schlichten Vorhänge waren mit einem Band zurückgebunden. Draußen sang eine Amsel, irgendwo muhten Kühe, vom Hof unten hörte er die Hühner gackern. Wie unglaublich friedlich es hier war. Er zog sich aus, wusch sich und streifte dann das Nachthemd über. Der Stoff war ein wenig rau, doch er duftete frisch nach Seife.

Zum ersten Mal seit seiner Flucht aus Eschenweiler ging er mit dem Gefühl zu Bett, in Sicherheit zu sein. Die Täufer hatten ihn freundlich aufgenommen, niemand würde ihn hier suchen. Dafür würde er sich auch jeden Sonntag vier Stunden lang in irgendwelchen Scheunen den Gottesdienst anhören und Choräle singen. Irgendwann, nächstes Jahr, vielleicht später, würde er weiterziehen und versuchen, einen Platz in der Welt, zu der er gehörte, zu finden.

Jemand rüttelte ihn an der Schulter. Verwirrt zwinkerte er. War er wieder im Feldlager? Hatte er verschlafen? Über ihm schwebte ein Gesicht, aber es war nicht das seines Vorgesetzten. Dieser Mann hatte dunkelbraune Augen und einen braunen Bart, der nur sein Kinn bedeckte. Dann kehrte die Erinnerung zurück. Es war Thomas Baumgartner, der sich über ihn beugte. »Es ist Zeit aufzustehen.«

Daniel richtete sich auf und blinzelte. Fahles Licht fiel durch das Fenster, die Sonne war wohl noch nicht aufgegangen. Er schlug die Decke zurück und stand auf.

»Ich warte unten auf dich«, sagte Baumgartner und verließ die Stube. Daniel zog sich an und stieg die Stufen hinunter. Martha stand schon am Herd in der Küche und lächelte ihm zu. »Grüß Gott, Daniel. Hast verschlafen? War wohl doch eine anstrengende Reise.«

Thomas winkte ihm von der Tür aus, er trug eine Lampe in der Hand. »Komm.«

Er folgte Thomas nach draußen, über den Hof zum Stall. Der Geruch nach Kühen und Heu drang ihm in die Nase, als Thomas das Tor öffnete. Von einem Haken nahm er einen Strohhut ohne Krempe und reichte ihn Daniel. Er selbst setzte sich einen ebensolchen Hut auf, dann holte er zwei niedrige Schemel und zwei Eimer.

»Was soll ich tun?«, fragte Daniel.

»Melken.«

»Melken?«

»Ja. Wir haben zehn Kühe. Wenn jeder fünf melkt, geht es schnell.«

»Aber ...« Daniel starrte auf den Eimer und dann in die Ecke des Stalls, in der die Kühe standen. Er hatte noch nie eine Kuh gemolken. Seine Eltern hatten Milch vom Nachbarbauern geholt.

Thomas, der schon zu den Kühen gegangen war, hielt inne und sah ihn fragend an.

Nun, dann musste er es wohl sagen. »Ich kann nicht melken.«

In Thomas' Gesicht zeigte sich erst Ungläubigkeit, dann Erheiterung.
»Du kannst nicht melken?«

»Wir haben keine Kühe. Mein Vater hat eine Mühle.«

»Ein Müller?« Thomas kratzte seinen Bart. »Das könnte von Nutzen sein. Aber melken solltest du trotzdem lernen, das muss man können.«

Er führte Daniel zu einer Kuh, schlang dem Tier einen Strick um den Hals und band es an. Dann zeigte er Daniel, wo er den Schemel hinstellen musste und wo den Eimer, damit die Kuh ihn nicht umtreten konnte, und erklärte ihm, wie er die Zitzen umfassen und nach unten drücken müsse.

»Schau her.« Er molk ein paar Strahlen in den Eimer. »Zuerst nur ein wenig vormelken«, erklärte er. »Wir müssen schauen, ob die Milch gut ist. Außerdem lassen sich die Kühe danach leicht melken.«

Daniels erster Versuch brachte ihm einen erstaunten Blick aus großen, braunen Kuhaugen ein.

»Du musst fester zugreifen. Oben abklemmen und mit den Fingern nach unten drücken.«

Daniel versuchte es, drückte und zog. Die Kuh warf den Kopf hoch und trat nach ihm.

»Nicht ziehen.« Thomas hockte sich neben ihn und zeigte ihm noch

einmal langsam, was er tun musste. Und wirklich, beim nächsten Versuch spritzten zwei dünne Strahlen Milch in den Eimer.

Nach etwas über einer Stunde hatte Thomas sechs Kühe gemolken und Daniel drei.

»Das ist schon gut für den Anfang«, sagte Thomas und hockte sich zu der letzten Kuh.

Daniel streckte seinen schmerzenden Rücken. Sein Magen knurrte vernehmlich.

»Gleich gibt es Frühstück, aber erst müssen wir noch die Kälber versorgen.« Thomas wies auf den Ausgang. »Neben der Tür stehen Eimer. Hol du schon mal Wasser, der Brunnen ist beim Gemüsegarten.«

Als Daniel zurückkehrte, hatte Thomas einen Teil der Milch in einen großen Eimer umgefüllt. Er verdünnte ihn mit dem Wasser, dann öffnete er die Tür zu einem Seitenflügel. In einem Verschlag standen neun unterschiedlich alte Kälber, die bei ihrem Eintreten an den Balken kamen, an dem sich die Tränke befand. Thomas goss die verdünnte Milch hinein, und die Kälber schleckten sie auf. Eine Kanne mit Milch nahm Thomas mit zum Haus. Mittlerweile waren auch die Kinder der Baumgartners wach. Der Junge fütterte die Hühner im Hof, das Mädchen kam mit einem Korb Eier aus dem Hühnerstall.

In der Stube war der Tisch gedeckt, es gab Grütze, über die Martha weißen Rahm goss, dazu Brot und Rührei.

»Daniel hat erzählt, dass er der Sohn eines Müllers ist«, sagte Thomas zwischen zwei Löffeln Grütze. »Es gibt eine verlassene Mühle ein Stück unterhalb der Gemeinde«, fuhr er an Daniel gewandt fort. »Der Müller ist vor vielen Jahren gestorben, niemand wollte die Mühle weiterführen. Vielleicht magst du sie dir einmal ansehen. Reich wirst du nicht werden, keiner der Weltlichen bringt sein Korn zu Ammannleit, aber du könntest dich nützlich machen und hättest ein Auskommen.«

Überrascht sah Daniel auf. Eine Mühle? Vielleicht konnte er sie wieder instand setzen. Vom Mehlmahlen verstand er was, auch wenn er als jüngerer Sohn keine Lehre gemacht hatte. Wenn diese Mühle seit Jahren leer stand, war es vielleicht eine Erbmühle. Doch warum hatte sie niemand übernommen?

»Weißt du, ob es eine Erb- oder eine Pachtmühle ist?«, fragte Daniel.

»Ich glaube, eine Pachtmühle. Peter Detweiler hat sie geführt.«

»Seltsam, dass sie niemand übernommen hat«, sprach Daniel seine Gedanken aus.

»Oh, so seltsam ist das nicht. Peter hatte nur Töchter, und die Mühle steht auf dem Pachtland von Joseph Lehmann, deshalb wollte keiner der Weltlichen sie übernehmen. Außerdem gibt es in Mehlingen und in Steinberg je eine Mühle, es gab keinen Bedarf für eine dritte. Doch nun ist unsere Gemeinde gewachsen, und wir würden unser Korn lieber von einem unserer Brüder mahlen lassen.«

»Der uns nicht betrügt«, setzte Martha hinzu.

Daniel schüttelte den Kopf. »Den meisten Müllern wird zu Unrecht nachgesagt, dass sie betrügen. Aus einem ganzen Sack Korn wird kein ganzer Sack Mehl, es gibt Schwund, wie Spelzen, Kleie. Das wissen viele nicht.«

»Der Obermüller von Mehlingen betrügt uns«, widersprach Martha energisch. »Er berechnet uns einen höheren Mahlgroschen. Der Untermüller von Steinberg weigert sich gar ganz, unser Korn zu mahlen.«

Daniel sah auf den Tisch. Eine eigene Mühle. Was für eine wunderbare Vorstellung. Er hatte immer gewusst, dass er die Obermühle nicht erben werde, und ein Leben lang als Mühlknecht bei Fremden arbeiten, das hatte er nicht gewollt. Aber hier wäre er sein eigener Herr. Bei diesem Gedanken schlug sein Herz rascher. Er sah sich schon in der Mühle wohnen, hörte das Klappern des Mahlwerks. Doch seine Freude verflog rasch. Dann müsste er hierbleiben, unter den Wiedertäufern leben, sich unter all diesen reizlosen Mädchen eine Frau suchen. Nein. Nein, das wollte er nicht.

Er bemerkte, dass Thomas ihn sehr genau musterte.

»Ich sehe mir die Mühle gerne an«, erklärte Daniel. Er konnte immer noch behaupten, dass sie zu verfallen wäre, um sie wieder herzurichten.

Nach dem Frühstück half er Thomas, die Kühe und den Stier auf die Weide zu treiben. Anschließend wurden die Ställe ausgemistet. »Wenn das Wetter noch ein paar Tage so bleibt, können wir endlich Heu machen und das Getreide ernten«, sagte Thomas. »Üppig wird die Ernte dieses Jahr nicht ausfallen.«

»Ich fürchte, du hast recht«, stimmte Daniel zu. »Der Weizen auf den Feldern, an denen ich auf meinem Weg hierher vorbeigekommen bin, steht nicht so dicht wie sonst, und die Ähren sind kleiner, ebenso die Körner.«

»Du kennst dich aus mit Getreide.«

Daniel lächelte. »Als Sohn eines Müllers muss ich das.«

»Wenn du willst, kann mein Sohn dir nach dem Mittagessen den Weg zur Mühle zeigen. Ich brauche erst heute Abend wieder Hilfe.«

So folgte Daniel später dem sechsjährigen Aaron auf einem schmalen Pfad, der an den Weiden der Baumgartners entlangführte. Die Sonne schien, auf der Wiese lagen die Kühe und dösten oder käuten wieder. Mücken tanzten über dem Pfad. Vor ihnen lief Bärli, der Hofhund der Familie. Er schnupperte immer wieder am Wegrand, sah dann zu ihnen und lief wieder voraus. Der Weidezaun endete, Brombeerhecken begrenzten eine Wiese, auf der zwei Pferde und vier Kühe weideten. Dahinter entdeckte Daniel zwischen Bäumen ein weiteres Gehöft.

»Das ist der Schwarzbacherhof, da wohnen die Lehmanns«, sagte Aaron. »Das hier ist ihr Land.«

Daniel erinnerte sich. Joseph Lehmann hatte ihm gestern gegenübergesessen.

Der Weg führte weiter an einen Bach. Es war breiter als der, der hinter dem Haus des Bischofs floss. Er war von den Regenfällen der letzten Wochen angeschwollen, das Wasser stand bis zur Uferböschung. Am Ufer leuchteten die roten Blüten von Blutweiderich und Weidenröschen in der Sonne, dahinter erhoben sich die weißen Blütenstände von Mädesüß. Laichkraut trieb am Rand in der Strömung. Daniel blieb stehen. Wie schön es hier war. Am Bach war es kühler als auf der Weide. Es roch nach feuchter Erde, in den Erlen am anderen Ufer zwitscherten Vögel, das Wasser rauschte, saugte gluckernd am Ufer.

Aaron zupfte ihn am Ärmel. »Das ist der Schwarzbach, und da vorne ist die Mühle.«

Daniel spähte in die Richtung, in die er zeigte. Neben dem Weg stand ein zweistöckiges Gebäude mit hohem Giebeldach, direkt daran gebaut ein etwas kleineres Haus. Wohnhaus und Mühle, vermutete er.

Er beschleunigte seine Schritte. An der Stelle, an der der Bach in

einem Bogen vom Weg fort mäandrierte, zweigte der Mühlgraben ab. Daneben verlief ein schmaler Pfad. Vermutlich führte er an der Rückseite der Mühle und damit am Mühlrad vorbei. Zunächst folgten sie dem Weg zum Eingang. Daniel ging langsamer und sah sich um.

Von außen machte das Gebäude einen guten Eindruck. Ein paar Fensterscheiben fehlten, aber das Fachwerk schien intakt. Wahrscheinlich mussten nur ein paar Stellen dazwischen ausgebessert werden.

Die Haustür hing ein wenig schief in den Angeln. Vorsichtig drückte Daniel dagegen. Nichts passierte. Er rüttelte fester, und plötzlich ließ sie sich öffnen.

»Papa hat uns verboten, in die Mühle zugehen«, sagte Aaron.

»Da hat er recht. Es ist gefährlich, Balken könnten herabstürzen. Aber ich möchte mich trotzdem darin umsehen. Du kannst wieder nach Hause laufen, ich kenne ja jetzt den Weg.«

Aaron nickte, rief nach dem Hund und lief den Pfad zurück.

Langsam betrat Daniel die Mühle. Spinnweben hingen von der Decke, bildeten Vorhänge an den Fensterscheiben. Staub tanzte in den Sonnenstrahlen, die durch die Fenster fielen, irgendwo raschelte es, sicher Mäuse.

Er stand im Eingangsraum. Hier machten die Müller mit den Bauern ihre Geschäfte. Getreide gegen Mehl. Oft mit einem Schnäpschen besiegelt. Nun, bei den Ammannleit wohl eher nicht, er hatte hier noch niemanden Schnaps trinken sehen. Neben dem Eingang führte eine Tür in eine lange, schmale Kammer. Das musste die Burschenkammer sein. In einer Mauernische hatte wohl früher ein Ofen gestanden, an der Wand befanden sich noch Rußspuren, und darüber war ein Rauchabzug. An der gegenüberliegenden Wand gab es ein Sichtfenster zum Mühlenraum.

Er ging aus der Burschenkammer zurück in den Eingangsraum. Die Bodendielen waren stabil, sie knarrten nicht unter seinen Füßen. Vom Eingangsraum führte eine offene Treppe nach oben. Die Stufen waren an den Vorderkanten morsch und zerfranst, wirkten aber dennoch stabil, sie waren aus dickem Holz. Man konnte sie abschleifen.

Hinter der Treppe war der Mehtraum. Auf einem Tisch lagen sogar noch Säcke. Er warf einen Blick in den Auslauftrichter, danach stieg er

vorsichtig die Treppe hinauf in den Mahlraum. Da waren sie, die Mahlsteine, das Wichtigste. Wären sie nicht mehr vorhanden gewesen, hätte ihm die Mühle nichts genutzt. Er ging um sie herum, strich mit der Hand über den oberen Stein, den Läufer. Er wurde vom Mühlrad angetrieben, der untere Stein bewegte sich nicht. Wahrscheinlich würde er sie schärfen müssen.

Jetzt kam es darauf an, ob das Rad und der Wellbaum noch funktionierten. Doch zunächst sah er sich in diesem Geschoss um. Einige Gerätschaften lagen herum. Eine Schaufel, verschieden geformte Hämmer, die zum Schärfen der Mahlsteine verwendet wurden. Entlang der Wand standen zwei Schrotkästen, in denen das Mahlgut gesammelt wurde. Das Holz der Deckel war an den Rändern ausgefranst, aber nicht morsch. Das würde er abschleifen, dann würde es wieder gut aussehen. Ansonsten war die Truhe noch gut. Allerdings mit Staub und Spinnweben bedeckt.

Auch hier war alles so weit in Schuss, dass er nur wenig ausbessern musste. Diese Mühle war um einiges kleiner als die Mittelmühle in Eschenweiler, aber sie war gut erhalten, mit etwas Arbeit konnte man sie nicht nur wieder in Betrieb nehmen, er konnte auch hier wohnen. Er hätte ein Zuhause für die Zeit, die er bei den Täufern verbringen musste, und wäre nicht mehr auf die Wohltätigkeit der Baumgartners angewiesen. Außerdem lag die Mühle weit genug von den anderen Höfen entfernt, dass er hier seine Ruhe hätte.

Vorsichtig stieg er über einen Türsturz und betrat das Wohnhaus. Was er sah, gefiel ihm außerordentlich. Die Wohnstube war geräumig und dank der überraschend großen Fenster sehr hell. Eine Tür führte zur Küche. Dort stand ein großer Herd. Die Treppe zum Obergeschoss schien ihm etwas morsch, unter Umständen musste er sie erneuern.

Abrupt blieb er stehen und schüttelte den Kopf. Er war ein Narr. Das alles würde Monate in Anspruch nehmen, er brauchte Hilfe, Zimmerleute, vielleicht auch Tischler. Wovon sollte er sie bezahlen? Er hatte zwar noch etwas Geld, aber nicht genug dafür. Kredit würde ihm hier niemand geben.

Und außerdem würde er gar nicht so lange bleiben.

Und doch hüpfte sein Herz, als er um das Gebäude herum zum Rad

ging. Das Gerinne, welches das Wasser über das Mühlrad leitete, war teilweise eingebrochen. Er würde ein neues bauen müssen. Das Mühlenwehr war ebenfalls zerstört. Vor dem Wehr musste der Mühlenweiher gewesen sein, jetzt floss die schmale Abzweigung des Baches hindurch. Wenn er das Wehr reparierte, würde sich das Wasser hier stauen. Zurzeit führt der Bach genug Wasser, um das Mühlrad anzutreiben. Es musste nur wieder in das Gerinne geleitet werden. Das Rad selber sah gut aus, aber es konnte ebenfalls morsch sein oder verborgene Schäden haben. Das konnte er erst wissen, wenn wieder Wasser über das Rad floss. Auch wenn viel zu tun war, diese kleine Mühle war ein Schmuckstück.

Er wusste nicht, wie lange er bei der Mühle gewesen war, als er sich auf den Weg zurück machte. Er hatte die Zeit vergessen. Die Sonne stand nicht mehr so hoch. Er folgte dem Weg am Bach entlang, bis er zu den Brombeerhecken kam. Er verließ den Weg, pflückte ein paar der dicken schwarzen Beeren und steckte sie in den Mund, genoss den süß-herben Geschmack.

Eine leise Stimme drang an sein Ohr. Jemand sang, eine Frau. Langsam ging er weiter, näherte sich der Stimme. Die Frau befand sich auf der anderen Seite der Hecke. Sie sang ein Lied, das er am Tag zuvor beim Gottesdienst gehört hatte, doch sie sang es viel schneller und schwungvoller. Sie hatte eine sehr schöne Stimme. Unwillkürlich duckte er sich und trat leiser auf, um die Sängerin nicht zu stören. Als er in etwa die Stelle erreicht hatte, an der sie stehen musste, hielt er inne und lauschte. Ihre Stimme klang hoch und dabei voll und rein. Es lag so viel Lebensfreude darin, dass er nicht anders konnte, als zu lächeln. Regungslos stand er am Wegrand und hoffte, sie würde nicht aufhören. Doch irgendwann war das Lied zu Ende. Offenbar ging sie weiter, Zweige knackten, und ab und zu raschelte Gras. Dann begann sie zu summen. Rasch erkannte er die Melodie, es war *Wenn alle Brunnlein fließen*.

Schritt für Schritt folgte er ihrer Stimme, ohne darauf zu achten, wo er hintrat. Woher kannte sie dieses Lied? Bei den Ammannleit wurde das sicher nicht gesungen. Sein Fuß verfang sich in etwas, er stolperte, und bevor er sich abfangen konnte, stürzte er und landete hart in niedrigen Brombeerranken, die von der Hecke aus auf den Weg wuchsen.

»Verdammich!«

Die Frau verstummte. Er hörte rasche Schritte. Lief sie jetzt fort? Er versuchte, aufzustehen, doch die Ranken hatten sich in seiner Hose verhakt. Die Dornen zerkratzten ihm die Hände, als er sich aus dem Gestrüpp befreite. Er unterdrückte die Flüche, die ihm auf der Zunge lagen, rappelte sich auf und erstarrte. Durch eine Lücke in der Hecke etwas weiter vorne trat eine junge Frau und musterte ihn. Sie trug ein mitternachtsblaues, schlichtes Kleid und eine Haube aus hellem Stoff, die den Haaransatz frei ließ. An ihrem Arm hing ein Korb, der zur Hälfte mit Brombeeren gefüllt war. Sie musste eine der Frauen aus der Gemeinde sein. Ihr Gesicht unter der Haube wirkte unauffällig wie bei allen Frauen der Ammannleit, die er bisher gesehen hatte.

Verlegen klopfte er trockene Blätter und Gras von seinen Hosenbeinen und hob seinen Hut auf, den er beim Sturz verloren hatte.

»Entschuldigung. Ich wollte dich nicht erschrecken, ich habe dich singen hören ... und ich ... bin gestolpert.«

Sie blickte ihn unverwandt an, ihre Augen waren groß und grau, die dunklen Brauen fein gezeichnet und geschwungen wie Schwalbenflügel. Um ihre Lippen zuckte es ein wenig, als müsse sie ein Lachen unterdrücken.

»Ich habe es gehört. Es klang, als breche ein Wildschwein durchs Gebüsch.«

Er verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln. Na, wenn das kein Kompliment war.

»Mein Name ist Daniel Hochleitner. Ich bin neu hier.«

»Ich weiß. Ich habe dich gestern in der Gemeeh gesehen.«

Er hatte sie nicht gesehen oder vielleicht doch, aber sie war ihm nicht aufgefallen. Vielleicht weil sie dort eine dunkle Haube getragen hatte? Die helle, die sie jetzt trug, zeigte mehr von ihrem Gesicht. Es war schön, oval mit ausgeprägten Wangenknochen, mäßig hoher Stirn und einem runden Kinn. Ihr Mund schien immer noch zu lachen. Er war voll und rot, und die Mundwinkel hatten einen Schwung nach oben. Obwohl sie nichts fragte, hatte er das Gefühl, sich für sein Hiersein rechtfertigen zu müssen. Er wies auf den Weg hinter sich.

»Ich war dort hinten bei der Mühle, und jetzt wollte ich zurück zu den

Baumgartners. Ich wohne bei ihnen.«

»Ich bin Rebekka Lehmann. Ich wohne dort.« Sie zeigte auf die Gebäude, die er auf dem Hinweg gesehen hatte.

Dann war sie wohl die Tochter von Joseph Lehmann, der ihm gestern vorgestellt worden war. Sie hatte die gleichen grauen Augen wie er.

Immer noch sah sie ihm gerade ins Gesicht, ohne eine Spur von Verlegenheit. Ganz im Gegensatz zu ihm. Er drehte seinen Hut in der Hand und wusste nicht, was er sagen sollte.

»Es freut mich, dich kennenzulernen, Daniel Hochleitner.« Grübchen bildeten sich in ihren Wangen, als sie ihn anlächelte.

»Ganz meinerseits«, erwiderte er hastig. Immer noch rührte er sich nicht, völlig gefesselt von ihrem Lächeln und dem Blick ihrer großen Augen.

Sie wies auf ihren Korb. »Ich muss noch ein paar Brombeeren pflücken. Einen schönen Abend noch.« Sie nickte ihm zu und ging den Weg zurück, bis zu einer Lücke in der Hecke.

Er starrte ihr hinterher. Wie anmutig sie sich bewegte. Und dabei völlig natürlich, ohne die kleinen Trippelschritte oder gekünstelten Bewegungen, die er von vielen Frauen kannte. Auf der anderen Seite der Hecke begann sie wieder zu summen. Daniel setzte den Hut auf und machte sich auf den Weg zum Baumgartnerhof. Er dachte über die Mühle nach, doch immer wieder drängte sich das Gesicht des Mädchens in seine Gedanken. Diese ausdrucksvollen Augen, die Grübchen in ihren Wangen und ihre Lippen, die sich in den Mundwinkeln nach oben schlangen, als würde sie verstohlen lächeln. Vielleicht, überlegte er, wirkten ihre Züge deshalb so ebenmäßig und schön, weil nichts von ihnen ablenkte. Keine eingedrehten Locken, kein Schmuck, kein Hut. Er ertappte sich dabei, das Lied zu pfeifen, das sie gesungen hatte, und presste hastig die Lippen zusammen. Bestimmt war Pfeifen bei diesen Menschen auch verboten.

7. KAPITEL

Rebekka pflückte weiter Brombeeren, doch in Gedanken war sie bei diesem Mann, Daniel Hochleitner. Als sie das Krachen hinter der Hecke gehört hatte, war sie erschrocken. Manchmal brachen tatsächlich Wildschweine in die Felder ein. Doch dann hatte sie den Fluch und sein Stöhnen gehört.

Sie hatte ihn gleich erkannt, an seinem leuchtend blonden Haar. Zunächst hatte sie ein Lachen unterdrücken müssen, dann war ihr eingefallen, was sie gesummt hatte. Ein weltliches Lied. Und er hatte es gehört. Doch er hatte sie nicht dafür getadelt, stattdessen war er sichtlich verlegen gewesen. Dabei bestand gar kein Grund dazu. Seine Befangenheit berührte sie sonderbar. Schon gestern war ihr seine Zurückhaltung aufgefallen. Und nicht nur ihr.

»Der ist aber schüchtern«, hatte Anna Eberly ihr zugeflüstert, und sie hatte zugestimmt. Doch nach der Begegnung heute dachte sie anders. Schüchtern war er nicht. Hinter seiner Zurückhaltung verbarg sich etwas anderes. Was er wohl an der alten Mühle gemacht hatte? Langsam ging sie an der Hecke entlang, pflückte weiter. Inzwischen stand die Sonne tiefer über dem Wald. Ein leichter Wind war aufgekommen, er brachte Glockengeläut von Steinberg mit sich. Sie hielt inne und lauschte. Glocken waren nicht schlicht, nicht gottgefällig, wahren Gläubigen täten sie in den Ohren weh, hatte Adam Eberly, einer der Ältesten gesagt. Doch Rebekka mochte den Klang der Glocken.

Sie pflückte noch ein paar Beeren und steckte sie in den Mund, dann ging sie nach Hause. Morgen wollte sie Marmelade aus den Brombeeren kochen. Sie wählte die Abkürzung über die Weide. Die vier Kühe folgten ihr, sie kannten die Zeit, in der sie den Stall geholt wurden, um gemolken zu werden.

Während des Abendessens wanderten ihre Gedanken noch mal zu Daniel Hochleitner. Wo würde er sich wohl niederlassen? Wahrscheinlich blieb er als Knecht bei den Baumgartners, er machte nicht den Eindruck, als sei er reich genug, um sich Land zu pachten, zumal er es alleine nicht so

bewirtschaften konnte, dass es für mehr als das Allernötigste reichte.

Sie zuckte zusammen, als sein Name fiel. Ihr Vater sprach darüber, dass er ihn heute getroffen hatte.

»Er redet nicht viel«, sagte er gerade. »Schon gar nicht über sich und seine Familie. Je nun. Schweigsamkeit ist keine Sünde. Wer nichts zu sagen hat, soll schweigen. Aber seltsam ist es schon, dass er manches nicht weiß.«

»Wird er denn bei den Baumgartners bleiben?«, sprach ihre Mutter aus, was Rebekka durch den Kopf gegangen war.

»Das ist auch seltsam«, antwortete ihr Vater. »Er scheint überhaupt keine Pläne für die Zukunft zu haben. Als hätte er sich keine Gedanken gemacht, was er hier tun soll, wovon er leben will.«

»Er ist ja erst den dritten Tag hier«, sagte Rebekka. »Er muss sich doch zurechtfinden und die Leute kennenlernen.«

Ihre Eltern sahen sie erstaunt an, und sie spürte, dass sie errötete. »Heißt es nicht: Wenn wir Gott die Führung überlassen, wird er für uns sorgen?«, sagte sie hastig.

Ihr Vater nickte. »Das ist richtig.«

Nach dem Abendessen kam Josua überraschend vorbei. Er begrüßte Rebekkas Eltern höflich.

»Vater möchte bei Caleb Wagner einen neuen Wagen in Auftrag geben, und ich dachte, das sei eine gute Gelegenheit, meine Braut zu besuchen.«

»Habt ihr ein Quartier für die Nacht?«, fragte ihr Vater.

Rebekka senkte schnell den Kopf. Hoffentlich lud er Josua nicht ein, hier zu übernachten. Bisher hatte er noch nicht in ihrem Bett gelegen, wie es unter Verlobten üblich war. Natürlich behielten dabei beide ihre Kleider an und taten nichts anderes als zu reden. So lautete jedenfalls die Regel. Doch genauso wusste eigentlich jeder, dass die jungen Menschen sich nicht immer daran hielten. So hatte letztes Jahr Hans, der Bruder der Gerberschwester Ruth und Rahel, dem Bischof gebeichtet, dass es mit der Hochzeit mit der Schwarzentruher Marie aus Bolanden pressiere.

Natürlich war er getadelt worden, und die Hochzeit hatte ohne große Feierlichkeiten an einem Sonntag sechs Wochen später stattgefunden.

Sieben Monate später war Hans Gerbers erster Sohn geboren worden.

Rebekkas Nackenhaare richteten sich auf, als sie sich Josua in ihrem Bett vorstellte.

»Mein Vater und ich übernachteten bei meinem Oheim«, antwortete Josua, und sie unterdrückte ein erleichtertes Aufatmen.

Josua wechselte noch ein paar Worte mit ihren Eltern, dann erklärte ihr Vater, noch zu tun zu haben.

»Ihr könnt euch ja noch draußen auf die Bank setzen«, sagte er. »Es ist so ein schöner Abend.«

Josua folgte Rebekka nach draußen.

Es war wirklich ein schöner Abend. Die Sonne färbte die Schleierwolken am Himmel in flammenden Gelb- und Rottönen. Die Luft war angenehm abgekühlt. Die Kletterrose an der Hauswand verströmte einen betörenden Duft.

Rebekka setzte sich auf die Bank und legte die Hände in den Schoß. Josua setzte sich neben sie. Er zögerte kurz, dann legte er den Arm um ihre Schultern.

»Ist das die Rose, die hier so duftet?«, fragte er.

Rebekka nickte.

»Das ist schön. Meinst du, deine Mutter könnte einen Ableger davon ziehen? Die können wir dann an unser Haus in Bolanden pflanzen.«

»Das kann sie bestimmt.«

Er rückte näher, schob seine Hand unter ihrem Arm hindurch, bis sie auf ihrer Brust lag.

»Dein Vater sagte, er hätte nichts dagegen, wenn wir dieses Jahr noch heiraten. Dann haben wir zwar noch kein eigenes Haus, aber solange keine Kinder da sind, können wir bei meinen Eltern wohnen. Was meinst du?«

»Ja, das können wir sicher.«

»Sonst weißt du nichts zu sagen? So schweigsam habe ich dich gar nicht in Erinnerung.«

Er lachte ein wenig, strich sanft mit den Fingern über ihre Brust und beugte sich vor, um sie zu küssen. Wie schon vor einigen Wochen, als er sie geküsst hatte, fühlte es sich falsch an. Dieses Gefühl, seine Hand

fortschieben zu wollen, dieser leichte Widerwille konnte doch nicht richtig sein. Wie sollte es denn werden, wenn sie verheiratet waren und er noch ganz andere Dinge mit ihr tun würde? Bei diesem Gedanken richteten sich die feinen Haare in ihrem Nacken auf, ihre Schultern verkrampften. Josua merkte es wohl, denn er zog langsam seine Hand zurück und sah sie von der Seite an. »Du bist sehr scheu.«

»Es tut mir leid.« Sie hielt den Blick auf ihren Rock gerichtet. Also spürte auch er, dass etwas nicht so war, wie es sein sollte. Allerdings fragte sie sich, ob er schon andere Erfahrungen mit Mädchen, die weniger scheu waren, gemacht hatte.

Er lachte ein wenig verlegen. »Du musst dich nicht entschuldigen. Unschuld ist eine Tugend.«

Darauf wusste sie nichts zu sagen.

Drei Tage später beschlossen die Männer, das Heu einzubringen. Es hatte die ganze Woche nicht geregnet, und die Ältesten sagten, es werde noch weitere Tage schön bleiben.

Alle Männer würden gemeinsam eine Wiese nach der anderen mähen. So ging es schneller, als wenn jeder nur seine eigene Wiese mähte. Die Frauen bereiteten morgens das Essen für die Mittagsmahlzeit vor und brachten es hinaus zu den Schnittern.

Als es Mittag wurde, waren die Männer bereits bei Baumgartners. Nebeneinander schritten sie über die Wiese, schwangen bei jedem Schritt die Sensen. Rebekka, Susanna und ihre Mutter begrüßten die anderen Frauen, die zu ihnen stießen. Sie breiteten Decken aus, stellten ihre Körbe ab. Krüge mit verdünntem Holundersaft und Wasser standen bereit.

Rebekka blickte hinüber zu den Schnittern. Daniel Hochleitners große Gestalt ragte aus der Reihe der Männer hervor, er bewegte sich im Takt mit den anderen. Als sie das Ende der Wiese erreicht hatten, schulterten die Männer die Sensen und kamen zurück. Das Heu musste jetzt erst einmal trocknen. Morgen würde es gewendet werden und in drei Tagen dann eingebracht. Die Männer legten die Sensen beiseite, die Frauen füllten die Becher und reichten sie den Männern.

Rebekka gab einen Gideon, der ihr dankte, aber dabei Susanna

anlächelte. Als Nächstes stand Daniel vor ihr. Schweißperlen standen in seinem Gesicht, der Duft von frischem Gras umgab ihn. Er strich sich über die Stirn und schob dabei den Hut zurück, sein blondes Haar leuchtete wie der Weizen in der Sonne, seine blauen Augen glänzten. Ihre Fingerspitzen berührten sich, als sie ihm den Becher reichte, und ein Prickeln lief über ihre Finger ihren Arm hinauf bis zu ihrer Kopfhaut.

»Danke«, sagte er und lächelte sie an. Seine Zähne waren weiß und gleichmäßig. Susanna räusperte sich. Rebekka riss sich von seinem Anblick los, griff nach den nächsten beiden Bechern und hielt sie Susanna hin, die sie aus der Kanne füllte.

»Wir kommen gut voran«, sagte Thomas Baumgartner, als er vor ihr stand und den Becher entgegennahm. »Nachher mähen wir noch eure Wiese, und dann sind wir fertig.«

Nachdem alle Männer getrunken hatten, setzten sie sich nieder und senkten die Köpfe. Rebekka und die Frauen taten es ihnen nach. Rebekka versuchte, ihre Gedanken zu sammeln, doch vor ihrem inneren Auge sah sie Hochleitners große Gestalt, die breiten Schultern, die sich rhythmisch bewegten, während er die Sense schwang. Sie kniff die Augenlider zusammen, als könne sie damit das Bild aus ihrem Kopf vertreiben.

Kinderstimmen unterbrachen ihre Gedanken. Sie hob den Kopf und öffnete die Augen. Das Gebet war beendet. Die Körbe wurden herumgereicht, jeder nahm sich heraus, was er essen wollte. Brot, Käse, Wurst oder Kuchen. Rebekka holte sich ein Stück vom Rührkuchen, den Martha Baumgartner so hervorragend buk. Lächelnd nickte sie hinüber zu den Baumgartners. Hochleitner saß neben Thomas und sah zu ihr herüber. Sein Gesicht war ernst. Ihre Blicke begegneten sich, die Entfernung zwischen ihnen schien zu schrumpfen, als würden sie voneinander angezogen. Hastig senkte sie den Kopf. Er durfte sie nicht so ansehen. Wenn das irgendjemand mitbekam, würde es Gerede geben. Sie trank einen Schluck Saft und aß ihren Kuchen auf. Neben ihr wechselte Susanna Blicke mit Gideon, was seiner Mutter Anna, die ein paar Plätze weiter neben der alten Witwe Schmucker saß, ein Stirnrunzeln entlockte. Am Ende der Reihe steckten Rahel und Ruth Gerber die Köpfe zusammen, ihre Blicke flogen immer wieder zu den Männern.

Unwillkürlich sah Rebekka in die gleiche Richtung. Natürlich, sie lächelten Hochleitner zu, der ihr Lächeln höflich erwiderte und dann den Kopf in Rebekkas Richtung wandte. Sein Lächeln veränderte sich, wurde herzlicher. Sie presste die Lippen zusammen, schüttelte den Kopf und drehte sich weg.

Als alle gegessen hatten, erhoben sich die Männer, schulterten die Sensen und zogen weiter zum Land der Lapps.

Die Frauen packten zusammen und gingen nach Hause. Susanna legte Rebekka die Hand auf den Arm und wurde langsamer, so dass sie zurückfielen.

»Hast du gesehen, wie Gideon mich angelächelt hat?«, wisperte sie.

»Habe ich. Er sah recht verliebt aus.«

»Gestern hat er mich nach dem Singen geküsst.«

»Wirklich?« Unwillkürlich ging Rebekka noch langsamer und sah ihre Schwester an. »Hat es dir gefallen?«

»Ja.« Susanna dehnte das Wort und seufzte. »Sehr sogar. Am Anfang bin ich ein bisschen erschrocken, aber dann ...« Ein Strahlen lag in ihren Augen, wie Rebekka es noch nie zuvor gesehen hatte. »Ich hätte ewig weitermachen können.«

Rebekka blickte zu Boden. Plötzlich fühlte sie sich sehr einsam. Susanna mochte Gideons Küsse. Lag es an ihr, dass sie dem so gar nichts abgewinnen konnte, wenn Josua sie küsste?

»Was ist los?«, fragte Susanna. »Warum sagst du nichts? Findest du es falsch, dass wir uns geküsst haben?«

»Nein, es ist sicher nicht falsch.«

»Aber irgendetwas stimmt nicht. Hat Josua dich noch nie geküsst? Ist es das?«

»Doch, er hat mich schon geküsst ...« Sie gab sich einen Ruck. »Aber es gefällt mir überhaupt nicht. Es fühlt sich alles so falsch an. Mir graut es davor, mit ihm das Bett zu teilen, wenn wir erst verheiratet sind.«

Zu ihrem Entsetzen traten ihr die Tränen in die Augen.

»Du fürchtest dich davor?«, fragte Susanna. Rebekka nickte.

»Mama sagte, dass die Ehe den Männern mehr Spaß mache als den Frauen. Aber ich glaube, das ist nicht bei allen so. Johanna hat mir erzählt, dass sie es kaum erwarten kann, Benjamin endlich zu heiraten

und mit ihm ins Bett zu gehen.«

»Das hat sie dir erzählt?«

»Ja. Du darfst das natürlich keinem sagen. Als er sie das letzte Mal besucht hat, haben sie zusammen im Bett gelegen, und da hat er sie unter den Kleidern angefasst.«

Rebekka schauderte. Sie dachte an Josuas Hand auf ihrer Brust und an seinen Kuss. Bisher hatte sie es vermeiden können, dass er in ihr Zimmer kam, aber er hatte schon angedeutet, dass er sie in ihrem Bett besuchen werde, sobald die Abende so kalt waren, dass man nicht mehr draußen sitzen konnte.

»Wenn du Josua nicht magst«, sagte Susanna, »dann solltest du mit Vater darüber reden. Er hat gesagt, er wird uns nicht zwingen, einen Mann zu heiraten, den wir nicht mögen.«

»Aber ich mag Josua! Ich bin nur nicht sicher, ob ich das mag, was Männer mit Frauen tun.«

Sie erreichten ihr Haus und unterbrachen ihr Gespräch.

Als sie am Abend im Bett lagen, kam Susanna noch mal darauf zurück.

»Ich habe nachgedacht. Vielleicht liegt es daran, dass du Josua nicht liebst. Weißt du noch, wie aufgeregt und glücklich Elisabeth war, als die Hochzeit mit Michael verabredet wurde? Sie hat den ganzen Tag gesungen, und jedes Mal, wenn er sie besucht hat, hat sie darauf geachtet, dass sie mit ihm alleine sein konnte. Bei dir ist das ganz anders. Du scheinst dich nie besonders auf Josua zu freuen, und du versuchst alles, damit ihr nicht alleine seid.«

Genau das hatte Rebekka auch schon gedacht. Sie hatte es darauf zurückgeführt, dass sie Josua schon immer kannte. Warum sollte sie aufgeregt sein, wenn er sie besuchte?

»Ich kann es immer kaum erwarten, Gideon zu sehen. Und ich bin jedes Mal gespannt, ob er mich anlächelt, und wenn er es tut, dann hüpfen mein Herz«, sagte Susanna.

Rebekka schüttelte den Kopf. »Obwohl du ihn schon immer kennst? Du weißt doch, wie er aussieht, wie er spricht.«

»Aber er hat sich doch verändert. Mir ist früher nie aufgefallen, wie sich sein Haar lockt, wie nett er lächelt und wie dunkel seine Augen sind. Ich mag dunkle Augen.«

»Wann ist dir denn das alles aufgefallen?«

»Das war im März. Er kam vorbei, um Honig zu holen. Da habe ich das erste Mal bemerkt, dass er richtig nett sein kann und – ja – dass er schön ist. Er kam mir plötzlich so ... männlich vor. Und er hat mich ganz anders behandelt als vorher. Er hat mich nicht mehr geneckt, sondern mit mir gesprochen, als wäre ich erwachsen. Und wie er mich angesehen hat ...«

Vielleicht war es das, dachte Rebekka. Josua behandelte sie nicht anders als all die Jahre zuvor, und sie fand nicht, dass er sich sehr verändert hätte. Er war erwachsener geworden, aber ruhig und besonnen war er schon immer gewesen, und sein Gesicht und seine Gestalt waren ihr so vertraut wie die Gesichter ihrer Eltern und ihrer Geschwister. Plötzlich sah sie einen anderen Mann in ihren Gedanken. Blondes Haar, blaue Augen. Er hatte vor ihr auf dem Weg gelegen und erzählt, dass er sie hatte singen hören. Sie lächelte bei dem Gedanken an seine Verlegenheit. Heute war er ganz anders gewesen. Keine Spur von Unsicherheit war zu spüren gewesen, als er mit den Schnittern gearbeitet hatte. Sie erinnerte sich an die gleichmäßigen Bewegungen, mit der er die Sense geschwungen hatte, seine breiten Schultern, sein Lächeln, als er sie angesehen hatte. Und dann erinnerte sie sich an das Prickeln auf ihrem Arm, in ihrem Nacken, als ihre Finger sich berührt hatten. War es das, was die anderen Mädchen empfanden, wenn sie ihren Liebsten trafen?

Erschrocken hielt sie die Luft an. So etwas durfte sie nicht denken. Sie würde Josua heiraten und lernen, ihn zu lieben. Er war ein guter Mann, wer würde einen solchen Mann nicht schätzen? Über diesen Fremden wusste sie dagegen nichts. Doch als sie einschlief, war das Letzte, was sie in Gedanken sah, seine Augen und sein Lächeln.

8. KAPITEL

Daniel war beeindruckt. Innerhalb eines Tages hatten diese Täufer alle Wiesen ihrer Gemeinde gemäht. Jeder hatte jedem geholfen. Ebenso gingen sie die nächsten Tage vor, als sie das Heu auf den Wiesen wendeten. Und auch danach, als das Heu eingebracht wurde, arbeiteten alle gemeinsam. Dieses Mal halfen auch die Frauen. Sie standen auf den Wagen und nahmen die Heuschwaden entgegen, welche die Männer mit den Heugabeln hinaufreichten.

Gemeinsam mit Thomas belud Daniel den Wagen der Baumgartners, auf dem Martha und eine Nachbarin der Familie standen. Neben ihnen arbeiteten die Lehmanns. Joseph, sein Sohn Samuel und Rebekkas Mutter gingen neben dem Wagen her und reichten die Schwaden hoch zu den zwei Töchtern. Rebekka nahm die Heubündel ab, Susanna verstaute sie.

Ohne es zu wollen, folgte er Rebekka mit seinem Blick. Auch bei dieser Arbeit wirkten ihre Bewegungen fließend und anmutig. Heute trug sie statt der Haube einen Hut, der ihr Gesicht vor der Sonne schützte. Als spüre sie seinen Blick, schaute sie in seine Richtung. Einen Moment sahen sie einander an, dann senkte sie den Kopf und nahm den nächsten Heuschwaden entgegen. Auch er wandte sich ab und fuhr fort, das Heu zusammenzurechen und nach oben zu reichen, wo es von Martha in Empfang genommen wurde. Doch während der nächsten Stunden ertappte er sich immer wieder dabei, nach Rebekka Ausschau zu halten, und oft begegneten sich ihre Blicke.

»Du machst deine Sache sehr gut«, sagte Thomas eine Woche später zu ihm, als sie beim Abendessen saßen. Er lächelte verschmitzt. »Selbst das Melken hast du mittlerweile gelernt. Wenn du möchtest, kannst du gerne als Knecht bei uns bleiben. Du kannst im Großvaterhaus wohnen, bei uns essen, und ich zahle dir drei Gulden im Monat, Verpflegung ist frei.«

Das war kein schlechtes Angebot. Obwohl Knecht zu sein, nicht das war, was er sich für seine Zukunft vorstellte. Aber seine Zukunft lag nicht hier, so lange würde er nicht bleiben.

»Denk darüber nach«, sagte Thomas.

Er dachte nach. Allerdings nicht über Thomas' Angebot. Das würde er erst einmal annehmen. Er lag in seinem Bett im Großvaterhaus und überlegte, was er tun würde, wenn er die Ammannleit verliesse. Nach Hause zurück konnte er nicht. Selbst wenn man nicht mehr auf den Straßen und in den Dörfern nach ihm suchte, galt er immer noch als Deserteur und Mörder. Wenn ihn jemand meldete, würde er hingerichtet werden. Nein, er musste weiterhin unter einem falschen Namen leben. Doch wovon? Als Soldat konnte und wollte er seinen Lebensunterhalt nicht mehr verdienen. Er mochte nicht mehr töten. Nie wieder. Aber er beherrschte kein Handwerk, hatte keine Lehre gemacht. Also konnte er im Grunde nur versuchen, eine Stelle als Mühlknecht zu finden oder sich bei einem Bauern zu verdingen.

Aber wenn er schon Knecht sein musste, warum dann nicht hier? Ein Bauer würde ihn vielleicht besser bezahlen, doch niemals so gut behandeln, wie Thomas es tat. Und auch die anderen Bauern hier behandelten ihre Knechte wie ihresgleichen. Es war ihr Glaube, dass vor Gott alle Menschen gleich waren. Ihr Umgang miteinander war ein völlig anderer, als er es kannte. Sie hielten zusammen, jeder half jedem. Und sie hatten durchaus auch Freude und Sinn für Humor. Während der Ernte war viel gelacht und gescherzt worden. Seit seiner Kindheit hatte er sich nicht mehr so sicher und behütet gefühlt. Ein besonderer Friede lag über diesem Dorf. Was machte es da, dass ihre Gottesdienste schier endlos waren?

Über seine Gedanken fielen ihm die Augen zu. Er träumte von der Mühle. Sie stand im Sonnenschein, das Mühlrad drehte sich. Er ging hinein. Die Räume waren gerichtet, die Treppe nach oben repariert. Die Fensterscheiben waren sauber, auf dem Tisch in der Stube lag eine karierte Tischdecke. Darauf stand ein blauer Krug mit Margeriten. Er ging weiter in den Mahlraum. Säcke mit Getreide standen dort, er sah sich selbst, wie er einen Sack Weizen in den Mahlgang füllte. Dabei empfand er eine derart tiefe Freude, dass ihm die Tränen in die Augen traten. Er trat wieder hinaus auf den Weg vor die Mühle. Es war dämmrig. Rechts ging es nach Schönthal, links nach Steinberg. Er stand

da und wusste nicht, welchen Weg er wählen sollte. Von Steinberg lockte ihn die Musik aus den Wirtshäusern, er hörte Frauen lachen, das Rollen von Pferdefuhrwerken, die Rufe von Marktschreibern, die ihre Waren anpriesen.

Von der Gemeinde der Ammannleit her drangen die Geräusche der Höfe an sein Ohr. Hühner gackerten, Kühe muhten, ein Hund bellte. Die Ammannleit sangen eines ihrer langsamen Lieder. Über ihm brauten sich Gewitterwolken zusammen, er musste rasch irgendwo Unterschlupf suchen. Er wollte die Tür der Mühle öffnen, doch sie war verschlossen und gab auch auf sein Rütteln nicht nach. Angst erfasste ihn. Wohin sollte er flüchten? Der erste Blitz fuhr hernieder. Daniel zuckte zusammen. Sein Herz raste. Er musste fort hier, Schutz suchen. Nach rechts zu der Gemeinde oder nach links zum Dorf? Wieder zuckte ein Blitz, unmittelbar gefolgt von Krachen des Donners. Das Gewitter war über ihm. Große Regentropfen prasselten auf den Weg, auf das Dach der Mühle. Und dann hörte er eine Stimme: »Wer in die falsche Richtung geht, kommt nicht am richtigen Ziel an. Wähle klug.«

Erschrocken fuhr er auf, sein Herz schlug ihm bis zum Hals. Dann wurde ihm bewusst, dass er in Sicherheit war. Er war im Bett, im Großvaterhaus. In der Stille der Nacht versuchte er, den Traum festzuhalten, bevor er ihm entglitt. Die Stube, in der er gewesen war, war die in der Mühle seines Vaters. Das rot karierte Tischtuch, der Krug mit den Wiesenblumen waren das Werk seiner Mutter. Auch die Vorhänge hatten denen geglichen, die in seinem Elternhaus hingen. Aber das Gebäude, das er im Traum gesehen hatte, war die Mühle hier in Schönthal gewesen. Es war, als hätte Gott ihm gezeigt, was er daraus machen konnte. Eine Heimat. Und dann diese Stimme. So hatte er noch nie geträumt.

Er stand auf und trank einen Schluck Wasser. Allmählich verblassten die Traumbilder. Bis auf das der Mühle, die im Sonnenschein stand.

Ein Blick aus dem Fenster verriet ihm, dass die Sonne bald aufging. Dann konnte er genauso gut gleich wach bleiben. Er trat zum Waschtisch. Sich nicht nur abends nach der Arbeit, sondern auch morgens zu waschen, war ihm mittlerweile zur Gewohnheit geworden. Die Ammannleit waren ausgesprochen reinlich. Nicht nur die

Baumgartners, wie er am Anfang geglaubt hatte. Auch in den anderen Häusern, in denen er mittlerweile gewesen war, war es sauber gewesen. Die Frauen wuschen jeden Montag und achteten darauf, die Kleidung so sauber wie möglich zu halten, und sie wechselten sie öfter. Vielleicht war das einer der Gründe, weshalb hier selten Leute krank wurden. Ein anderer war sicher die gesunde Lebensweise. Sie tranken höchst selten Alkohol, wenn, dann nur leichtes Bier oder Wein, aber niemals Schnaps. Er hatte auch noch keinen der Männer betrunken gesehen.

Während er die Kühe melkte, kehrten seine Gedanken immer wieder zur Mühle zurück, wie er sie in seinem Traum gesehen hatte. Wieder instand gesetzt, nett eingerichtet. Ein Heim. Warum hatte er diesen Traum gehabt, nachdem er gestern Abend über seine Zukunft nachgedacht hatte? Wieder hörte er die Stimme in seinem Kopf. *Wähle klug.*

Hatte er tatsächlich eine Wahl? Ein Leben hier, als Müller, oder draußen bei »Weltlichen«, als Knecht bei einem Bauern oder als Mühlknecht, in der Hoffnung vielleicht irgendwann einmal genug Geld für eine Pachtmühle zu haben? Konnte er die Mühle wieder herrichten, ohne Geld, ohne Handwerker? Er würde sie noch einmal genauer ansehen müssen. Vielleicht konnte er Thomas um Hilfe bitten und Joseph Lehmann, auf dessen Grund sie stand. Wenn es gelang, hatte er sich einen Traum erfüllt, und er konnte den Menschen, die ihn aufgenommen hatten, etwas zurückgeben. Denn er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er ihre Gastfreundschaft ausnutzte, sie belog. Aber wenn er hierbliebe, würde von ihm erwartet werden, dass er eine Frau nahm.

Warum nicht?, fragte er sich. Es wäre keine Liebesheirat, aber wusste er denn, ob Charlotte ihn jemals genommen hätte? Auch in seinen Kreisen heiratete fast niemand aus Liebe, die meisten Ehen waren arrangiert. Es gab ja doch einige hübsche Gesichter unter den Hauben. Rahel Gerber zum Beispiel hatte schöne braune Augen und einen hübschen Mund. Sie war noch unverheiratet und zeigte ihm deutlich, dass sie einer Verbindung nicht abgeneigt war. Auch andere Mädchen schienen an ihm interessiert. Sie kokettierten nicht, aber sie warfen ihm verstohlene Blicke zu, und Maria Wagner war sichtlich enttäuscht gewesen, als er bei der letzte Gemeeh nach dem Liebesmahl gegangen

war. Bisher war er nie zum Singen geblieben, weil er keine falschen Hoffnungen wecken wollte.

Das Bild eines anderen Mädchens schob sich in seine Gedanken. Ein ebenmäßiges Gesicht mit hohen Wangenknochen und einem vollen Mund, der immer zu lächeln schien. Große graue Augen, die ihn ohne jede Koketterie unverwandt musterten. Rebekka. Sie war nicht einfach hübsch, sie war schön. Eine stille, ruhige Schönheit, wie sie eine Lichtung im Wald oder ein verborgener Weiher hatte. Jemand – er erinnerte sich nicht mehr, wer – hatte davon gesprochen, dass ein Mann aus Bolanden sie umwarb. Aber umwerben bedeutete noch nichts.

Er goss die Milch in die Kanne, fütterte die Kälber und öffnete die Stalltür, damit die Kühe auf die Weide konnten. Dann ging er zum Haus der Baumgartners. Wie immer, hatte Martha bereits den Tisch gedeckt. Eine Schale mit Grütze stand auf seinem Platz, Kuchen in der Mitte des Tisches. Thomas nahm neben ihm Platz, die beiden Kinder ihnen gegenüber. Martha füllt die Becher mit Milch und setzte sich ebenfalls. Alle falteten die Hände und senkten die Köpfe.

Daniel betete still. Dann sah er auf und blickte in die Gesichter der Familie, die ihm Unterkunft und Arbeit gegeben hatte, ohne viel zu fragen. Und plötzlich wusste er, dass er sich in seinem Herzen schon entschieden hatte. Nur sein Verstand hatte diese Entscheidung nicht akzeptiert.

»Ich habe über dein Angebot nachgedacht«, sagte er zu Thomas. »Und ich möchte es gerne annehmen. Unter Umständen würde ich ohne Bezahlung arbeiten und dafür um deine Hilfe bitten.«

Neugierig blickte Thomas ihn an. »Ja? Bei was?«

»Mir geht diese Mühle nicht aus dem Kopf. Ich will sie mir noch mal ansehen, ob ich sie wieder herrichten kann. Aber alleine schaffe ich es nicht.«

Thomas lächelte. »Das ist eine gute Idee. Natürlich helfen wir dir beim Wiederaufbau, dafür brauchst du nichts zu bezahlen. Allerdings wird es erst ab Oktober möglich sein, wenn die Ernte eingebracht ist.«

»Ich würde mich sehr freuen, wenn wir einen Müller in der Gemeinde hätten«, sagte Martha und lächelte ebenfalls.

Daniel dachte nach. Oktober. Das waren noch zwei Monate. Jetzt, da er

sich entschlossen hatte, brannte er darauf, sofort anzufangen. Vielleicht konnte er einige Dinge allein schaffen, nachdem er seine tägliche Arbeit hier auf dem Baumgartnerhof erledigt hatte.

»Was ist heute zu tun?«, fragte er Thomas.

»Ich wollte die Weidezäune abgehen, ob irgendwo Lücken sind. Dazu brauche ich dich nicht. Geh zur Mühle und sieh sie dir an. Und wenn du dich entschlossen hast, sie zu betreiben, musst du die Lehmanns um Erlaubnis fragen. Ich brauche dich erst heute Abend wieder.«

Martha packte ihm Brot und Käse ein und lächelte verschmitzt, als sie ihm das Bündel überreichte. »Du wirst sicher länger brauchen.«

Also machte er sich auf den Weg zur Mühle. Bei den Brombeerhecken hielt er inne und pflückte ein paar Beeren, die er direkt aß. Dabei dachte er an Rebekka Lehmann und lächelte bei der Erinnerung daran, wie er ihr mehr oder weniger vor die Füße gefallen war. Damals hatte sie *Wenn alle Brunnlein fließen* gesummt. Woher kannte sie dieses Lied?

Er ging weiter. Es war drückend heiß, die Sonne schien matt durch Schleierwolken hindurch. Beim Anblick der Mühle machte sein Herz einen Satz. Wie bei seinem ersten Besuch ging er um das Gebäude herum, dieses Mal sah er sich jedes Fenster an, ob sich undichte Stellen an den Rahmen fanden. Danach öffnete er die Tür, an der das Getreide angeliefert wurde. Sie quietschte in den Angeln und war etwas schwergängig, doch auch das ließ sich richten. Auch innen sah er sich alles noch mal genau an und kam zu dem gleichen Ergebnis wie bei der ersten Besichtigung. Die Mühle und das Gebäude waren noch gut erhalten. Nun kam es darauf an, ob die Mechanik noch funktionierte. Dazu musste er das Gerinne notdürftig reparieren, damit er das Wasser über das Rad leiten konnte. Erst wenn sicher war, dass der Antrieb lief, dass der Läuferstein sich drehte, konnte er die Mühle wieder in Betrieb nehmen.

Ein Grollen, das sich zu einem Rumpeln steigerte, holte ihn aus seinen Gedanken. Rasch trat er vor die Haustür. Über den Weiden hatten sich die Wolken zu dunklen Haufen aufgetürmt, der Himmel schimmerte in einem schwefeligen Gelb. Ein Gewitter. Gänsehaut lief über Daniels Rücken, ein Gefühl der Unwirklichkeit überkam ihn. Er war wieder in seinem Traum. Einen Augenblick lähmte ihn die Angst, dann schüttelte er

den Kopf. Das war nicht möglich.

Er wandte sich um. Die Tür zur Mühle stand offen. Er träumte nicht. Er konnte in die Mühle gehen, sich in Sicherheit bringen. Doch noch war das Gewitter nicht hier. Es war besser, er ging zum Hof zurück, denn wenn es losbrach, saß er unter Umständen für Stunden hier fest.

Er drückte den Hut in die Stirn und lief los. Als er an die Abzweigung kam, die zum Hof der Lehmanns führte, begann es zu regnen. Joseph Lehmann und sein Sohn trieben gerade die Kühe von der Weide.

Daniel rief ihnen einen Gruß zu und bemerkte Josephs erstaunten Blick.

»Ich war bei der Mühle«, erklärte er. »Ich würde bei Gelegenheit gerne mit dir über etwas reden.«

Joseph nickte. »Dann komm doch gleich mit. Bis du beim Baumgartnerhof bist, bist du durchnässt.«

Damit hatte er wohl recht, der Regen wurde zunehmend stärker. Die Kühe trabten über die Weide und in den Stall.

Samuel folgte ihnen und verriegelte die Tür. Im Hof scheuchte Rebekka gerade die Hühner in den Stall. Vor der Haustür zogen Joseph und Daniel die mittlerweile schlammverschmierten Schuhe aus.

»Ich habe Daniel Hochleitner mitgebracht«, rief Joseph beim Eintreten.

»Kommt herein.« Sarah trat aus der Stube. »Sei willkommen, Daniel Hochleitner.«

Joseph und Samuel nahmen ihre Hüte ab und hängten sie an die Haken an der Wand, Daniel tat es ihnen gleich. Sarah rief nach Susanna, sie solle Handtücher bringen. Kurz danach öffnete sich die Haustür erneut, und Rebekka kam herein.

»Die Hühner sind eingesperrt.« Sie lächelte und begrüßte Daniel.

Susanna kam mit einem Stapel Tücher die Treppe herunter und reichte jedem eines. Die Männer trockneten sich die Haare, Rebekka rieb über ihr Gesicht und ihren Hals.

»Geh nach oben, Kind, und hol eine neue Haube«, sagte ihre Mutter. Mit einer Handbewegung lud sie Daniel, der etwas ratlos im Flur stand, in die Stube ein. »Setz dich.«

Daniel schob sich einen Stuhl zurecht und blickte sich um. Auch hier war alles auffallend reinlich. Der Boden war blank gefegt, die Anrichte

ebenfalls. Dort standen Teller, Becher und Krüge, alle gespült, ohne Ränder oder Essensreste. Auf dem Tisch lag eine schlichte karierte Tischdecke. Ganz anders als in den Wirthäusern oder Bauernstuben, in denen er während seiner Zeit als Soldat übernachtet hatte.

Rebekka kam die Treppe herunter, sie trug eine weiße Haube, die den Haaransatz frei ließ. Ihr Kleid war mittelblau, darüber trug sie eine schwarze Schürze.

Sarah brachte einen Krug mit Milch und einen Teller mit Kuchen. Joseph nahm auf dem Stuhl neben Daniel Platz.

»Nun, was wolltest du besprechen?«, fragte er, nachdem sie gebetet hatten.

Daniel holte tief Luft. Dann erzählte er von der Mühle und was er vorhatte. Die ganze Familie Lehmann hing wie gebannt an seinen Lippen.

Als er geendet hatte, nickte Joseph langsam. »Das ist ein guter Plan. Wir sollten ihn den Ältesten vortragen. Ich werde mit dir zu ihnen gehen und für dich sprechen. Ich bin sicher, dass Thomas das auch tun wird.«

»Thomas sagte, dass er den Plan ebenfalls für gut hält«, sagte Daniel.

»Wenn die Ältesten einverstanden sind, musst du die Mühle nicht alleine reparieren, wir werden dir helfen, wie es der Brauch ist. Allerdings wirst du ein wenig Geduld aufbringen müssen, denn erst muss die Ernte eingefahren werden.«

»Vielleicht kann ich schon ein paar Vorarbeiten erledigen, wenn ich mit meiner täglichen Arbeit auf dem Baumgartnerhof fertig bin.«

Joseph nickte lächelnd. »Geduld ist nicht jedermanns Sache. Wenn es Dinge gibt, die du alleine schaffen kannst, spricht nichts dagegen.«

»Heißt das, du möchtest dich auf Dauer hier niederlassen?«, fragte Sarah.

Daniel zögerte kurz, dann nickte er. »Ja.« Sein Gewissen versetzte ihm einen leichten Stich, denn so sicher, wie er klang, war er nicht. Unwillkürlich glitt sein Blick zu Rebekka. Ihre Augen funkelten.

»Der Obermüller in Mehlingen wird uns sicher nicht vermissen. Aber er wird sich ärgern, dass er uns nicht mehr betrügen kann.«

Mittlerweile blitzte und donnerte es fast gleichzeitig, das Gewitter musste sehr nahe sein. Joseph ging zum Fenster und sah hinaus. »Das wird nicht so schnell vorbei sein. Bleib doch zum Abendessen bei uns.«

Die Gastfreundschaft und Freigiebigkeit der Ammannleit verwunderten Daniel immer wieder, auch wenn er inzwischen den Gedanken kannte, der dahinterstand. Thomas hatte es ihm gesagt, als er sich dafür bedankt hatte, in dem Großvaterhäuschen wohnen zu dürfen, obwohl seine Hilfe auf dem Baumgartnerhof im Grunde nicht der Rede wert war: »Es heißt: Wenn wir die Not eines anderen sehen, sollen wir gerne bereit sein, ihm zu helfen. Und wenn wir in Not sind, sollen wir nie zu stolz sein, unsere Freunde oder Familie um Hilfe zu bitten. Geber und Beschenkte erleben den Segen Gottes.«

Das unterschied sich von dem »Geben ist seliger denn Nehmen«, das die Pfarrer predigten. Hier wurde der Empfänger der Gabe ebenso gewürdigt, wie derjenige, der gab. Deshalb zierte sich auch niemand bei den Ammannleit, Gaben anzunehmen.

»Werden sich Thomas und Martha nicht sorgen, wenn ich nicht nach Hause komme?«, fragte Daniel.

»Nein, sie werden sich denken, dass du bei uns Unterschlupf gefunden hast.«

Während sich das Gewitter austobte, saßen Daniel und Joseph in der Stube. Joseph hatte sich eine Pfeife angezündet und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. In der Küche klapperte Geschirr, Sarah werkelte dort und sumnte leise dabei. Susanna, die jüngere der Töchter, ging ihr dabei zur Hand, Daniel sah sie Teller und Schalen abtrocknen. Rebekka setzte sich an das Spinnrad, das in der Ecke der Stube stand. Gleichmäßig trat sie das Pedal, das Rad surrte leise, während sie den Faden spann. Der Junge, Samuel, setzte sich zu Daniel und seinem Vater an den Tisch und schnitzte.

»Sobald es trocken ist, fangen wir mit der Getreideernte an«, sagte Joseph. »Da werden alle den ganzen Tag beschäftigt sein, und wir werden deine Hilfe brauchen. Und wenn das Getreide gedroschen ist, bringen wir es zum Obermüller. Ich glaube, es wäre eine gute Idee, wenn du dabei wärst. Du könntest überprüfen, ob er uns den richtigen Anteil an Mehl gibt. Auch glaube ich, dass er nicht sorgfältig genug mahlt.«

»Das mache ich sehr gerne«, sagte Daniel. Aus dem Augenwinkel sah er, wie Rebekka bei seinen Worten den Kopf hob und lächelte.

»Weißt du, wie viele Mahlgänge der Obermüller macht? Um feines,

weißes Mehl zu bekommen, sind sechs bis sieben Mahlgänge nötig. Das ist sehr aufwendig, deshalb berechnen die Müller einen höheren Mahlgroschen.«

Rebekka ließ den Faden sinken, hielt das Rad an und stand auf.

»Warte, ich zeige dir sein Mehl.«

Sie ging in die Küche und kam mit einer Schütte zurück, die sie Daniel hinhielt. Er sah hinein. Das Mehl war mittelgrob. Es befanden sich Kleiereste und auch Spelzen darin. Wenn der Obermüller das als sein bestes Mehl abgab, war er ein Betrüger. Doch es widerstrebte ihm, die Arbeit eines Berufskollegen schlecht zu bewerten.

»Für Brot ist das ein gutes Mehl«, sagte er. »Aber es ist nicht das feinste.«

Joseph sah ihn aufmerksam an, dann nickte er. »Du bist vorsichtig mit deinem Urteil, das gefällt mir.«

Rebekka brachte das Mehl in die Küche zurück. Wieder fiel Daniel auf, wie anmutig sie war. Ihre Bewegungen waren fließend, ohne Hast, ihr Gang nahezu geräuschlos. Sie nahm ihren Platz an der Spindel wieder ein. Joseph und er plauderten noch ein wenig.

Beim Abendessen saß Daniel den beiden Töchtern gegenüber. Wie unterschiedlich sie waren, und doch war jede auf ihre Weise hübsch. Susanna war klein und rundlich, ihr Gesicht hatte einen rosigen Schimmer, und ihre runden blauen Augen lachten immer ein wenig. Oft stahlen sich hellblonde Locken unter ihrer Haube hervor. Rebekka war dagegen groß und schlank wie eine Tanne. Sie glich ihrem Vater, während Susanna ihrer Mutter ähnelte.

War Daniel wirklich der Meinung gewesen, die Frauen der Ammannleit sähen alle gleich aus und seien hässlich? Mittlerweile hatte er sich an die Tracht der Frauen gewöhnt und erkannte unter den schlichten Kleidern ihre Schönheit. Man musste nur hinsehen.

Außerdem fiel ihm auf, dass die beiden Mädchen überhaupt nicht schüchtern waren. Sie beteiligten sich am Gespräch, sahen ihm dabei offen in die Augen. Es gab kein Erröten, keinen verschämten Augenaufschlag, keine gesenkten Köpfe. Er erinnerte sich, dass ihm das Fehlen jeglicher Koketterie bereits bei seiner ersten Begegnung mit Rebekka aufgefallen war. Auch die beiden Gerber-Schwestern waren

nicht schüchtern gewesen, sondern hatten durchaus ein wenig mit ihm geschäkert.

Nach dem Abendessen bedankte er sich herzlich bei den Lehmanns und machte sich auf den Heimweg. Die Wolken waren abgezogen, es war jetzt heller als am Nachmittag. Aus den Kleewiesen stiegen Nebelschwaden, die Erde duftete süß. Daniel ging langsam und genoss jeden Atemzug. Es gab nichts, was so gut roch wie Klee nach einem Regenguss. Immer wieder kehrten seine Gedanken zu Rebekka zurück. Eigentlich bevorzugte er Frauen mit üppigeren Formen, aber sie war ja schon fast mager zu nennen. Und auch ihr Gesicht war nicht unbedingt lieblich, dazu war ihr Mund zu voll, ihre Wangenknochen zu ausgeprägt. Doch irgendetwas an ihr fesselte ihn. Vielleicht waren es die klaren grauen Augen, ihr forschender Blick. Er war es nicht gewöhnt, dass ein Mädchen ihn so durchdringend ansah. Aber es gefiel ihm.

Wie Joseph gesagt hatte, hatten sich die Baumgartners keine Sorgen um ihn gemacht. Thomas war auf dem Weg in den Stall, als Daniel den Hof betrat. »Ah, da bist du ja«, rief er ihm zu. »Du kannst mir beim Abendmelken helfen. Wo hast du das Gewitter abgewartet?«

Daniel folgte ihm. »Bei den Lehmanns. Ich habe auch mit Joseph über die Mühle gesprochen, er hätte nichts dagegen, wenn ich sie wieder in Betrieb nähme.«

9. KAPITEL

»Ich habe das Gefühl, dieser Daniel gefällt dir«, sagte Susanna, als sie an diesem Abend in ihrem Zimmer waren. Sie lag bereits im Bett.

Rebekka hatte sich gewaschen, war in ihr Nachtgewand geschlüpft und bürstete ihr Haar.

»Ich finde ihn sehr nett«, antwortete sie, ohne Susanna anzusehen. Tatsächlich gefiel Daniel ihr, er war anders als die jungen Männer, die sie kannte. Unternehmungslustiger, und er wirkte irgendwie erfahrener. Dass er die Mühle wieder einrichten wollte, imponierte ihr.

»Fast schade, dass du bereits mit Josua verlobt bist. Ich finde, er passt gut zu dir, und er scheint dich auch zu mögen.«

Rebekka spürte ihre Wangen heiß werden. »Wie kommst du darauf?«

»Na, er konnte doch die Augen kaum von dir lassen.«

Rebekka legte die Bürste weg und flocht ihr Haar zu einem Zopf. Also hatte sie sich nicht getäuscht, wenn auch Susanna bemerkt hatte, dass Daniels Blicke ihr ständig gefolgt waren.

»Mir ist das schon bei der Heuernte aufgefallen«, fuhr Susanna fort. »Viele Mädchen haben versucht, seine Aufmerksamkeit zu erregen, aber auch da hatte er nur Augen für dich.«

»Ich habe es auch bemerkt, aber ich war nicht sicher, ob ich mir das nur einbilde.«

»Stört es dich denn?«

»Es sollte mich eigentlich stören, nicht wahr? Aber wenn ich ganz ehrlich bin, gefällt es mir. Jedes Mal wenn sich unsere Blicke treffen, fängt mein Herz an zu hüpfen. Ich weiß, das ist nicht recht, aber ich kann nichts dagegen tun.«

Sie löschte die Lampe und schlüpfte unter die Decke.

»Vielleicht ...«, begann Susanna, doch dann sprach sie nicht weiter.

»Vielleicht was?«

»Ach nichts, das war nur so ein Gedanke.«

»Susanna, jetzt sag schon, was du denkst.«

»Ich glaube wirklich, dass er der richtige Mann für dich sein könnte. Deine Stimme klingt ganz anders, wenn du von ihm sprichst, und was du

über das Herzklopfen sagtest – so sollte es sein.« Die Bettdecke raschelte, als Susanna sich aufsetzte. »Die Vereinbarung mit Josua ist nicht so bindend, dass man sie nicht wieder lösen könnte. Vater sagt immer, er würde uns nicht zu einer Ehe zwingen.«

Rebekka schluckte. Solange die Hochzeit nicht ausgerufen war, konnte man jederzeit von der getroffenen Vereinbarung zurücktreten. Allerdings hatte sie noch nie von jemandem gehört, der das getan hätte. Die Vorstellung war erschreckend, doch gleichzeitig durchfuhr sie ein Gefühl von Erleichterung. Aber dann schüttelte sie den Kopf. Sie konnte unmöglich zu ihrem Vater gehen und um die Rücknahme des Versprechens bitten. Was sollte sie denn nach zwei Monaten als Grund angeben? Immerhin hatte Vater sie gefragt, und sie hatte Ja gesagt. Und nur, weil Daniel Hochleitner ihr ab und zu hinterherschah, hieß es nicht, dass er sie zur Frau nehmen wollte.

Susanna nickte, als Rebekka ihre Gedanken aussprach. »Da hast du wohl recht. Und wenn du einfach so die Verlobung mit Josua löst, wird das niemand verstehen, denn er ist schon ein feiner Kerl und eine gute Partie.«

»Sie würden wieder über die Geschichte mit Gideon und dem Jahrmarkt tratschen. Und behaupten, ich hätte was mit ihm gehabt.«

Susanna seufzte.

»Was ist eigentlich mit euch beiden?«, fragte Rebekka. »Er hat dich doch die letzten Male nach dem Singen nach Hause begleitet?«

»Er mag mich sehr gerne, hat er gesagt. Aber seine Eltern wollen, dass er ein Mädchen aus Bolanden heiratet. Ich glaube, sie ist Josuas Cousine.«

Rebekka seufzte ebenfalls. Etwas Derartiges hatte sie befürchtet. »Was sagt er dazu?«

»Oh, er sagt, dass er keine Frau will, die er nicht kennt und die er nur vor vielen Jahren als Kind gesehen hat. Er sagt, er würde sich weigern. Und wenn es gar nicht anders geht, würde er mit mir davonlaufen.«

»Davonlaufen? Aber wohin, wovon wollt ihr leben? Wenn ihr kein Schreiben von Bischof Wagner habt, nimmt euch keine Gemeinde auf. Jeder würde annehmen, dass ihr gemieden seid.«

In der Dunkelheit konnte Rebekka das Gesicht ihrer Schwester nicht

sehen, doch sie hörte den Schrecken in ihrer Stimme. »Ich weiß.«

Die Meidung war die schärfste Strafe für diejenigen, die gegen die Regeln der Ammannleit verstießen. Jemand, der unter der Meidung stand, durfte zwar bei seiner Familie leben, aber nicht an einem Tisch mit ihnen essen. Niemand, außer den Ungetauften, den Kindern, durfte das Wort an ihn richten, niemand durfte etwas aus seiner Hand annehmen oder Geschäfte mit ihm abschließen.

»Ich kann nicht gemieden werden, ich bin noch nicht getauft«, sagte Susanna leise.

»Aber du wolltest dich doch taufen lassen. Demnächst. Susanna?« Angst vibrierte in Rebekkas Kehle, ließ ihre Stimme zittern. »Du willst dich doch nicht von uns lossagen und unter den Weltlichen leben?«

»Nein, natürlich nicht. Und ich bin sicher, dass auch Gideon das nicht möchte. Er ist ein Hitzkopf, und so etwas sagt sich schnell.«

Das war er wohl, und er verstieß gerne mal gegen Regeln. Rebekka fragte sich, ob er Susanna wirklich liebte oder ob er nicht eher gegen die strenge Erziehung seiner Eltern aufbegehrte und sich deshalb weigerte, die Frau zu heiraten, die seine Eltern für ihn gewählt hatten. Sie hoffte von ganzem Herzen, dass das Erstere der Fall war.

»Es bringt nichts, sich darüber Gedanken zu machen«, sagte sie.

»Ja. Gute Nacht Rebekka.«

»Schlaf gut, Susanna.«

Rebekka dachte nach. Was sie gesagt hatte, betraf sie selbst ebenso wie Susanna. Was brachte es, darüber zu grübeln, ob Daniel vielleicht ein besserer Mann für sie war als Josua? Als sie zugestimmt hatte, Josua zu heiraten, hatte sie dem Urteil ihres Vaters vertraut. Er würde niemals einen Mann wählen, der nicht gut für sie wäre. Aber, regte sich ein Gedanke in ihr, Vater hatte Daniel nicht gekannt, als er die Verabredung mit Josua getroffen hatte. Er hatte sich nach Daniels Abschied heute sehr lobend über ihn geäußert, seine Pläne mit der Mühle gefielen ihm gut. Vielleicht würde er heute eine andere Entscheidung treffen. Aber dazu war es jetzt zu spät. Ihr Vater würde sein Wort, das er Josuas Familie gegeben hatte, nicht brechen.

Sie schloss die Augen.

Eine Woche später wurde der Roggen geerntet. Die Frauen folgten den Schnittern und banden das Getreide zu Garben. Rebekka merkte, dass Daniel immer wieder zu ihr sah, und er richtete es so ein, dass er während der Pausen in ihrer Nähe saß.

»Es fällt auf, das der Neue dich ständig ansieht«, raunte ihr die alte Agnes, eine Schwester ihrer verstorbenen Großmutter nach dem Essen zu.

Rebekka gab sich unwissend. »Tut er das?«

»Aber natürlich. Und du merkst es, ich habe gesehen, dass du ihn auch ansiehst. Und ich bin nicht die Einzige.«

»Willst du sagen, dass über mich und ihn geredet wird?«

»Ja, genau das möchte ich sagen.« Ihre Großtante wiegte den Kopf hin und her. »Ihr seid jung, und er ist gewiss ein schöner Kerl, aber du wirst Josua heiraten. Du solltest vorsichtig sein.«

»Ich kann nichts dafür, dass er mich ansieht«, gab Rebekka zurück.

»Ich ermutige ihn gewiss nicht.«

»Nicht mit Absicht, ich weiß.« Agnes lächelte. »Aber ich merke, dass es dir gefällt. Im Grunde ist es nicht schlimm, wenn einem Mädels ein junger Mann gefällt, doch die Ältesten sind manchmal sehr streng. Als ich jung war, hat man manches nicht so hart beurteilt und auch oft nicht so genau hingesehen. Aber die Zeiten haben sich geändert.«

»Wirklich?« Sie hatte immer geglaubt, die Ammannleit würden heute nicht anders leben als zu der Zeit, in der Jakob Ammann sich von den Mennoniten losgesagt hatte. »Was war denn anders?«

Großtante Agnes senkte die Stimme. »Nun, zum Beispiel waren die Regeln für die Kleidung nicht so streng. Als ich jung war, hatte ich ein rotes Kleid, und ich trug Spangen im Haar.«

Rebekka riss die Augen auf. »Rot? Das ist doch verboten!« Rot war die Farbe des Blutes, das Jesus vergossen hatte, und deshalb als Farbe tabu.

»Nein, mein Kind. Damals war es nicht verboten. Erst kurz nach 1799 haben die Ältesten die Farbe verboten. Damals trugen außerdem nur die verheirateten Frauen eine Haube.«

Ein rotes Kleid, Spangen im Haar. Rebekka konnte es kaum glauben. Taten doch die Ältesten so, als wären die Regeln Gottes Gesetz und würden schon immer gelten.

Großtante Agathe sprach weiter. »Meine Mutter hat mir erzählt, dass in ihrer Jugend auch Frauen bei der Gemeeh gepredigt haben und ihr Wort ebenso viel galt wie das der Männer.«

Also waren manche Regeln von Menschen gemacht. Vielleicht hatte es früher sogar Musikinstrumente in den Gemeinden gegeben, und es waren weltliche Lieder gesungen worden.

»Davon weiß ich nichts«, sagte die Großtante, als Rebekka sie danach fragte.

u*

Obwohl er es schon beim Heuen erlebt hatte, war Daniel beeindruckt, wie schnell die Ernte vor sich ging. Wirklich jeder Mann in der Gemeinde half beim Mähen, auch wenn er selber keine Felder hatte, wie zum Beispiel Caleb Wagner oder Thomas Baumgartner, der nur Kühe hielt. Diese Familien würden später einen Anteil vom Getreide für ihre Hilfe erhalten, hatte Thomas ihm erzählt. Ebenso waren fast alle Frauen auf den Feldern und banden die Garben, während sehr junge Mädchen und ältere Frauen für das Essen sorgten.

Bei der Arbeit sah Daniel immer wieder zu Rebekka hinüber. In Gedanken verglich er sie mit Charlotte und stellte fest, dass er nicht mehr verstand, was ihm an ihr so gefallen hatte, dass er sich hatte hinhalten lassen, ihre Launen ertragen hatte. Bestimmt hatte sie mittlerweile jemanden geheiratet, der über Vermögen verfügte. Es berührte ihn nicht. Sie war ihm gleichgültig geworden.

Markus Gerber, der die Schnitter anführte und den Rhythmus vorgab, blieb stehen und hob die Hand. Daniel sah zum Himmel, die Sonne stand beinahe senkrecht, es war Zeit für die Mittagspause. Wie die beiden Tage zuvor hielt er nach Rebekka Ausschau, doch sie saß nicht bei ihrer Schwester und den anderen jungen Mädchen.

Nach drei Tagen war der Roggen eingebracht.

Daniel ging die Arbeit mittlerweile leicht von der Hand. Ja, mehr noch, sie tat ihm gut, ebenso wie die Lebensweise der Ammannleit. Inzwischen hatte er sich daran gewöhnt, bei Sonnenaufgang aufzustehen und ins Bett zu gehen, wenn sie unterging. Er schlief besser als in den letzten zwei Jahren, es kam nur noch selten vor, dass er in seinen Träumen von

Bildern aus dem Krieg heimgesucht wurde.

10. KAPITEL

In der folgenden Woche kam Caleb auf den Hof der Baumgartners, um mit Daniel zu sprechen.

»Den Ältesten gefällt deine Idee, die Mühle wieder in Betrieb zu nehmen. Weißt du schon, was alles zu tun ist?«

Daniel nahm den Hut ab und strich sich über die Stirn. »Wir brauchen eine Genehmigung vom Pachtherrn, aber bevor wir uns um die bemühen oder mit irgendwelchen Arbeiten anfangen, muss ich wissen, ob Wasserrad, Radwelle und Kammrad noch funktionieren. Dazu muss ich das Gerinne herrichten.«

»Was braucht's dazu? Holz, Nägel?«

Daniel nickte. »Für einen Versuch reicht das. Und einen Sack Sand oder Erde.«

»Brauchst du Hilfe?«

»Es wäre schon gut. Manchmal hat man zu wenig Hände.«

Caleb hob eine Augenbraue.

»Wenn Gott gewollt hätte, dass wir mehr als zwei Hände haben, hätte er uns mehr gegeben«, sagte Caleb, doch in seinen Augen stand ein Lächeln. »Komm morgen nach deiner Arbeit zu mir. Mein Sohn Ruben kann dir helfen. Welche Art Bretter brauchst du?«

Als Daniel am nächsten Vormittag zu Calebs Haus kam, hatte der schon einen Wagen mit allem Nötigen beladen. Ruben holte das Pferd aus dem Stall und spannte es an, dann fuhren sie los. Unterwegs fragte Ruben ihn über die Mühle und das Müllerhandwerk aus. Daniel erklärte ihm bereitwillig alles, was er wissen wollte.

An der Mühle schirrte Ruben das Pferd aus, band es an einen Baum und ging mit Daniel zum Mühlengraben.

Daniel deutete auf die Holzkonstruktion, die auf Stelzen vom Mühlgraben zum Rad lief.

»Das ist das Gerinne, es leitet das Wasser zur Mühle.«

Ruben lief zum Rad und sah hinunter. »Es liegt ja gar nicht im Wasser?«

»Das darf es auch nicht. Das Wasser kommt von oben und dreht es. Wenn es unten im Wasser läge, würde es das Rad bremsen.«

Zusammen mit Ruben trug er den Sack mit Erde zu der Stelle, an der die Reste des Wehrs standen. Dort legten sie ihn in den Bach. Danach ersetzten sie die eingestürzten Stelzen und besserten die kaputten Stellen des Gerinnes aus, als Letztes schlossen sie die Lücke zum Wehr.

»Es muss nicht dicht sein«, erklärte Daniel. »Sondern nur genug Wasser transportieren, um das Rad anzutreiben. Wenn alles gut läuft, baue ich ohnehin ein neues Gerinne.«

Mittlerweile hatte sich auch schon Wasser hinter dem Sack gestaut.

Jetzt kam der entscheidende Moment. Daniel und Ruben zerrten den Sack vom Wehr fort. Wasser aus dem Bach füllte das Gerinne.

Sie liefen zum Rad. Atemlos starrte Daniel auf den Auslauf. Erst kamen Tropfen, dann ein Rinnsal, und schließlich fiel ein kleiner Wasserfall auf die Radschaufeln.

Dreh dich, dachte er. Los! Dreh dich.

Es knarrte. Wasser füllte die Schaufeln. Und dann, ganz langsam, bewegte sich das Rad. Die wassergefüllten Schaufeln sanken nach unten, entleerten sich in den Mühlengraben. Aus dem Gebäude ertönte ein knirschendes Geräusch. Das Wasserrad kam in Schwung, drehte sich schneller.

»Und? Klappt es?«, fragte Ruben.

Daniel hob die Hand und lauschte angespannt. Durch das rhythmische Plätschern des Wassers hindurch hörte er leises Klappern und sandiges Mahlen. Die Wellen und das Räderwerk bewegten sich.

Er wandte sich Ruben zu. »Ja! Es läuft. Dem Herrn sei gedankt.«

Ruben strahlte und klopfte ihm auf die Schulter. »Dann werden wir wieder eine Mühle haben?«

»Wenn uns die Genehmigung erteilt wird.« Daniel konnte den Blick nicht vom Mühlrad wenden. Ein Glücksgefühl, wie er es das letzte Mal in seiner Kindheit erlebt hatte, überkam ihn. Nun würde er doch noch seine eigene Mühle haben.

Er zweifelte nicht daran, die Genehmigung zu bekommen. Der Pachtherr konnte nur gewinnen. Es kostete ihn nichts, aber er war an den Einnahmen beteiligt. Beschwerden der anderen Müller am

Schwarzbach brauchte er nicht zu befürchten, keiner der Weltlichen würde sein Korn zu Wiedertäufern, Ketzern, bringen.

»Komm, ich muss sehen, wie es innen läuft«, sagte er zu Ruben.

Wie Kinder rannten sie um das Gebäude herum ins Haus. Hier drehte sich das innere Rad, trieb die Welle an, die den Läuferstein bewegen sollte.

Daniel stürmte die Treppe hinauf zum Mahlboden. Der Läuferstein drehte sich gleichmäßig. Es knirschte ein wenig, und ab und zu knackte es, wahrscheinlich hatten sich in den letzten Jahren Staub, tote Insekten und anderer Dreck im Mahltrichter gesammelt.

Daniel stand vor den Mahlsteinen, starrte sie verzückt an und lauschte auf die Geräusche, die ihm seit seiner Kindheit vertraut waren. Meine Mühle, dachte er. Meine.

Am folgenden Sonntag beschloss er, nach der Gemeeh zum Singen zu bleiben. Vielleicht ergab sich eine Gelegenheit, mit Rebekka zu sprechen. Sie schien ihm auszuweichen. Dabei hatte er bis vor Kurzem das Gefühl gehabt, dass sie ihn mochte und gerne mit ihm redete. Vielleicht hatte er sie gekränkt oder, ohne es zu wissen, gegen Regeln verstoßen.

An die Dauer der Gottesdienste hatte er sich einigermaßen gewöhnt. Während der Lieder langweilte er sich inzwischen nicht mehr. Die langsamen, getragenen Melodien versetzten ihn in eine Art Schwebezustand, in dem er seine Gedanken schweifen ließ. Dieses Mal dachte er über die Mühle nach. Wenn das Korn nächste Woche fertig gedroschen war, konnte er mit ersten Arbeiten am Gerinne und am Mühlenwehr beginnen. Für größere Arbeiten hatte Caleb Wagner seine Hilfe zugesagt, und ab Oktober würden auch andere Männer mit ihm arbeiten. Dann konnte er die Mühle vielleicht schon Ende des Jahres in Betrieb nehmen. Wenn alles so verlief, wie er sich gedacht hatte, warum sollte er dann nicht hierbleiben? Das Land gefiel ihm, und er mochte die Ammannleit. Sie glaubten an denselben Gott wie er, sie lebten friedlich und halfen einander. Die meisten waren gar nicht so verbissen, wie immer erzählt wurde, sondern lachten gerne. Und mit manchen seltsamen Eigenheiten und Verboten würde er schon zurechtkommen. Die Mühle war abgelegt, er hätte dort keine Nachbarn, die ihn

überwachten und Verstöße melden würden.

Daniel schloss die Augen und hörte Calebs Predigt nur halb zu, seine Gedanken wanderten von der Mühle zu Rebekka. Vielleicht sollte er sie nach dem Singen nach Hause begleiten. Er besaß keinen Wagen, noch nicht, aber man konnte einem Mädchen bestimmt auch ohne Wagen den Hof machen.

Nach dem gemeinsamen Essen machten sich die Familien auf den Heimweg, zurück blieben die unverheirateten jungen Leute. Die Männer räumten die überzähligen Tische und die Bänke fort. Daniel trug mit Gideon Lapp einen Tisch.

Gideon blickte Daniel neugierig an. »Du bleibst heute das erste Mal zum Singen, nicht wahr?«

Daniel nickte. Ein wenig mulmig war ihm zumute. Obwohl Jakob ihm vom Singen erzählt hatte, wusste er nicht wirklich, was ihn erwartete. Die Mädchen schienen in der Überzahl zu sein. Er entdeckte Susanna, die ihn verzückt anlächelte. Nein, nicht ihn, bemerkte er. Ihr Lächeln galt Gideon, und dieser erwiderte ihr Lächeln.

Die Schwestern Ruth und Rahel standen in einer Ecke und sahen ebenfalls zu ihnen herüber. Ein drittes Mädchen kam dazu, und sie steckten kichernd die Köpfe zusammen. Das zumindest war hier nicht anders als in Eschenweiler.

Aber wo steckte Rebekka? Daniel konnte sie nirgendwo sehen. Vielleicht würde sie noch kommen.

»Setz dich neben mich«, sagte Gideon und ging hinüber zum Tisch. Die Männer nahmen auf der einen Seite des Tisches Platz, die Mädchen auf der anderen. Eine junge Frau, die er nicht kannte, saß ihm gegenüber, neben ihr drängte sich Ruth auf die Bank und machte ein Gesicht, als würde sie die andere gerne schubsen, lächelte aber sofort, als sie seinen Blick bemerkte. Sie saß nun gegenüber von Gideon, was Susanna ein misstutiges Stirnrunzeln entlockte, als sie neben Ruth Platz nahm. Als alle saßen, zählte Daniel im Stillen durch. Vierzehn Mädchen von etwa fünfzehn bis achtzehn Jahren saßen zehn jungen Männern gegenüber. Auch hier schätzte er den Jüngsten auf fünfzehn, ein dünner Junge mit Pickeln im Gesicht. Er selbst war mit seinen zweiundzwanzig Jahren wohl

der Älteste in der Runde. Rebekka war nicht da.

Nach einigen Momenten begann die junge Frau, die am Ende der Bank saß, zu singen, bei der zweiten Strophe fielen die anderen Mädchen mit ein. Bei der dritten Strophe fielen auch die Männer mit ein. Daniel kannte mittlerweile recht viele Lieder aus dem Ausbund. Zum Glück konnte er sich Melodien und Texte sehr schnell merken. Diese Art, zu singen, gefiel ihm besser als die sehr langsame getragene Weise beim Gottesdienst. Rebekka sollte hier sein und die erste Stimme singen, dachte er. Es würde noch viel schöner klingen.

Nach dem ersten Lied folgte ein zweites. Wie eigenartig diese Leute waren. Statt sich zum Tanz zu treffen, saßen sie einander gegenüber und sangen gemeinsam. Wie sollte man ein Mädchen unter diesen Umständen näher kennenlernen?

Doch nach dem zweiten Lied war dann Zeit zum Plaudern. Susanna fragte Gideon nach dem neuen Pferd, das sein Vater anschaffen wollte, Rahel flüsterte mit dem Mädchen neben sich.

»Ich habe gehört, du willst die alte Schwarzbach-Mühle wieder aufbauen«, wandte sich Ruth an Daniel.

Gideon merkte auf und sah ihn interessiert an. »Davon habe ich auch gehört. Ist sie denn zu reparieren?«

»Ja. Das Mühlenwehr und das Gerinne muss ich neu bauen, aber das Rad ist noch in Ordnung, und der Mahlraum wirkt gut erhalten. Im Wohnhaus muss ich wohl einiges reparieren.«

»Ist Joseph damit einverstanden?«, fragte Ruth. »Die Mühle liegt doch auf seinem Pachtland.«

»Daniel hat Vater natürlich gefragt«, schaltete sich Susanna ein. »Er ist einverstanden.«

»Wir brauchen noch die Erlaubnis des Pachtherrn«, sagte Daniel. »Wahrscheinlich wird er es zur Auflage machen, dass wir kein Getreide von den Bauern aus der Umgebung mahlen.«

»Nun, die Weltlichen kommen ohnehin nicht zu uns zum Mahlen«, sagte eine junge Frau, die am Ende des Tisches saß. »Viel wirst du mit einer Mühle allerdings nicht verdienen, wenn du nur unser Korn mahlst.«

»Nein, das wohl nicht. Ich will auch nicht damit reich werden. Aber wir wären unabhängig vom Obermüller.«

Der Mann neben Gideon, er hieß Lukas, beugte sich vor und musterte ihn prüfend. »Du kennst dich mit Mühlen aus?«

»Ich bin der Sohn eines Müllers.«

Lukas zog die Brauen zusammen. »Der Sohn eines Müllers? Seit wann gibt es bei den Ammannleit Müller? Das ist ein höchst weltlicher Beruf.«

»War denn der vorherige Müller kein Gläubiger?«

»Nein. Peter Detweiler war Mennonit.«

»Warum soll es keinen Müller geben, der sich dem rechten Glauben angeschlossen hat?« Daniel tat sicherer, als er sich fühlte. Hatte er je von einer Mühle gehört, die von Ammannleit betrieben wurde? Wie war das mit der Gemeinde in Waldeck gewesen, wohin hatten die Täufer ihr Getreide gebracht? Er hatte sich nie dafür interessiert. Doch bisher hatte sich niemand hier darüber gewundert, dass sein Vater ein Müller war, warum also dieser Junge?

»Mein Vater hat mir erzählt, dass Müller bis vor einigen Jahren als ehrlos galten«, sagte Lukas.

»Ehrlos bei den Weltlichen, ja. Ihre Eide galten vor Gericht nichts, und sie durften auch nicht Soldat werden.« Daniel grinste in die Runde. »Wir leisten keine Eide, und wir erheben nicht unsere Hand wider unseren Nächsten. Also spricht nichts dagegen, ein Müller zu sein.«

Einige lachten, doch Lukas gefiel diese Antwort sichtlich nicht. »Ich habe noch nie von einem Häftler gehört, der Müller ist«, erklärte er mürrisch.

»Du bist ja auch noch nie weiter als bis Bolanden gekommen«, sagte Ruth. »Im Hessischen ist bestimmt manches anders, nicht wahr, Daniel?« Sie lächelte ihn an, und Lukas' Miene wurde noch finsterer. Also so war das, dachte Daniel. Der Junge war wohl in Ruth verliebt und wollte ihn vor ihr schlecht dastehen lassen.

»Im Hessischen ist sicher einiges anders. Wir singen auch andere Lieder, und manchmal spielen wir auf einer Maultrommel.«

»Was ist eine Maultrommel?«, fragte Susanna.

Daniel erklärte das Instrument. »Es klingt schön.«

»Das glaube ich.« Gideon lachte. »Ich habe einmal einen Leierkasten gehört. Klang seltsam, aber auch schön.«

»Gideon!« Der entsetzte Ausruf kam von Gideons jüngerer Schwester

Sophia. »Du sollst nicht über diese Sache sprechen.«

Gideon verdrehte die Augen.

»Und warum nicht?«, blaffte er seine Schwester an. »Die Leute vergessen es ohnehin nicht, schon weil du es mir bei jeder Gelegenheit vorhältst.«

Daniel sah von Gideon, der sichtlich entnervt wirkte, zu Sophia, die vor Entrüstung zitterte. Was hatte Gideon wohl getan?

Die Gespräche am Tisch waren verstummt, alle lauschten den beiden. Susannas Wangen waren gerötet, sie warf Sophia böse Blicke zu.

»Ich erinnere dich nur daran, dass du demütiger sein sollst«, sagte Sophia.

Daniel unterdrückte ein Lachen, als er Gideons erbosten Gesichtsausdruck sah.

Ruben beugte sich vor. »Das gilt auch für dich, Sophia. Du verhältst dich selbstgerecht und stolz.«

Sophias Wangen färbten sich rot, sie presste die Lippen zusammen und starrte auf den Tisch. Gideon bedachte Ruben mit einem dankbaren Blick. Um Rubens Lippen zuckte ein verständnisvolles Lächeln. Wahrscheinlich wusste er, was für eine Plage kleine Schwestern sein konnten.

Susanna räusperte sich und stimmte ein Lied an, alle fielen ein.

Daniel verging schier vor Neugier. Was hatte Gideon angestellt? Ihn jetzt zu fragen, schien keine gute Idee zu sein. Vielleicht konnte er später mit ihm reden, denn ein Geheimnis war es wohl nicht.

Es wurden noch einige Lieder gesungen und sich unterhalten, dann verabschiedeten sich die Ersten.

Sophia erhob sich und warf ihrem Bruder einen auffordernden Blick zu. Gideon blieb sitzen. »Ich begleite Susanna nach Hause.«

Susanna lächelte beglückt. Sophia runzelte die Stirn und öffnete den Mund, doch bevor sie etwas sagen konnte, stand der pickelige Junge neben ihr.

»Wir können zusammen gehen«, sagte er sehr leise.

Sie schien nicht allzu erfreut, doch dann nickte sie. »Danke, Michael.«

Gideon grinste, während Ruth angestrengt versuchte, Lukas' auffordernde Blicke zu ignorieren. Stattdessen sah sie immer wieder

Daniel an. Schließlich ging Lukas zu ihr. »Wollen wir zusammen gehen?«

»Ich ...« Hilfe suchend blickte sie wieder zu Daniel.

Jetzt bloß kein Zeichen der Ermutigung geben, dachte er und wandte sich an Gideon. »Kleine Schwestern sind manchmal sehr anstrengend, nicht wahr?«

»Da hast du recht. Hast du auch jüngere Schwestern?«

Was hatte Jakob ihm erzählt? Er hatte eine ältere Schwester, mit der er sich sehr gut verstand, zwei Brüder und zwei jüngere Schwestern.

»Ja, zwei sogar. Und die eine ist Sophia sehr ähnlich. Sie hat mich oft verpetzt.«

»Ja, das kenne ich. Sophia ist auch eine Petze.«

Aus dem Augenwinkel sah Daniel, dass Ruth sich erhob und mit Lukas die Scheune verließ.

Gideon bemerkte es auch. »Sie findet dich wohl interessanter als Lukas. Aber da ist sie nicht die Einzige. Ich glaube, keine würde Nein sagen, wenn du sie nach Hause begleiten wolltest.«

»Ich schon«, sagte Susanna und warf Gideon verliebte Blicke zu.

Jetzt war die Gelegenheit. »Warum war denn Rebekka heute nicht hier?«

Susanna sah ihn überrascht an. »Rebekka kommt nicht mehr zum Singen, seit sie versprochen ist.«

»Sie ist versprochen?«

Kein Wunder, hatte er das Gefühl, dass sie ihn mied. Wer war wohl der Glückliche? Er hatte sie nie mit einem Mann gesehen, dabei war gerade während des Heuens und der Weizenernte zu sehen gewesen, zwischen welchen Mädchen und den jungen Männern verstohlene Blicke und heimliche Lächeln hin und her geflogen waren. Rebekka war immer alleine gewesen.

»Ja, Josua Beiler«, sagte Gideon.

»Ich glaube, den kenne ich noch nicht.«

»Er wohnt nicht mehr hier. Seine Familie ist letztes Jahr nach Bolanden gezogen.«

»Ah.« Mehr wusste Daniel nicht zu sagen. Er war selbst überrascht, dass es ihn derartig traf. Dabei war es wohl dumm von ihm gewesen, sich einzubilden, ihr läge etwas an ihm. Vielleicht war sie deshalb immer so

direkt und so wenig kokett gewesen, weil er ihr nichts bedeutete.

Plötzlich merkte er, dass Susanna ihn aufmerksam ansah. Hatte sie seine Enttäuschung bemerkt?

Er wechselte das Thema. »Darf ich fragen, warum sich deine Schwester so darüber ärgert, dass du weißt, wie eine Drehorgel klingt?«

Gideon grinste. »Es gab eine ziemliche Aufregung deswegen. Ich habe heimlich einen Jahrmarkt besucht. Ich wollte unbedingt mal sehen, was es dort gibt.«

»Jahrmärkte sind verboten?« Daniel war sicher, dass er auf einigen Jahrmärkten Täufer gesehen hatte, die dort ihre Waren feilboten. Er erinnerte sich, dass ihm die seltsame Kleidung aufgefallen war. Vielleicht waren es Mennoniten gewesen, Knöpfler, deren Regeln nicht ganz so streng waren.

»Ich dachte, auch Ammannleit verkaufen ihre Waren auf den Märkten. In Hessen tun sie das.«

»Bei euch sind Jahrmärkte nicht verboten?« Gideons dunkle Augen funkelten unternehmungslustig. »Vielleicht sollte ich nach Waldeck gehen.«

Das gefiel Susanna offensichtlich gar nicht, sie runzelte die Stirn. »Auch wir verkaufen Waren auf Jahrmärkten. Allerdings gehen nur die Ältesten hin, die fest im Glauben sind und sich nicht so leicht verführen lassen wie junge Leute.«

Gideon winkte ab. »Da gab es nicht viel, was einen verführen konnte. Deshalb verstehe ich nicht, warum wir nicht hingehen dürfen. Als ob es so schlimm wäre, wenn man Musik hört oder mal tanzende Paare sieht.«

Susanna wollte offensichtlich nicht darüber reden. Sie gähnte übertrieben. »Ich bin müde und gehe jetzt nach Hause.«

Sofort sprang Gideon auf. »Ich begleite dich natürlich.« Er sah sich um. »Du wirst wohl alleine heimgehen müssen, Daniel, wir sind die Letzten hier.«

Das war ihm sehr recht, doch er sagte es nicht. Er verabschiedete sich von Susanna und Gideon und machte sich auf den Weg zu seinem Häuschen. Dort holte er seine Maultrommel aus dem Schrank. Jakob hatte ihm erzählt, dass manche der Waldecker Täufer eine Art Maultrommel spielten. Diese Gemeinde hier legte Jakob Ammanns

Regeln wohl strenger aus.

Später, als er im Bett lag, wanderten seine Gedanken zu Rebekka. Sie würde also diesen Josua heiraten und Schönthal verlassen. Die Vorstellung machte ihn ganz elend. Es gab keine hier, die ihm so gefiel wie sie. Sie war eine ganz besondere junge Frau. Er dachte an ihre erste Begegnung. Wenn die Schönthaler so streng waren, woher kannte sie dann bloß das Lied, das sie gesummt hatte?

11. KAPITEL

Er hatte nach ihr gefragt. Rebekka lag wach im Bett. Susanna hatte ihr vom Singen erzählt. Von Gideons Unterhaltung mit Daniel. Und dann hatte sie gesagt, dass Daniel alleine nach Hause gegangen war, obwohl einige der Mädchen gehofft hatten, er würde sie begleiten. Und dass er nach ihr gefragt hatte. Seitdem schlug ihr Herz rascher, sie fühlte sich so seltsam aufgewühlt. So hatte sie noch nie empfunden. Sie war nervös, und diese Unruhe ließ sie nicht schlafen. Gleichzeitig hatte sie ein schlechtes Gewissen. Sie sollte nicht an Daniel denken. Nicht an seine blauen Augen, sein Lächeln, seine große, breitschultrige Gestalt, die Muskeln, die sich beim Arbeiten mit der Sense unter seinem Hemd abzeichneten ... Das waren Äußerlichkeiten, die nichts bedeuteten. Wahre Schönheit lag im Inneren.

Es dauerte lange, bis sie einschlief.

Nach dem Frühstück ging Rebekka in den Garten. Heute wollte sie die ersten Kartoffeln ernten. Das Kraut war welk geworden, also mussten die unterirdischen Knollen reif sein.

Es war recht kühl, der Himmel war gleichmäßig grau gefärbt. Keine Wolken, nur Hochnebel, wenn er sich auflöste, würde es ein schöner Tag werden. Aus der Scheune holte sie einen Korb und eine Grabgabel. Im Garten krepelte sie die Ärmel hoch. Die Erde unter ihren nackten Füßen war feucht vom Tau.

An der ersten Pflanze, die sie ausgrub, hingen vier große Kartoffeln und einige kleine. Das war nicht besonders viel. Sie lockerte die Erde und entdeckte noch ein paar Kartoffeln. Schon besser. Sie warf die Knollen in den Korb. Die kleinen Kartoffeln konnte man als Saatkartoffeln verwenden, hatte der Mann gesagt, von dem ihr Vater die Setzlinge im Frühjahr gekauft hatte.

Auch die nächste Pflanze brachte einen guten Ertrag. Nachdem sie die erste Reihe ausgegraben hatte, war ihr Korb voll.

Sie streckte den Rücken durch und sah zum Himmel. Der Nebel war schon dünner geworden, man konnte die Sonne hinter seinem Schleier

ahnen.

Jemand kam die Straße entlang. Daniel. Sie erkannte ihn sofort, an seinem Gang, an seiner Gestalt. Er trug den Hut in der Hand, schritt zügig aus – und er piffte. Sie erkannte sofort das Lied, das sie auf dem Jahrmarkt gehört hatte. Kannte er es auch, oder erinnerte er sich an die Melodie, weil sie sie gesummt hatte?

Als er sie entdeckte, hörte er auf zu pfeifen und setzte den Hut auf. Lächelnd kam er an den Zaun.

»Gott zum Gruß, Rebekka. Was erntest du denn?«

Nervös erwiderte sie sein Lächeln. Sein Anblick löste die gleiche Mischung von Glück und Unruhe in ihr aus, die sie gestern Abend empfunden hatte.

»Kartoffeln. Wir haben sie dieses Jahr das erste Mal gepflanzt. Sie gedeihen gut. Nächstes Jahr werden wir wohl mehr pflanzen.«

»Eine gute Wahl. Obwohl ich das als Müller nicht sagen sollte.« Er grinste, und in seinen Augen funkelte es übermütig. Das gab ihr den Mut zu fragen. »Dieses Lied, das du eben gepfiffen hast ...«

»Oh, du hast mich gehört? Verrate es bitte niemandem. Bei uns in Waldeck sind wir nicht ganz so streng.«

»Ich wollte fragen, woher du es kennst.«

Sein Grinsen wandelte sich in ein verschwörerisches Lächeln. »Du kennst es doch auch. Du hast es selbst gesummt.«

Seltsamerweise fühlte sie sich kein bisschen ertappt. Es war eher so, als teilten sie ein Geheimnis.

»Ich habe nur einmal die Melodie gehört.«

»Nur die Melodie?«

Warum sollte sie es nicht erzählen, es war ohnehin verwunderlich, dass er noch nicht davon gehört hatte.

»Es war auf einem Jahrmarkt. Ich war mit Gideon dort.« Sie beobachtete ihn genau. Seine Augen weiteten sich, doch es lag keinerlei Missbilligung in seiner Miene, nur Überraschung.

»Gideon erzählte gestern Abend davon. Doch er erwähnte nicht, dass du dabei warst.«

»Was sehr nett von ihm war. Doch über diese Geschichte wird immer wieder geredet, obwohl es heißt: Wer etwas Schlechtes über einen

Bruder oder eine Schwester sagt, übernimmt ein Richteramt und setzt sich auf den Stuhl Gottes, was keinem zusteht.«

»Was nicht alle daran hindert, sich zum Richter aufzuschwingen«, gab Daniel mit einem Augenzwinkern zurück. »Gideons Schwester hat ihn gestern dafür gerügt, dass er davon gesprochen hat.«

»Manche sagen, ich hätte ihn dazu verleitet, auf den Jahrmarkt zu gehen.«

Daniel warf den Kopf zurück und lachte laut auf. »Du? Ihn verleitet? Ich kenne Gideon noch nicht lange, aber dieser Bursche platzt vor Neugier und Unternehmungslust, den muss man zu nichts verleiten.«

Sie sah ihn an, hörte sein Lachen und seine Worte und fühlte sich, als hätte er sie an einem kalten Abend in eine warme Decke gehüllt.

»War es der Leierkastenmann, der dieses Lied gespielt hat? Gideon hat davon erzählt.«

»Ja, er stand vor dem Markt. Kennst du es?«

Er nickte. »Es heißt: *Wenn alle Brännlein fließen*.«

»Und worum geht es?«

»Um eine geheime Liebe.« Er fing leise an zu singen.

*»Wenn alle Brännlein fließen,
so muss man trinken;
wenn ich mein' Schatz nicht rufen darf,
tu ich ihm winken.*

*Ja, winken mit den Äugelein
und treten auf den Fuß,
s' ist eine in der Stube drin,
die meine werden muss.*

*Warum sollt' sie's nicht werden,
ich hab sie ja so gern.
Sie hat zwei blaue Äugelein,
die leuchten wie zwei Stern'.*

*Sie hat zwei rote Wängelein,
sind röter als der Wein.*

*Ein solches Mädchen find'st du nicht
wohl unterm Sonnenschein.«*

Völlig gebannt hörte sie ihm zu. Er hatte eine sehr schöne Singstimme, klangvoll und melodisch.

»Das ist schön«, sagte sie, als er endete.

Plötzlich wich das Lächeln aus seinem Gesicht, er sah sie nachdenklich an.

»Ich wollte mit deinem Vater reden. Caleb und ich haben einen Brief an den Lehnsherrn aufgesetzt, wegen der Mühle, und ich wollte seine Meinung hören.«

Auch sie fühlte sich plötzlich befangen. »Er ist im Stall.«

Daniel blickte sie an, als wolle er noch etwas sagen, doch dann bedankte er sich nur und ging zu den Ställen.

Sie sah ihm nach. Dann brachte sie das Kartoffelkraut auf den Kompost. Sie ging langsam, behielt die Stalltür immer im Blick. Beim Kompost blieb sie stehen, lauschte dem Gackern der Hühner, das vom Hof herüberdrang. Schließlich schlenderte sie zum Kartoffelbeet zurück. Wieder sah sie zur Stalltür, doch er kam nicht. Sie ließ ihren Blick über den Garten schweifen. Zwischen den Selleriepflanzen war die Erde hart, und es spross auch schon wieder Unkraut. Es würde nicht schaden, wenn sie dort noch mal hackte. Sie brachte die Grabgabel in die Scheune und holte die Hacke. Als sie wieder vor die Tür trat, hörte sie die Stimme ihres Vaters.

»Natürlich unterstütze ich dein Anliegen, ich sagte ja schon, dass mir die Idee gefällt. Aber viel Geld wirst du nicht damit verdienen.«

In Daniels Stimme lag ein Lachen. »Das hat mir gestern Abend auch jemand gesagt. Es geht mir nicht darum, viel Geld zu verdienen, es muss nur für mich zum Leben reichen. Es ist eine Arbeit, die ich liebe, und ich möchte mich hier nützlich machen.«

»Zwei sehr gute Gründe.«

Rebekkas Herz machte einen Satz, als sie die Anerkennung in der Stimme ihres Vaters hörte. Sie packte die Hacke fester und trat aus der Tür. Die beiden Männer gingen zum Haus, ohne sich umzusehen. Nun, dann hatte sie keine Gelegenheit mehr, mit Daniel zu reden. Vielleicht

war es ja besser so.

Sie ging zum Selleriebeet und hackte mit aller Kraft. Die Anstrengung tat ihr gut. Vielleicht sollte sie in den nächsten Tagen mehr Gartenarbeit machen. Das würde sie von dem Gedanken an Daniel ablenken.

Hoffentlich kam Josua bald zu Besuch. Vielleicht würde es ihr ja so gehen wie Susanna mit Gideon, die plötzlich gemerkt hatte, dass ein Mann, den sie seit ihrer Kindheit kannte, ihr gefiel.

Sie sprach ein stummes Gebet.

Bitte, Herr, lass mich Gefallen an dem Mann finden, dem ich versprochen bin, und bitte vertreibe die Gedanken an den anderen aus meinem Kopf.

Kaum hatte sie ihr Gebet beendet, hörte sie Daniels Stimme. Er verabschiedete sich von ihren Eltern, winkte ihr zu und ging den Weg zurück zum Baumgartnerhof.

Als hätte Gott ihr Gebet erhört, kam am Samstag Josua kurz vor dem Abendessen zum Schwarzbacherhof. Und wirklich freute Rebekka sich, ihn zu sehen. Er schien dünner geworden zu sein, es stand ihm gut, und seine braunen Augen blickten so warm und freundlich.

Er begrüßte zunächst ihre Eltern und entschuldigte sich, dass er unangemeldet erschien. »Mein Oheim ist mit seiner Tochter hierher gereist, um mit den Lapps zu reden. Es soll wohl zu einer Verbindung zwischen Gideon und dem Mädchen kommen. Ich dachte, ich nutze die Gelegenheit und besuche Rebekka.« Er lächelte ihr zu.

Rebekka erwiderte sein Lächeln halbherzig. Sie hatte gesehen, wie Susanna bei seinen Worten blass geworden war.

»Gideon soll heiraten?«, fragte ihre Mutter. »Irgendwie kommt er mir noch so wenig erwachsen vor.«

Josua lachte. »Ja, mir auch. Er benimmt sich immer noch wie ein Junge, dabei ist er ein Jahr älter als ich. Eine Heirat tut ihm sicher gut.«

»Es wird höchste Zeit, dass er eine Familie gründet«, sagte ihr Vater. »Dann kommt er nicht mehr auf dumme Gedanken.«

Die kurze Freude, die Rebekka bei Josuas Anblick empfunden hatte, verflog. Immer redete er so altklug daher, und ihre Eltern, besonders ihr Vater, gaben ihm auch fast immer recht.

»Warum soll es denn eine aus Bolanden sein?«, fragte Rebekka. »Er könnte doch auch hier eine Frau finden.«

»Nun, ich will niemandem zu nahe treten«, antwortete Josua. »Doch diese unglückliche Geschichte mit dem Jahrmarkt hat seinen Ruf doch beschädigt, und ich vermute, dass es nur wenige Familien gibt, die Gideon ihre Tochter geben würden.«

Susanna hob den Kopf und sah ihre Eltern an.

»Da hast du recht«, sagte ihr Vater. »Ich für meinen Teil möchte ihn nicht als Schwiegersohn.«

Rebekka konnte sich nicht mehr zurückhalten. »Nicht jeder findet, dass ein Besuch auf dem Jahrmarkt eine große Sünde ist. Es gibt Gemeinden, die weniger streng sind.«

»Ja, davon habe ich gehört«, sagte Josua. »Dieser Neue, Daniel Hochleitner, kommt wohl aus einer Gemeinde, in der ein paar merkwürdige Sachen erlaubt sind.«

»Ach, hat Sophia wieder gepetzt?«, entfuhr es Susanna. »Daniel hat sich nach dem Singen mit Gideon darüber unterhalten.«

Ihr Vater warf ihr einen tadelnden Blick zu. »Ob Sophia davon erzählt hat, weiß ich nicht, aber einige in der Gemeinde machen sich so ihre Gedanken über Hochleitner. Aber lass uns lieber von dir reden, Josua. Wie geht es zu Hause, was machen die Ernten?«

Rebekka hätte lieber gehört, warum man sich über Daniel »Gedanken machte«. Das bedeutete, dass den Ältesten irgendetwas aufgefallen oder zugetragen worden war. Doch sie wusste, ihr Vater würde darüber nicht sprechen.

Er lud Josua ein, zum Abendessen zu bleiben, was er dankend annahm.

»Ich gehe die Kühe melken«, sagte Susanna und verließ das Haus, ohne auf eine Antwort zu warten.

»Ich komme mit! Dann geht es schneller.« Rebekka lief ihr nach.

»Willst du nicht lieber mit Josua zusammen sein?«, fragte Susanna, als sie zum Stall hinübergingen. Rebekka warf ihr einen langen Blick zu.

»Dazu habe ich heute sicher noch genug Gelegenheit. Wusstest du, dass diese Cousine von Gideon hierherkommt?«

»Nein. Und ich bin sicher, er wusste auch nichts davon.«

Im Stall holte sich jede einen Eimer und einen Schemel, und sie

begannen zu melken. Eine Weile waren nur das leise Schnaufen der Kühe, das Rascheln von Heu und das Geräusch der Milchstrahlen in den Eimern zu hören.

Dann schluchzte Susanna leise.

Rebekka sah auf. »Es tut mir so leid. Vielleicht kann Gideon seine Eltern doch noch überzeugen. Oder vielleicht will das Mädchen ihn gar nicht.«

An die Möglichkeit, dass Susanna mit Gideon davonlief, wollte sie nicht denken. Wovon sollten die beiden leben?

»Du hast Vater gehört. Er will Gideon gar nicht als Schwiegersohn. Ich müsste mich ihm widersetzen. Ich weiß nicht, ob ich das kann.« Sie atmete zitternd ein. »Ich muss mit Gideon reden.«

»Aber wie willst du das anstellen? Du kannst nicht einfach dorthin gehen. Jetzt nicht.«

»Ich weiß.«

»Du kannst nur versuchen, morgen nach der Gemeeh mit ihm zu sprechen. Ich werde Josua und seine Cousine ablenken. Er soll mich ihr vorstellen, und ich verwickle sie in ein Gespräch.«

Beim Abendessen war Susanna schweigsam. Auch Rebekka hatte keine große Lust, sich zu unterhalten. Josua erzählte vom Hof seines Vaters. Auch die Beilers hatten das erste Mal Kartoffeln angebaut, allerdings gleich ein ganzes Feld.

»Die Ernte ist sehr gut. Wir haben mehr, als wir verbrauchen können. Elias Stoltzfuß aus Weiherhof hat meinem Vater gezeigt, wie er eine Kartoffelschütte im Keller bauen kann, dort kann man sie für einige Monate einlagern.«

»Na ja«, sagte ihre Mutter, »den ganzen Winter gekochte Kartoffeln essen, ist doch etwas fad.«

»Oh, man kann sie auch anders zubereiten. Deborah, meine Cousine, kennt viele Möglichkeiten. Man kann sie in Schmalz braten, sie schmecken auch als Suppe gut, und man kann sogar Brot mit Kartoffeln und Mehl backen.«

»Deborah?«, fragte Rebekka. »Ist das die Cousine, mit der du hergekommen bist?«

»Ja. Vielleicht kann sie dir nach unserer Hochzeit einige ihrer Rezepte geben. Deborah ist eine sehr gute Köchin.«

»Ich denke, meine Mutter hat mir das Kochen auch sehr gut beigebracht«, entgegnete Rebekka so spitz, dass ihre Mutter verwundert aufsah.

»Aber neue Rezepte sind immer gut«, sagte Sarah. »Ich würde mich gerne mit Deborah unterhalten.«

Rebekka zuckte mit den Schultern, was ihr einen strafenden Blick ihrer Mutter und einen prüfenden von Josua einbrachte. Susanna senkte den Kopf noch tiefer.

Nach dem Essen halfen sie und Rebekka ihrer Mutter, das Essgeschirr zu säubern. Ihr Vater machte noch einen letzten Rundgang über den Hof, doch Josua begleitete ihn nicht, sondern setzte sich in die Stube und wartete auf Rebekka.

Sie fand noch allerlei Arbeit, räumte die Becher und Schüsseln, die Susanna mit einem Tuch trocken rieb, in die Regale, packte das Brot in den Tontopf, in dem sie es aufbewahrten. Doch als sie den Eimer mit den Kartoffelschalen und Essensresten nahm, um ihn hinaus zu den Schweinen zu bringen, hielt ihre Mutter sie zurück.

»Das kann Susanna machen. Josua sitzt dort, und es dämmt bereits. Wir wollen doch unseren Gast nicht im Dunkeln sitzen lassen. Nimm die Lampe und bring ihm einen Krug Bier mit.«

Mit der Lampe in der einen und dem Krug in der anderen Hand ging Rebekka in die Stube. Sie stellte beides auf den Tisch.

Josua saß auf der Bank an der Wand und lächelte sie an. »Ich danke dir. Setz dich doch zu mir.«

Sie wollte sich auf einen Stuhl setzen, doch er griff nach ihrer Hand und zog sie neben sich auf die Bank.

»Bei mir musst du doch nicht so förmlich sein. Dein Vater hat für den Tag unserer Hochzeit den zwölften November vorgeschlagen. Meine Familie und ich würden am Montag davor anreisen, dann können meine Mutter und ihre Magd euch bei den Vorbereitungen helfen. Was hältst du davon?«

»Am zwölften November?« Ihre Stimme zitterte ein wenig. Das war schon in zwei Monaten! Irgendwie war es ihr immer so vorgekommen, als

läge ihre Hochzeit noch in weiter Ferne.

»Wäre es dir früher lieber? Mir auch. Aber dein Vater wollte vorher noch schlachten.«

»Nein, nein«, sagte sie hastig. »Das ist mir schon recht.«

»Ich habe noch kein eigenes Haus in Bolanden, wir werden zunächst bei meinen Eltern wohnen. Aber ich bekomme ein Stück Land von meinem Vater, dort können wir uns ein Haus bauen, wie wir es haben wollen. Mit einer großen Küche, die eine Tür zum Gemüsegarten hat.«

Davon hatte sie ihm einmal erzählt. Die Gerbers hatten so eine Küche mit Zugang zum Garten, und sie fand es sehr nützlich. Dass er sich das gemerkt hatte, rührte sie, und gleichzeitig hatte sie ein schlechtes Gewissen, weil sie die letzten Tage so oft an Daniel gedacht hatte.

»Ja, das wird sicher schön.« Sie räusperte sich. Wahrscheinlich sollte sie noch mehr sagen, aber ihr fiel nichts ein, und so schwieg sie.

Er legte den Arm um ihre Schultern und zog sie an sich. »Du scheinst dich aber nicht besonders zu freuen.«

»Es ist alles so – ungewohnt. Ich kann mir noch gar nicht vorstellen, verheiratet zu sein.«

»Hm«, machte er und sah sie von der Seite an. »Steht es vielleicht so, dass du lieber Gideon heiraten würdest als mich?«

Verblüfft starrte sie ihn an. »Gideon? Nein, wahrhaftig nicht. Wie kommst du denn darauf?«

»Nun«, er lachte verlegen, »es gab Gerüchte über euch beide, nach diesem leidigen Ausflug zum Jahrmarkt ...«

»Geschürt von seiner Mutter, wie du sehr wohl weißt«, fiel sie ihm heftig ins Wort.

»Ich weiß. Ich habe auch nie viel auf dieses Gerede gegeben. Doch vorhin, als ich Deborah erwähnte, da hast du so unfreundlich reagiert, das kenne ich gar nicht von dir. Als hättest du etwas dagegen, dass sie hier ist und mit Gideon vermählt werden soll. Und du bist so schweigsam und so zurückhaltend mir gegenüber. Ich weiß nicht, was ich denken soll.«

Irgendetwas musste sie ihm sagen. »Das – das hat nichts mit Gideon zu tun. Er ist wie ein Bruder für mich. Zwischen uns war nie mehr als Freundschaft.«

Zum Glück betrat ihr Vater in diesem Moment die Stube. Josua ließ sie los und wechselte das Thema.

Später setzten ihre Mutter und Samuel sich noch zu ihnen, Susanna hatte sich zurückgezogen, ihr sei nicht wohl.

Sie sprachen noch über alles Mögliche, Ernte, Wetter und natürlich auch über die bevorstehende Hochzeit.

»Ich habe im Sommer meine Schwarzwälder Kaltblutstute Lotte belegen lassen«, sagte ihr Vater zu Josua. »Das Fohlen sollte im Mai zur Welt kommen. Ich schenke es euch. Dann habt ihr in ein paar Jahren ein prächtiges Arbeitspferd.«

Rebekka hörte zu, sagte jedoch wenig. Schließlich zog sie sich ebenfalls zurück.

12. KAPITEL

Am nächsten Morgen gingen sie gemeinsam zur Gemeeh. Susanna hatte sich lange das Gesicht gekühlt und einen feuchten Lappen auf ihre rot geweinten Augen gelegt.

Der Gottesdienst fand bei den Lapps statt, und so verzichtete Joseph darauf, den Wagen anzuspinnen. Sie gingen zu Fuß zum Hof.

Vor der Scheune stand eine Gruppe von Leuten. Rebekka erkannte Gideon und seine Schwester, Josua und seinen Vater, die Leute vom Baumgartnerhof und die Gerbers. Daniel war nicht dabei, er wäre ihr sofort aufgefallen. Unwillig presste sie die Lippen zusammen und unterdrückte den Drang, sich umzusehen. Nein, sie würde nicht nach ihm Ausschau halten. Als sie näher kamen, bemerkte sie einen Mann und eine junge Frau, die der Mittelpunkt der Gruppe waren.

Susanna griff nach ihrer Hand und drückte sie. Gemeinsam traten sie näher. Josua drehte sich um.

»Rebekka, Susanna, kommt her und lernt Philipp und seine Tochter kennen.«

Susannas Schritte verlangsamten sich, sie sah aus, als wollte sie am liebsten davonlaufen, doch dann ließ sie Rebekkas Hand los, richtete sich auf und nahm die Schultern zurück.

Philipp Beiler lächelte. »Du bist also Rebekka. Ich freue mich, dich kennenzulernen. In Bolanden werden wir Nachbarn sein. Das ist meine Tochter Deborah.«

»Ich freue mich ebenfalls«, brachte Rebekka heraus, während sie das Mädchen neben ihm anstarrte. Das war Deborah? Im Geheimen hatte sie gehofft, Deborah möge hässlich sein, mit einer Knollennase und Warzen im Gesicht. Doch vor ihr stand das schönste Mädchen, das sie je gesehen hatte. Ihre Haut war hell und rein, der Mund süß und rosenrot und die Augen groß und blau wie Vergissmeinnicht. Alles an ihr wirkte zart und anmutig.

»Ich freue mich sehr, hier zu sein.« Auch ihre Stimme klang süß. »Ihr seid alle so nett.«

Rebekka hörte Susanna neben sich scharf die Luft einziehen.

»Wir freuen uns, dich kennenzulernen«, sagte sie schnell. »Wir haben sicher nachher noch Gelegenheit zu reden. Jetzt müssen wir unserer Mutter helfen. Komm, Susanna.«

Es war eine Lüge, aber sie wollte ihre Schwester forthaben. Weg von diesem Mädchen, weg von Gideon, der mit sichtlich betretenem Gesicht neben seiner Mutter stand, die wiederum Susanna und sie selbst mit einem Gesichtsausdruck ansah, den man, milde ausgedrückt, triumphierend nennen konnte. Eigentlich war er gehässig.

Während des Gottesdienstes schaffte sie es kaum, ihre Gedanken zu sammeln. Sie sang die Lieder leise mit und grübelte darüber nach, ob Gideon Susanna so sehr liebte, dass er gegen Deborahs Schönheit gefeit war. Sosehr sie es hoffte, sie zweifelte daran. Neugierig und abenteuerlustig, wie er war, reichte es wohl schon, dass Deborah eine Unbekannte war, um sein Interesse zu wecken. Dass sie auch noch eine bildschöne Unbekannte war, machte sie noch anziehender. Da nützte es auch nicht, dass immer wieder gepredigt wurde, wahre Schönheit liege im Inneren.

Nach dem Gottesdienst stellten die Männer wie üblich die Bänke um, damit Platz für die Tische war. Gideon und Daniel trugen zusammen einen Tisch herein.

»Jetzt«, flüsterte Rebekka ihrer Schwester zu. Susanna nickte und ging hinüber zu den beiden. Niemand beachtete sie, die meisten Frauen und einige Männer scharten sich um Deborah und ihren Vater, um sie zu begrüßen. Auch Rebekka gesellte sich zu ihnen. Ein kurzer Blick zurück zeigte ihr, dass Susanna und Gideon einige Worte wechselten, dann ging Susanna hinaus, Gideon folgte ihr. Daniel schlenderte herüber zu der Gruppe um die Beilers.

»Hallo Rebekka. Schön, dich zu sehen.«

Er lächelte und schien noch etwas sagen zu wollen, doch in diesem Moment kam Josua hinzu. Er blickte Daniel an. »Gott zum Gruß, Bruder. Du bist neu hier?«

»Guten Tag. Ja, ich bin vor zwei Monaten aus Waldeck hierhergekommen. Daniel Hochleitner ist mein Name.« Er streckte die Hand aus, Josua schüttelte sie. »Ich bin Josua Beiler.«

Als Josua seinen Namen nannte, verengten sich Daniels Augen, er musterte ihn eingehend und warf Rebekka einen schnellen Blick zu. »Du gehörst zu den Leuten aus Bolanden?«, fragte er dann.

»Ja. Allerdings bin ich hier aufgewachsen. Wir sind letztes Frühjahr nach Bolanden gezogen. Mein Vater konnte dort günstig Land kaufen.«

»Das ist gut. Dann seid ihr nicht mehr von den Verpächtern abhängig.«

Wieder sah er zu ihr. Dieses Mal schien Josua es zu bemerken, denn er runzelte die Stirn.

Deborah drängte sich durch die Frauen. Sie nickte Rebekka und Daniel zu und wandte sich an Josua.

»Weißt du, wo Gideon ist? Ich habe ihn nach dem Gottesdienst nicht mehr gesehen.«

Josua sah sich um. »Vorhin hat er noch mit Daniel Tische hereingebracht.«

Rebekka schluckte. Hoffentlich sagte Daniel nichts von Susanna. Verstohlen suchte sie seinen Blick. Er blinzelte. »Ich glaube, er wollte noch eine Kanne Milch aus dem Keller holen. Er kommt sicher bald.« Dann schenkte er Deborah sein schönstes Lächeln. »Ich bin Daniel. Werdet ihr länger in Schönthal bleiben?«

Rebekka senkte den Blick. In ihre Erleichterung, dass er nichts von Susanna gesagt hatte, mischten sich Verwunderung darüber, wie schnell er eine Erklärung gefunden hatte, und eine Spur Gereiztheit. Wie er Deborah anlächelte! Also war auch er für ihre Schönheit empfänglich. Und sie schien ebenfalls von ihm beeindruckt. Ihr Blick glitt bewundernd über seine Statur. Nun, vielleicht verliebte sie sich ja in ihn und konnte ihre Eltern überreden, sie nicht mit Gideon zu verloben.

Bei dem Gedanken grummelte es in Rebekkas Bauch. Sei vernünftig, schimpfte sie in Gedanken. Irgendwann wird er sich ohnehin eine Frau nehmen, es kann dir gleichgültig sein, welche. Und für Susanna wäre es gut, wenn er dieser Deborah den Kopf verdrehte.

»Ah, da kommt Gideon«, unterbrach Josua ihre Gedanken. »Und das Essen steht auch schon bereit.«

Susanna kam kurze Zeit später. Da neben Rebekka kein Platz mehr frei war, setzte sie sich zu Ruth und Rahel. Ihr Gesicht wirkte verschlossen,

aber sie unterhielt sich mit den Schwestern und lachte auch manchmal. Rebekka fand erst auf dem Heimweg Gelegenheit, mit ihr zu reden.

»Er sagt, er sei völlig überrumpelt worden«, erklärte sie. »Er wusste nicht, dass Deborah und ihr Vater hierherkommen würden. Seine Eltern hätten seit einiger Zeit nicht mehr über das Thema gesprochen, deshalb hatte er angenommen, es sei erledigt.«

Das war sehr geschickt von seinen Eltern, dachte Rebekka.

»Und was will er jetzt tun?«

»Na ja, er will natürlich nicht unhöflich sein, solange sie hier ist. Er wird mit seinen Eltern reden, sobald sie abgereist ist.«

»Er will nicht unhöflich sein? Das heißt, er sagt ihr nicht, dass er sie nicht heiraten will?«

Susannas Gesicht war sehr blass. »Ich weiß nicht, was ich denken soll. Vielleicht will er wirklich nur nett sein ...«

»Vielleicht«, sagte Rebekka, doch sie hatte ihre Zweifel.

Am Montag war Washtag. Mit Körben voll Bettzeug gingen Rebekka und Susanna zur Waschstelle. Die ersten Frauen waren schon fertig. Auf der Bleichwiese lagen bereits Betttücher zum Trocknen. Elisabeth winkte Rebekka und Susanna von der Bleiche aus zu. Am Waschbecken standen Hanna Gerber mit ihren Töchtern, sie zogen Laken aus dem Wasser. Martha Baumgartner beugte sich über ihr Waschbrett, ihre Kinder spielten im Gras. Weder Anna noch Sophia Lapp waren dort, stellte Rebekka mit Erleichterung fest. Vielleicht verabschiedeten sie sich noch von Deborah. Josua war am Abend zuvor noch mal zum Schwarzbacherhof gekommen und hatte erzählt, dass sie am nächsten Morgen aufbrechen würden.

Natürlich drehte sich das Gespräch am Waschplatz um Deborah. Niemand schien Zweifel daran zu haben, dass Gideon sie heiraten würde. Susanna wurde immer stiller, während Rebekka ihre Wäsche fester als nötig gegen die Steine schlug.

»Ich hoffe, es wird nicht Sitte, dass unsere jungen Männer Mädchen aus anderen Gemeinden zur Frau nehmen«, sagte Hannah Gerber, während sie energisch ein Bettlaken auswang. »Es gibt hier mehr Mädchen als Männer.«

Martha Baumgartner lachte. »Vielleicht sollten wir verlangen, dass jeder, der ein Mädchen von woanders heiratet, einen jungen Mann in unsere Gemeinde holt. Oder das Mädchen verpflichtet einen ihrer Brüder, sich eine Frau aus der Heimat ihres Bräutigams zu suchen.«

Es war klar, dass sie nur scherzte, doch Rahel nickte. »Das fände ich gar nicht schlecht. Allerdings ist Gideon fein raus, denn Josua ist ja aus Bolanden und nimmt Rebekka zur Frau.«

»Ich finde, es ist gut, wenn sich Leute aus unterschiedlichen Gemeinden zusammentun«, erklärte Agnes. »Das bringt frisches Blut in die Dörfer.«

Betretenes Schweigen folgte auf ihre Worte. Rebekka unterdrückte ein Lächeln. Das war wieder echt Großtantchen. Sie sagte immer, was sie dachte.

»Ja, aber Daniel beispielsweise interessiert sich nicht für die Frauen aus Schönthal«, sagte Ruth. »Seit zwei Monaten lebt er nun hier und war nur einmal beim Singen. Und da hat er nur mit Gideon geredet.«

Hastig senkte Rebekka den Blick auf das Laken in ihren Händen. Hoffentlich sagte Großtante Agnes jetzt nichts dazu. Sie schwieg, doch als Rebekka wieder aufsah, musterte ihre Großtante sie, und ein wissendes Lächeln lag auf ihren Lippen.

»Vielleicht braucht er Zeit, um sich zu entscheiden.« Johanna Wagner lachte spöttisch. »Die Mädchen summen ja um ihn herum wie die Bienen um einen blühenden Feuerdorn.«

»Du hast gut lachen«, fuhr Rahel auf. »Du wirst im Winter unseren Bruder heiraten, du musst dir keine Gedanken machen. Aber Ruth, Susanna, Maria, Anna und ich, wir sind alle im heiratsfähigen Alter.«

Zwei Tage später grub Rebekka morgens im Garten Pastinaken aus, als sie Daniel auf dem Weg, der am Garten entlang nach Steinberg führte, entdeckte. Unversehens spürte sie ihr Herz wild pochen, eine Hitzewelle überflutete sie.

Vielleicht war es besser für ihren Seelenfrieden, wenn sie nicht mit ihm redete. Noch konnte sie ins Haus gehen, er hatte sie noch nicht entdeckt.

Doch sie stand wie angewurzelt, bis er sie erblickte. Ein strahlendes Lächeln glitt über sein Gesicht. Am Gartentor blieb er stehen. »Gott zum

Gruß, Rebekka.«

»Grüß Gott«, erwiderte sie und ärgerte sich, dass ihre Stimme so atemlos klang. »Gehst du zur Mühle?«

»Ja. Ich will sehen, was alles repariert werden muss und was ich dafür brauche. Ich werde einiges ausmessen und wohl den ganzen Tag dort sein. Eventuell komme ich auf dem Rückweg vorbei, um mich mit deinem Vater zu besprechen.«

Rebekka nickte. »Ich gebe ihm Bescheid.« Einen Moment zögerte sie, dann fügte sie leise hinzu: »Danke, dass du am Sonntag nicht gesagt hast, dass Gideon mit Susanna draußen war.«

»Ich dachte mir, dass es dieses Mädchen nicht wissen sollte. Ich ging davon aus, dass Susanna und Gideon ein Paar wären. Sie wirkten recht verliebt beim letzten Singen.«

Rebekka sah sich um. Ihr Vater und Samuel waren draußen bei den Bienenstöcken, ihre Mutter arbeitete in der Küche, und Susanna war im Stall.

»Ich soll noch ein paar Äpfel holen, Mutter will Kuchen backen. Ich gehe ein Stück mit dir.«

Sie nahm den Korb auf, und nebeneinander gingen sie den Weg entlang.

»Eigentlich sind die beiden sehr verliebt«, erklärte sie. »Und Gideon hat auch gesagt, er würde lieber fortgehen, als eine Frau heiraten, die er noch nie gesehen hat. Aber nun hat er sie gesehen ...«

»Und sie ist wunderschön. Es tut mir leid für Susanna.«

»Du glaubst, dass er Deborah heiraten wird?«

Daniel räusperte sich. »Es gibt wohl sehr wenige Männer, die zu einer solchen Frau Nein sagen würden. Und ich glaube, Gideon gehört nicht zu ihnen. Er wirkte völlig verzaubert.«

»Dabei heißt es, Anmut kann täuschen, und Schönheit vergeht wie der Wind.«

Er lachte leise. »Ja, das sind die Bibelsprüche, die weise alte Männer und Frauen gerne aufsagen. Aber wenn man jung ist, ist man gegen Schönheit nicht gefeit, und die Zeit, bis sie vergeht, erscheint einem weit fort.«

Das war respektlos, doch insgeheim stimmte sie ihm zu.

»Das heißt, wenn du an Gideons Stelle wärst, würdest du Deborah heiraten?« Kaum hatte sie ausgedet, schoss ihr das Blut ins Gesicht. Was war nur in sie gefahren, solche Fragen zu stellen?

Er wandte den Kopf und sah sie an. »Ich bin nicht an Gideons Stelle. Aber ich gehöre zu den Männern, die Nein sagen würden.«

»Sie gefällt dir nicht?« Noch nie hatte sie mit einem Mann so geredet, doch sie fühlte eine seltsame Vertrautheit mit ihm. Er würde sie verstehen.

»Doch, natürlich gefällt sie mir. Aber die Frau, mit der ich alt werden möchte, muss mehr haben als ein hübsches Gesicht. Ich will mit ihr reden, träumen, lachen. Ich will, dass sie mich versteht, und ich will sie verstehen. Ich will alles mit ihr teilen. Mit ihr eins werden. Dann macht es auch nichts, wenn Schönheit vergeht.«

Seine Worte klangen wie eine vertraute Melodie. Er sprach aus, was sie bisher nicht hatte in Worte fassen können.

»Aber so denkt Gideon nicht«, sagte sie leise.

»Nein, so denkt er nicht. Und deshalb glaube ich, dass er Deborah heiraten wird.«

Sie hatten die Wiese erreicht, auf der die Apfelbäume standen. Rebekka blieb stehen. Daniel lächelte sie an.

»Nun, ich hoffe sehr, dass Josua nicht so denkt wie Gideon und dass er weiß, dass du nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich schön bist.«

Er nickte ihr zu und ging zügig den Weg am Bach entlang.

Rebekka starrte ihm nach. Sie war bis ins Innerste aufgewühlt.

Am Abend kam Daniel auf dem Heimweg vorbei und sprach mit ihrem Vater. Dieses Mal vermied Rebekka es, ihm zu begegnen.

Immer noch gingen ihr seine Worte über die Frau, mit der er alt werden wollte, im Kopf herum.

»Hochleitner wird die nächsten Tage mit den Arbeiten an der Mühle beginnen«, erzählte ihr Vater beim Abendessen. »Caleb stellt ihm Werkzeug und Holz zur Verfügung.«

»Aber die Genehmigung von Herrn von Mendorff liegt doch noch nicht vor«, sagte ihre Mutter.

»Er ist sicher, dass er sie bekommen wird. Er meint, von Mendorff

werde sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die Pacht zu erhöhen und Mahlgroschen zu kassieren.«

Ihre Mutter schüttelte den Kopf. »Aber die Pacht zahlen doch wir?«

»Hochleitner wird die Differenz bezahlen.«

»Und er glaubt wirklich, dass er genug einnimmt, um sich und eine Familie zu ernähren?«, fragte Sarah.

»Ich weiß nicht, ob er plant, eine Familie zu gründen. Bisher hat er keine Anstalten gemacht, ein Mädchen zu umwerben, obwohl er schon zwei Monate hier lebt.«

»Vielleicht will er warten, bis die Mühle fertig ist«, sagte Rebekka.

»Daran ist ja nichts falsch«, erwiderte Sarah. »Aber trotzdem finden es manche Leute seltsam, dass er sich so gar nicht für Mädchen interessiert. Es gibt ja einige, die ihm schöne Augen machen. Die Gerbertöchter oder Sophia Lapp oder auch Maria Wagner.«

»Nun, da haben die Eltern noch mitzureden«, sagte ihr Vater. »Er ist fremd und hat einige ungewöhnliche Angewohnheiten.«

Samuel hatte sich bisher stumm das Essen in den Mund geschaufelt, nun sah er auf. »Was für Angewohnheiten?«, fragte er kauend.

»Samuel!« Sarah runzelte die Stirn. »Man spricht nicht mit vollem Mund. Und außerdem musst du das nicht wissen.«

Samuel schluckte hastig. »Ich weiß, dass er pfeifen kann. Er pfeift Lieder und nicht die aus dem Ausbund. Ich habe ihn schon gehört.«

»Das ist doch nicht schlimm«, entfuhr es Rebekka. »Mir hat er erzählt, dass in seiner Gemeinde auch andere Lieder gesungen werden.«

»Das mag wohl sein«, sagte ihr Vater. »Doch es ist schon erstaunlich, dass er manche Texte aus dem Ausbund gar nicht kannte. Aber unsere Brüder im Norden haben andere Gebräuche als wir, und er scheint ein rechtschaffener Mann zu sein. Wenn die Mühle gut läuft, ist es für uns alle von Vorteil.«

Er blickte Susanna an, die lustlos das Essen auf ihrem Teller herumschob. »Was ist los mit dir, Tochter? Seit Tagen sprichst du kaum ein Wort. Bedrückt dich etwas?«

Sie hob den Kopf. »Ich fühle mich nicht gut. Vielleicht habe ich mich erkältet. Ich werde früh zu Bett gehen.«

»Ich koche dir einen Kamillentee mit Honig«, sagte ihre Mutter. »Und

dann schläfst du morgen ein bisschen länger. Nicht dass du ernsthaft krank wirst.«

Gideon wich ihr aus, erzählte Susanna später. Sie saß im Bett und nippte an ihrem Tee, während Rebekka sich wusch. Susanna hatte erwartet oder gehofft, er werde versuchen, sie zu treffen. Er hatte wohl nicht widersprochen, als über die Hochzeit mit Deborah geredet worden war. Das hatte ihr Rahel Gerber erzählt, die mit Sophia Lapp befreundet war.

Rebekka dachte an Daniels Worte über Gideon, und ihr Herz wurde schwer.

»Vielleicht sollten wir Daniel Hochleitner helfen«, sagte ihre Mutter am nächsten Morgen. Die Familie saß beim Frühstück, nur Susanna lag noch im Bett. Rebekka hatte sie überredet, so zu tun, als wäre sie krank. »Es ist doch keine Lüge. Du bist krank. Dein Herz tut weh, und das ist schlimmer als ein Schnupfen.«

»Wir werden ihm ja helfen«, antwortete ihr Vater. »Sobald die Rübenenernte eingebracht ist.«

»Das meinte ich nicht. Ich dachte, wir bieten ihm an, bei uns zu Mittag zu essen, solange er alleine dort arbeitet. Hättest du was dagegen?«

Ihr Vater lachte. »Damit bringst du alle Mütter gegen dich auf, weil jede denkt, du tust das nur, weil du ihn mit Susanna verkuppeln willst. Aber frag ihn. Vielleicht ist es ihm recht.«

Sarah stimmte in sein Lachen ein. Rebekka kämpfte gegen ein nagendes Gefühl in ihrem Inneren, das ihr neu war. Wollten ihre Eltern wirklich Daniel und Susanna zusammenbringen? Warum auch nicht? Früher oder später würde Daniel eine Frau suchen. Doch die Vorstellung von Susanna und Daniel als Paar verursachte ihr Übelkeit.

»Du bist so still, Rebekka«, sagte ihre Mutter. »Wirst du auch krank?«

»Nein, nein«, antwortete sie hastig. »Ich bin nur ein bisschen müde. Wenn's recht ist, möchte ich heute Gartenarbeit machen, die frische Luft tut mir sicher gut.«

Ihr Vater nickte. »Du kannst mit Samuel an der hinteren Weide Äpfel ernten. Schirrt Liesel an, ich brauche den Leiterwagen heute nicht.«

»Ich packe euch eine Brotzeit ein. Und wenn ihr schon dort hinten seid, kann einer von euch zur Mühle laufen und Daniel Hochleitner zum Essen

einladen«, sagte Sarah.

Es war kein gutes Jahr für Äpfel, das Frühjahr war zu kalt und zu verregnet gewesen. Rebekka sammelte die am Boden liegenden Früchte, die keine Druckstellen hatten, auf und pflückte die erreichbaren vom Baum. Danach kletterte Samuel hinauf und schüttelte die Äste. Die mitgebrachten Körbe füllten sich langsam.

»Wir sind bald fertig«, sagte Samuel. »Wollen wir essen?«

»Es ist noch ein bisschen früh. Willst du zur Mühle gehen? Ich sammle solange weiter.«

»Ach, geh du. Ich habe keine Lust.«

Nun, dann würde sie gehen. Und sie brauchte deswegen kein schlechtes Gewissen haben, sie hatte ihren Bruder schicken wollen. Wahrscheinlich würde er sich auf den Wagen setzen und faulenzten, solange sie fort war, aber das war ihr egal.

Rasch schritt sie aus, ging den Weg am Bach entlang bis zu der Stelle, wo der Mühlengraben abzweigte. Sie erinnerte sich kaum an die Mühle, sie war nur einmal mit ihrem Vater dort gewesen, und das war bestimmt zehn Jahre her. Die Eltern hatten ihr und ihren Geschwistern streng verboten, zur Mühle zu gehen. Kurz nachdem Peter Detweiler, der vorige Mühlenpächter, gestorben war, war der achtjährige Sohn der Familie Riehl dort ertrunken. Er hatte mit Freunden gespielt und war in den Mühlteich gefallen. Die Familie war nach diesem Unglück aus Schönthal fortgezogen.

Vielleicht war das auch einer der Gründe, warum niemand die Mühle wieder instand gesetzt hatte. An der Stelle, an der sich früher der Mühlenteich ausgebreitet haben musste, floss jetzt nur der Bach, doch man konnte noch die Reste des Wehrs sehen. Der Bach plätscherte bergab unter dem Mühlrad hindurch, Holz lag an seinem Ufer, und die Überreste von Stelzen standen dort. Das Rad schien nicht beschädigt zu sein, doch es drehte sich nicht.

Am gegenüberliegenden Ufer saß Daniel, einen Bogen Papier auf einem Brett auf den Knien, und machte sich Notizen.

Er war so vertieft, dass er sie nicht bemerkte, obwohl sie sich keine Mühe gegeben hatte, leise zu sein. Ein paar Augenblicke blieb sie stehen

und beobachtete ihn. Dann ging sie weiter und trat mit Absicht auf einen Ast. Er zuckte zusammen und sah auf. Sie winkte. »Grüß Gott, Daniel.«

Ein Lächeln zog über sein Gesicht. »Rebekka.« Er legte das Blatt und den Stift fort und stand auf. »Möchtest du herüberkommen?«

Suchend sah sie sich um. Der Bach war nicht besonders breit, doch sie konnte keine Stelle entdecken, an der sie ihn überqueren konnte.

»Hinter dem Mühlrad ist ein Übergang«, sagte Daniel. »Ich komme dir entgegen.«

Er ging ins Haus, und sie folgte dem Pfad. Unterhalb des Rads lag ein Brett über dem Bach. Sie raffte den Rock und balancierte hinüber. Daniel kam ums Haus herum.

»Schön, dich zu treffen. Wolltest du dir die Mühle ansehen? Ich zeige sie dir gerne.«

»Nein – das heißt, ich sehe sie mir gerne an, aber jetzt bin ich hier, um eine Einladung meiner Eltern zu überbringen. Solange du hier alleine arbeitest, kannst du zum Mittagessen zu uns kommen.«

Er biss sich auf die Unterlippe und schwieg. »Das ist sehr nett, und ich weiß es sehr zu schätzen«, sagte er schließlich. »Doch habe ich immer nur ein paar Stunden, die ich hier sein kann, morgens und abends muss ich Thomas mit den Kühen helfen, deshalb möchte ich die Zeit nutzen und ohne Unterbrechung durcharbeiten.«

Das klang nachvollziehbar, trotzdem war sie enttäuscht. Er schien es zu spüren. »Ich würde wirklich gerne annehmen. Doch ich will das Mühlenwehr aufbauen, solange das Wetter gut ist. Richte deinen Eltern meinen herzlichsten Dank aus.«

»Das mache ich.« Sie wandte sich zum Gehen. Seine Stimme hielt sie zurück.

»Wolltest du nicht die Mühle sehen?«

Das hatte sie gesagt, doch sie hatte nicht bedacht, wie sehr ihr Herz klopfte und wie sehr sie gehofft hatte, er würde ihr irgendein Zeichen geben. Unvernünftig. Es war richtig, dass er die Einladung ablehnte. Selbst wenn er sie gern hatte, er wusste, dass sie bald heiraten würde. Ja, es war gut, dass er abgelehnt hatte. Je weniger sie ihn sah, desto weniger würde sie an ihn denken.

»Samuel wartet auf mich, wir lesen die Äpfel.«

»Ah. Dann vielleicht ein anderes Mal?« Ein schiefes Lächeln begleitete seine Worte, er sah ihr in die Augen. Sie spürte ihre Wangen heiß werden, das vertraute nervöse Gefühl breitete sich in ihrem Magen aus.

»Vielleicht.« Um von sich abzulenken, deutete sie auf das Mühlrad. »Es sieht aus, als wäre es unbeschädigt, doch es dreht sich nicht.«

»Es ist ein overschlächtiges Mühlrad. Das Wasser, das es antreibt, muss von oben kommen.«

»Von oben?«

»Ja. Siehst du die Stelzen? Darauf lag früher das Gerinne. Ein Holzgestell, durch das das Wasser über das Mühlrad geleitet wird. Von dort fällt es dann in die Schaufeln und treibt das Rad.«

»Warum so umständlich? Es ist doch viel einfacher, das Rad vom Bach antreiben zu lassen.«

»Einfacher ja, aber das fallende Wasser hat mehr Kraft. Und man braucht weniger, was gut ist, wenn es lange nicht regnet und der Bach wenig Wasser führt.«

Er kannte sich wirklich aus. Sie hatte immer gedacht, ein Müller würde nichts anderes tun, als Korn in den Trichter zu schütten und zu mahlen.

»Dann musst du dieses Gestell wieder aufbauen?«

»Ja. Zuerst repariere ich das Wehr, damit ich den Bach stauen kann. Das kann ich alleine tun. Danach sind das Gerinne und das Rad dran. Auch das könnte ich ohne Hilfe schaffen. Am Rad sind nur ein paar Speichen zu ersetzen, das möchte ich vor dem Winter erledigt haben. Dann ist das Haus dran, da wäre Hilfe schön.«

»Da hast du aber viel Arbeit vor dir.«

»Ja, sieh dir doch mal dieses Schmuckstück von Haus und Mühle an! Wer das gebaut hat, hat sein Handwerk verstanden. Es ist wert, wieder aufgebaut zu werden.«

In seiner Stimme klang so viel Hingabe und Begeisterung, wie aus der ihres Vaters, wenn er über seine Pferde sprach. Sie verstand ihn.

»Und außerdem möchte ich nicht immer Knecht bleiben und im Großvaterhaus der Baumgartners wohnen. Sie sind nett, ich mag sie sehr, aber ich möchte mein eigener Herr sein.«

Wieder spürte sie den Stich der Enttäuschung. Sein eigener Herr sein, deshalb wollte er die Mühle wieder aufbauen und dort wohnen. Nicht,

um eine Familie zu gründen.

»Ich muss jetzt gehen«, sagte sie.

»Das ist wohl besser, sonst macht dein Bruder sich Sorgen. Grüß deine Eltern von mir.« Wieder zog dieses schiefe Lächeln über sein Gesicht.

»Ich würde mich freuen, wenn ich dir irgendwann die Mühle zeigen kann.«

Er ging zurück zu dem Platz, wo er sein Papier abgelegt hatte. Als sie den Bach entlangging, hörte sie ihn plötzlich leise singen. Sie blieb stehen und lauschte.

»Warum soll sie's nicht werden, ich hab sie ja so gern.«

Es war das Lied von dem Brunnlein, doch das war nicht der Anfang. Warum sang er ausgerechnet diese Strophe?

Ungehalten schüttelte sie den Kopf. Sie sollte nicht so ein Schaf sein. Bestimmt war es Zufall. Sie straffte die Schultern und ging weiter.

13. KAPITEL

Daniel unterbrach das Lied. Was, zum Teufel, sang er da? Es gab einige Gründe, weshalb Rebekka nicht seine Frau werden konnte. Sie war verlobt, auch wenn die Ammannleit es nicht so nannten. Sie war eine Täuferin, während er nur vortäuschte, einer von ihnen zu sein. Er hatte nicht genug Geld, um eine Familie zu ernähren. Er würde vielleicht gar nicht für immer bleiben. Er konnte jederzeit auffliegen.

Sie verdiente einen besseren Mann als ihn.

Während er in Gedanken noch alle Gründe aufzählte, ertappte er sich dabei, dass er weitersumnte. Er musste wirklich besser aufpassen, das durfte ihm nicht in der Gegenwart der Ältesten passieren.

Er nahm sein Schreibzeug auf. Wie viele Bretter würde er für das Mühlenwehr brauchen? Und wie viele Balken? Während er schrieb, kehrten seine Gedanken immer wieder zu Rebekka zurück. Diese wunderbaren grauen Augen. Wenn man genau hinsah, konnte man Goldsprenkel darin erkennen. Wie wohl ihr Haar aussah, wenn sie es offen trug? Am Ansatz war es dunkelgolden wie Honig. Und sie war nicht nur schön, sondern auch klug. Wie er diesen Josua beneidete. Ein Jammer, dass die einzige Frau, die ihm hier wirklich gefiel, schon vergeben war. Liebte sie ihren zukünftigen Mann?

Er dachte an die gemeinsamen Heu- und Getreideernten. Manchmal hatte er dabei gespürt, wie sie ihn ansah, und wenn sich ihre Blicke dann begegnet waren, hatte es sich angefühlt, als würde sich die Luft zwischen ihnen aufladen wie vor einem Gewitter. Da hatte er aber noch nicht gewusst, dass sie einem anderen versprochen war, und die Nähe zu ihr gesucht. Und es schien ihr gefallen zu haben.

Aber vielleicht bildete er sich das auch nur ein.

Das Vernünftigste war, weitere Treffen mit ihr, so gut es eben ging, zu vermeiden. Er wünschte sich, die Mühle stünde nicht auf dem Land ihres Vaters. Nun, Ende November, wenn sie mit ihrem Mann nach Bolanden zog, würde er sie nicht mehr sehen.

Er versuchte, jeden Gedanken an sie aus seinem Kopf zu verscheuchen, und notierte weiter, was er an Material brauchte. Schließlich packte er

seine Sachen zusammen und machte sich auf den Weg zum Baumgartnerhof. Als er an der Weide der Lehmanns vorbeikam, reckte er den Hals und spähte über die Hecke. Waren sie und ihr Bruder noch beim Äpfelsammeln? Nein, die Weide war leer.

Auch in den nächsten Tagen sah er sie nicht, wenn er den Weg zur Mühle ging. Es war sicher besser so.

Drei Tage später wurde Daniel vom Geräusch des Regens geweckt, der gegen das Fenster prasselte. Der Wind piff ums Haus. Es war noch dunkel. Er zog die Decke höher und lauschte auf das Trommeln der Tropfen. Hoffentlich war es nur ein vorübergehender Guss. Bei solchem Regen konnte er nicht weiter am Wehr bauen.

Kurze Zeit später schimmerte fahles Morgenlicht durchs Fenster. Es regnete immer noch, und der Wind peitschte die Tropfen gegen die Fenster. Widerwillig schlug er die Decke zurück und stand auf. Der Blick aus dem Fenster verhieß nichts Gutes. Tiefhängende Wolken jagten über den Himmel, nirgendwo war ein helles Fleckchen zu sehen. In seinem Zimmer war es kalt.

Er zog die wollenen Socken an, schlüpfte in Hemd und Hose und die Weste. Vor zwei Wochen hatte er der Frau von Caleb Wagner einen Umhang abgekauft, wie ihn die Männer und Frauen hier bei schlechtem Wetter trugen. Er sollte warm halten und das Wasser abweisen. Nun, das würde sich jetzt zeigen.

Als er die Ställe erreichte, troff das Wasser von seinem Hut, doch der Umhang hielt wirklich warm. Thomas war bereits bei den Kühen und hatte Eimer und Schemel bereitgestellt.

»Was für ein Wetter«, sagte Daniel nach der Begrüßung. »Es sieht aus, als wollte es heute gar nicht hell werden.«

Thomas sah auf und lächelte. »Das Land kann den Regen schon brauchen. Die Ernten sind eingebracht, also schadet er nicht.«

»Ja, das stimmt schon ...«

»Ich höre ein großes Aber.«

Daniel setzte sich zu Rosi, einer Kuh mit fuchsrotem Fell, und begann zu melken. »Bei diesem Wetter kann ich nicht weiter am Mühlenwehr arbeiten.«

»Du bist ungeduldig. Ich verstehe, dass du schnell fertig werden willst, aber Ungeduld ist nie gut.«

Daniel unterdrückte ein Seufzen. »Ich weiß. Geduld ist ein Wort, in dem viel Warten steckt.«

Im Laufe des Mittags ließ der Regen ein wenig nach. Doch es war zu nass für irgendwelche Arbeiten draußen. Daniel beschloss, trotzdem zur Mühle zu gehen. Wenn er auch nicht im Freien arbeiten konnte, ließe sich vielleicht im Wohnhaus schon mal ein wenig aufräumen. Er nahm Hut und Umhang und ging hinaus. Der Hof war verwaist. Die Hühner hatten sich in ihren Stall zurückgezogen, der Hofhund lag in seiner Hütte. Thomas war sicherlich im Haus und gönnte sich etwas Ruhe. Oder er reparierte irgendetwas. Die Ammannleit waren die fleißigsten Menschen, die er je kennengelernt hatte. Müßiggang war zwar nicht unbedingt eine Sünde, aber auch nicht gottgefällig. Deshalb sah man so gut wie nie jemanden faulenzten. Bis zum Abendmelken würde Daniel zurück sein.

Zügig schritt er durch den Nieselregen, den Hut tief in die Stirn gedrückt. Sein Herz schlug höher, wie jedes Mal, wenn er zur Mühle ging. Seine Mühle. Oder jedenfalls beinahe. Auch wenn ihm weder Land noch Haus jemals gehören würde, so betrachtete er die Mühle als seinen Besitz. Niemand würde sie ihm streitig machen. Die Menschen hielten die Ammanleit für Ketzer, begegneten ihnen mit Misstrauen, und niemand würde eine Mühle auf dem Land eines Ketzers haben wollen. Den Mühlgroschen allerdings würde der Herr von Mendorff gerne annehmen.

Am Wohnhaus angekommen, drückte er die Tür auf und trat ein. Er fegte ein paar Spinnweben zur Seite und ging in die Stube. Hier war wenig zu tun, das wusste er von seinen vorherigen Besuchen. Die Treppe zum Dach sah dagegen nicht so gut aus. Sie war steil, und an den hölzernen Stufen waren manche Stellen ausgebrochen. Wahrscheinlich musste er sie neu bauen. Er verließ das Haus und ging zur Scheune. Es war ein hohes Gebäude aus Holz. Unten war Platz für Vieh, oben befand sich der Heuboden. Die Leiter sah recht stabil aus.

Vorsichtig kletterte Daniel hinauf, prüfte jedes Mal, ob die Stufe hielt,

bevor er sein ganzes Gewicht darauf stellte. Das Holz knarrte, und er erreichte den Heuboden. Doch als er ihn betrat, gab plötzlich der Boden unter ihm nach. Einen Herzschlag lang hing er an den Balken, dann krachte es, und er fiel. Der Aufprall raubte ihm den Atem, ein stechender Schmerz zog durch seinen Brustkorb. Um ihn herum polterte es, Balken fielen auf ihn herab. Er versuchte, sich wegzurollen, da traf ihn etwas am Kopf, und dann wurde es schwarz.

Als er wieder zu sich kam, schmerzte sein Kopf wie damals auf dem Schlachtfeld, als ihn ein Franzose mit einem Gewehrkolben geschlagen hatte. Er lag still auf dem Rücken und lauschte. Doch er hörte keinen Schlachtlärm, keine Schreie, keine Schüsse. Was war passiert? Er öffnete die Augen, blinzelte. Um ihn herum lagen Balken, Staub hing in der Luft. Die Scheune! Er war in der Scheune und war vom Heuboden gestürzt. So wie es aussah, waren auch Deckenbalken heruntergekommen.

»Verflixt«, entfuhr es ihm. Seine Brust tat weh, das Atmen fiel ihm schwer. Ein Balken lag quer über seinem Brustkorb.

Zum Glück waren seine Arme frei. Mit einiger Anstrengung schaffte er es, das Holz fortzuschieben. Nicht nur der Brustkorb, auch sein linkes Bein schmerzte. Mühsam richtete er sich auf. Seine Beine waren unter mehreren Balken begraben, einer davon war sehr groß. Er musste einen Schutzengel gehabt haben, denn wenn das Holz seinen Kopf getroffen hätte, wäre er wohl tot.

Er beugte sich vor und zerrte ein Brett herunter, ein weiteres konnte er wegstoßen. Doch die Last auf seinen Beinen wurde nicht leichter. Der große Balken lag über seinen Knien. Er bewegte sich nicht. Vielleicht konnte er die Beine herausziehen? Er stemmte sich mit den Händen ab und versuchte es. Glühender Schmerz schoss von seinem linken Knie den Rücken hinauf. Vor seinen Augen tanzten Funken, ihm wurde übel. Er zwang sich, langsam und tief zu atmen, bis der Schmerz etwas nachließ.

So ging es schon mal nicht. Er brauchte einen Hebel. Eine Stange oder irgendwas, mit dem er den Balken anheben konnte. An der Wand entdeckte er einen Besen. Unerreichbar.

Er unterdrückte einen Fluch. Doch dann fiel ihm ein, dass ihn niemand hörte, also konnte er nach Herzenslust fluchen. »Heilige Scheiße!« Es tat

gut. »Herrgottsakrament!«

Er ärgerte sich über seine eigene Dummheit. Warum war er diese verflixte Leiter hochgestiegen? Warum hatte er Thomas nicht Bescheid gesagt, wo er hinging? Würden sie nach ihm suchen, wenn er nicht zum Melken erschien? Er fluchte, was das Zeug hielt, bis er außer Atem war, dann ließ er sich zurücksinken, lag auf dem Rücken, starrte auf das Loch in der Decke und lauschte dem Regen. Seine Beine wurden taub. Er versuchte, die Zehen zu bewegen, doch er spürte sie nicht. Nur das linke Knie schmerzte immer stärker. Ihm war kalt, und er wurde müde.

Er dachte an seine Eltern, an seine Geschwister und die Obermühle. Wie schön wäre es, seinen Vater um Rat und Hilfe beim Aufbau der Mühle bitten zu können. Ob seine Schwester inzwischen ihren Franz geheiratet hatte? Und Charlotte? An sie hatte er schon lange nicht mehr gedacht. Wahrscheinlich hatte sie ihn längst vergessen. Ebenso wie er sie. Was hatte er nur je an ihr gefunden? Neben Rebekka wirkte sie aufdringlich und ordinär. Rebekka, Rebekka. Schon wieder dachte er an sie. Würde er denn in Zukunft jede Frau mit ihr vergleichen?

Wie ruhig es auf einmal war. Er lauschte. Das stetige Rauschen draußen hatte aufgehört, es regnete nicht mehr. In der Stille hörte er das Holz im Haus arbeiten. Hoffentlich war die Decke nicht so beschädigt, dass noch mehr einstürzte.

Um sich abzulenken, begann er zu singen. Lieder, die seine Mutter immer gesungen hatte, wenn sie das Haus fegte. Von wandernden Müllerburschen, vom Frühling und dann das Lied von den Brännlein.

»Daniel?«

Eine Stimme von draußen. Rebekka!

Hastig richtete er sich auf. »Rebekka! Ich bin hier drin. Ich brauche Hilfe, aber mach die Tür vorsichtig auf.«

»Ich komme.«

Die Tür knarrte, er hörte ihre Schritte und dann ihren erschrockenen Ausruf. »Was ist passiert?«

Sie fiel neben ihm auf die Knie, strich ihm das Haar aus der Stirn. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen. »Du bist verletzt.«

Sie nahm das Tuch, das sie um die Schultern trug, und tupfte über seiner Augenbraue. Es tat ein bisschen weh, wahrscheinlich hatte er sich

beim Sturz eine Platzwunde zugezogen.

»Die Treppe ist eingebrochen.«

Sie sah nach oben, wo das Loch in der Decke klaffte. »Du bist von da oben gefallen?«

»Ich war oben, ja. Ich bekomme meine Beine nicht frei.«

Rasch stand sie auf und begann die kleineren Bohlen und Bretter fortzuräumen. Das Gewicht auf seinen Beinen wurde weniger, dafür nahmen die Schmerzen zu. Schließlich lag nur noch der große Balken da. Rebekka versuchte, ihn wegzuzerren, doch er war zu schwer für sie.

»Du brauchst einen Hebel. Probier es mit dem Besen dort.« Daniel wies in die Ecke, in der er ihn entdeckt hatte.

»Der dürfte zu schwach sein«, sagte sie, holte ihn aber trotzdem, schob den Stiel neben seinen Beinen unter den Balken und hob ihn an. Der Balken bewegte sich ein bisschen und schabte schmerzhaft über Daniels Beine. Er biss die Zähne zusammen, um nicht zu stöhnen. Dann brach der Besenstiel.

Schwer atmend richtete Rebekka sich auf. »So tue ich dir nur weh. Ich hole Hilfe.«

»Warte. Wenn du eine der Bohlen benutzt, könnte es gehen.«

Sie holte die Bohle, auf die er zeigte, und setzt erneut den Hebel an. Dieses Mal klappte es. Stück für Stück hob sich der Balken und rutschte schließlich von seinen Beinen.

Daniel setzte sich auf. Sein linkes Hosenbein war blutbefleckt, aber es war nicht so viel, dass es von einer großen Ader kommen konnte. Vorsichtig bewegte er seine Füße. Das ging, allerdings schoss ihm wieder dieser Schmerz ins Knie. Rebekka kniete sich neben ihn und tastete seine Beine ab. An einigen Stellen tat es sehr weh, aber es waren wohl nur Prellungen. Als sie sein linkes Knie erreichte, sah sie auf.

»Gebrochen ist wohl nichts, aber das Knie fühlt sich geschwollen an.«

»Es tut auch sehr weh. Ich glaube, ich bin draufgefallen, als die Stufen gebrochen sind.«

Sie nickte und tastete weiter sein Knie ab. Er sah auf ihren gesenkten Kopf, auf ihre Hände. So nah war sie ihm noch nie gewesen. Er spürte die Wärme ihres Körpers, sie duftete leicht nach der Seife aus Bienenwachs, die ihre Mutter herstellte. Ihre Berührung schickte ein

Prickeln durch seinen Körper, plötzlich fühlte er keinen Schmerz mehr, nur noch die Sehnsucht, sie in den Armen zu halten.

Als spüre sie seine Gedanken, zog sie ihre Hände fort und sah auf. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Lippen bebten, und als sich ihre Blicke begegneten, wurde alles um sie herum bedeutungslos. Er legte die Hände an ihre Wangen.

»Rebekka.«

Sie kam ihm entgegen, bis ihre Lippen sich berührten. Er küsste sie zart, vorsichtig. Einige Momente schien sie seinen Kuss zu kosten, als müsse sie sich vergewissern, ob er ihr gefiel. Dann schlang sie die Arme um seinen Hals und erwiderte seinen Kuss leidenschaftlich. Er presste sie an sich, küsste ihre Augenlider, ihre Wange und immer wieder ihren Mund. Sie grub ihre Hände in sein Haar, murmelte seinen Namen. Schließlich lösten sie sich voneinander. Er hielt ihre Hände, in ihren Augen schimmerten Tränen.

Bereute sie den Kuss? Hatte er sie überrumpelt? Er war selbst überwältigt und überrascht von der Heftigkeit seiner Gefühle.

»Es tut mir leid«, sagte er leise.

Ihre Augen weiteten sich, sie schluckte, dann wandte sie den Blick ab, entzog ihm ihre Hände und stand auf.

»Jemand sollte dein Bein untersuchen. Auch wenn es nicht gebrochen ist, blutet es. Kannst du aufstehen?« Ihre Stimme klang plötzlich sehr kühl. »Sonst hole ich Hilfe.«

»Ich versuche es.«

Er zog die Beine an und versuchte aufzustehen, doch er konnte das linke Knie nicht belasten, der Schmerz war zu heftig. Schwer atmend blieb er sitzen.

»Ich glaube, ich brauche Hilfe.«

»Ich hole meinen Vater und den Wagen«, sagte sie, unverändert kühl.

Warum kam ihm plötzlich dieser Traum mit dem Gewitter in den Sinn? Er stand auf dem Weg und musste entscheiden, wohin er gehen würde. Es konnte ganz einfach sein. Er musste sie jetzt nur gehen lassen. Niemand würde je erfahren, was passiert war. Sie würde es nie wieder erwähnen, sie würde Josua heiraten und fortgehen, und er würde sie irgendwann vergessen und in zwei oder drei Jahren in seine Welt

zurückkehren.

Oder er konnte sich eingestehen, dass er sie liebte und den Rest seines Lebens mit ihr verbringen wollte – und sich damit für den Rest seines Lebens an die Ammannleit binden. Sie liebte ihn, sonst hätte sie ihn niemals so geküsst. Sie war viel zu ehrlich und zu offenherzig, um mit Küssen und Kosen zu spielen, wie es Charlotte getan hatte.

Er sah sie an, sah ihre mühsam beherrschte Miene, ihre zusammengepressten Lippen, die verrieten, wie es in ihr tobte, und traf eine Entscheidung.

14. KAPITEL

Rebekka starrte ihn noch einen Moment an, dann wandte sie sich ab und ging zur Tür. Es tat ihm also leid, dass er sie geküsst hatte.

Nun, sie hatte ihn ja geradezu herausgefordert, statt sich sofort zurückzuziehen, als sie die veränderte Stimmung zwischen ihnen bemerkt hatte. Mit zitternden Händen rückte sie ihre Haube zurecht. Diese Küsse, seine Berührungen, sie waren all das gewesen, was sie bei Josua nie gefunden hatte. Jetzt verstand sie, was Susanna bei Gideons Küssen gefühlt haben musste und warum ihre Schwester Elisabeth so glücklich mit Michael war.

Und ihm tat es leid!

»Rebekka. Bitte sieh mich an.«

Nein, das würde sie nicht. Sie wollte nicht das Mitleid in seinen Augen sehen.

»Mach dir keine Gedanken«, sagte sie, ohne sich umzudrehen. »Ich werde niemandem davon erzählen. Du hast nicht zu befürchten, dass ich irgendetwas von dir erwarte, nur wegen eines Kusses.«

»Rebekka«, sagte er wie zuvor. »Nicht der Kuss tut mir leid, ich möchte dich jeden Tag und jede Nacht küssen, bis an mein Lebensende. Aber wir dürfen das nicht. Du wirst Josua heiraten.«

Sie wandte sich um. Er saß auf dem Boden und blickte ihr offen in die Augen. »Ich liebe dich, Rebekka.«

Niemand hatte ihr gesagt, dass Glück auch schmerzen konnte, dass es einem den Atem rauben konnte. Ihr Herz schlug heftig, und sie brachte kein Wort heraus.

»Du sagst nichts?«

Endlich fand sie ihre Sprache wieder. »Ich liebe dich auch«, flüsterte sie. »Aber jetzt brauchst du Hilfe. Ich hole meinen Vater.«

»Mach das. Über uns können wir später reden.«

Sie lief den Weg entlang, ihr Herz schlug im Takt ihrer Schritte. Er liebte sie. Wieder rann dieser Schauer durch ihren Körper, wie bei seinen Küssen. Das Glück beflügelte ihre Schritte, sie lief wie auf Wolken. Erst kurz vor ihrem Haus holte die Wirklichkeit sie ein. Sie war Josua

versprochen. Ihre Liebe zu Daniel war verboten.

»Vater? Wo bist du?«

»Hier, mein Kind.« Die Antwort kam aus dem Stall.

Er verteilte Heu in die Futterraufen für die Pferde.

»Daniel ist in der Mühle verunglückt«, berichtete sie atemlos. »Er hat sich das Knie verletzt und kann nicht gehen. Außerdem blutet er am Bein. Ich weiß nicht, wie schlimm es ist.«

Ihr Vater stellte die Heugabel weg und rief nach Samuel. »Wir müssen zur Mühle, Daniel Hochleitner hat sich verletzt. Hilf mir, Alma anzuschnirren. Wir nehmen den Leiterwagen. Und du«, wandte er sich an Rebekka, »sag deiner Mutter, dass sie ein Lager vorbereiten soll. Dann lauf zu Abraham Glick und bitte ihn, mit seiner Medizintasche zu kommen.«

Während Rebekka den Weg zu Abraham lief, fiel ihr ein, dass sie völlig vergessen hatte, Daniel den Brief des Grundherrn zu geben, mit dem er den Betrieb der Mühle genehmigte. Er war der Grund gewesen, weshalb sie überhaupt zur Mühle gegangen war. Ihre Mutter hatte Samuel schicken wollen, doch sie hatte angeboten zu gehen. Vielleicht war es Gottes Fügung gewesen, dass sie es war, die ihn verletzt gefunden hatte.

Sie klopfte an die Tür der Glicks und richtete die Botschaft ihres Vaters aus. Abraham Glick fragte sie aus, welche Körperteile verletzt waren, ob Daniel geblutet hatte und wie stark. Dann packte er seine Tasche.

»Ich laufe noch rasch zu den Baumgartners und gebe ihnen Bescheid«, sagte Rebekka. »Sie machen sich sonst Sorgen, wenn Daniel nicht zum Melken da ist.«

»Das ist gut.« Viele kleine Fältchen bildeten sich um Glicks Augen, als er sie anlächelte. Er gehörte zu den Ältesten im Ort, und als Heilkundiger behandelte er kleinere und manchmal auch größere Verletzungen.

Als sie zu ihrem Haus zurückkehrte, hatte Abraham Daniel bereits untersucht. Daniel lag in der kleinen Kammer, die an die Stube anschloss. Abraham saß an seinem Lager, ihre Eltern standen daneben. Rebekka blieb im Türrahmen stehen.

»Du hast Glück gehabt«, sagte Abraham. »Ein Balken hat dich am Kopf getroffen. Äußerlich ist es nur eine Platzwunde, aber du hast das

Bewusstsein verloren, und deine Augen zeigen mir, dass dein Kopf in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Kopfschmerzen werden ein oder zwei Tage anhalten, und vielleicht wird dir übel. Sarah soll dir einen Eimer bereitstellen.« Er wandte sich an Joseph. »Wenn es euch nicht zu viel Mühe macht, sollte er in den nächsten zwei Tagen hierbleiben. Er soll sich möglichst wenig bewegen und nicht transportiert werden.«

»Das macht keine Mühe«, antwortete Joseph. »Er kann hier liegen, bis es ihm besser geht.«

»Danke.« Abraham sprach wieder zu Daniel. »Und nun zu deinem Knie. Die Kniescheibe ist herausgesprungen. Ich renke sie wieder ein und bandagiere das Knie. Du musst die Schiene ein paar Wochen tragen, damit sich im Knie alles wieder festigen kann.«

»Darf ich denn laufen?«

»Ja, in ein paar Tagen. Aber du darfst das Knie nicht beugen und solltest einen Stock benutzen.«

Daniel presste die Lippen zusammen. »Dann kann ich meine Arbeit nicht tun. Zum Melken muss ich sitzen.«

»Ich bin sicher, dass Thomas eine andere Arbeit für dich findet. So, und jetzt müssen wir die Kniescheibe an ihren Platz bringen. Thomas, du hältst sein Bein fest.«

Sarah wandte sich ab. »Komm, Rebekka, das überlassen wir den Männern.«

Rebekka ging hinaus, ihre Mutter folgte ihr und schloss die Tür hinter sich. Aus dem Raum drang ein leises Stöhnen. Kurze Zeit später kam Abraham in die Küche und überreichte Sarah ein Stoffsäckchen. »Von diesem Tee soll er viel trinken. Er hilft gegen die Schmerzen und wirkt einschläfernd. Ich werde morgen wieder nach ihm sehen.«

»Möchtest du nicht zum Abendessen bleiben?«, fragte Sarah.

Abraham lächelte sie an. »Das ist sehr nett, aber meine Ursula hat heute eine Hühnersuppe gekocht und wartet auf mich.«

Sarah neigte den Kopf. »Dann grüß Ursula von uns.«

Sie füllte den Kessel aus einem großen Topf mit Wasser und setzte ihn auf.

»Wo steckt eigentlich Susanna? Ich habe sie heute Nachmittag noch gar nicht gesehen.«

»Sie hatte Kopfschmerzen und wollte sich hinlegen.«

»Schon wieder Kopfschmerzen? Vielleicht hätte Abraham auch nach ihr sehen sollen.« Ihre Mutter kniff die Augen ein wenig zusammen und warf Rebekka einen scharfen Blick zu. »Ich habe das Gefühl, dass diese merkwürdigen Kopfschmerzen mit dem Besuch dieser Deborah zu tun haben. Vorher war sie immer gesund. Und ihr Appetit war auch besser.«

Rebekka wandte den Blick ab und schwieg. Sie wollte ihre Mutter nicht anlügen, aber sie wollte auch Susanna nicht verraten. Außerdem hatte sie den Verdacht, dass ihre Schwester den freien Nachmittag genutzt hatte, um sich heimlich mit Gideon zu treffen und sich auszusprechen.

Ihre Mutter seufzte leise. »Euer Vater hätte einer Verbindung mit Gideon ohnehin nicht zugestimmt. Er ist zu leichtsinnig und verantwortungslos.«

»Aber Susanna liebt ihn!«, entfuhr es Rebekka.

»Das geht vorbei. Wahre Liebe entsteht erst mit der Zeit. Im Zusammenleben.«

Rebekka sah ihre Mutter an. Das stille ruhige Gesicht, das immer ein wenig schwermütig wirkte. Wahrscheinlich lag es an dem herben Zug um ihren Mund. Rebekka hatte schon länger die Vermutung, dass nicht Liebe ihre Eltern zusammengeführt hatte. Sie lebten gut miteinander, aber Rebekka hatte öfter das Gefühl gehabt, dass irgendetwas fehlte.

»Sie wird darüber hinwegkommen«, sprach ihre Mutter weiter.

Rebekka biss sich auf die Unterlippe. Was ihre Mutter wohl sagen würde, wenn sie ihr erzählte, dass sie Daniel Hochleitner liebte? Aber dazu war jetzt ohnehin nicht der richtige Zeitpunkt. Sie wusste ja noch gar nicht, ob Daniel bereit war, um ihre Hand zu bitten. Er hatte zwar gesagt, dass er sie liebe, aber das hatte Gideon schließlich auch zu Susanna gesagt.

»Schau, ob sie noch in ihrem Zimmer ist«, sagte ihre Mutter. »Sie soll dir beim Melken helfen. Morgen könnt ihr dann buttern.«

Rebekka lief die Stufen hinauf. Dabei warf sie einen Blick auf die Kammer, in der Daniel untergebracht war. Die Tür war geschlossen, wahrscheinlich schlief er. Sie schickte ein stummes Dankgebet zum Himmel, dass ihm nicht mehr passiert war. Vielleicht hatte sie schon bald Gelegenheit, mit ihm zu reden.

Susanna saß auf dem Bett, ihre Augen waren vom Weinen rot und geschwollen. Rebekka schloss leise die Tür, dann setzte sie sich neben ihre Schwester.

»Hast du mit Gideon gesprochen?«, fragte sie leise.

»Ja.« Susanna schluckte und atmete zitternd ein. »Er hat gesagt, er kann seine Eltern nicht enttäuschen. Als guter Sohn muss er sich fügen. Da sie ohnehin niemals erlauben werden, dass er mich heiratet, kann er auch Deborah zur Frau nehmen.«

»Dieser Lump!« Ihre Mutter würde sie für dieses Wort rügen, doch sie hatte das dringende Bedürfnis, ihn noch ganz anders zu beschimpfen.

»Dieser feige, elende Saukerl. Er würde ganz anders reden, wenn diese Deborah eine hässliche Raffel wäre.«

»Ja, ich glaube auch, dass er sich in ihr hübsches Gesicht verguckt hat und überhaupt nicht unglücklich über diese Verbindung ist.« Susanna putzte sich die Nase mit ihrer Schürze ab.

»Er ist keine Träne wert«, erklärte Rebekka entschlossen. Sie legte den Arm um Susannas Schultern. »Keine! Du findest einen besseren Mann als ihn.«

»Aber ich will keinen anderen.« Wieder liefen die Tränen über ihre Wangen.

»Mutter weiß, dass du in Gideon verliebt bist. Sie sagte, du wirst darüber hinwegkommen.«

»Was? Woher weiß sie das? Du hast doch nichts gesagt?«

»Nein. Sie hat es sich zusammengereimt. Du weißt doch, sie bekommt immer mehr mit, als man ahnt. Sie sagte, Vater hätte nie erlaubt, dass du Gideon heiratest.«

»Das hat Vater ja auch schon gesagt. Aber ich bin sicher, ich hätte ihn überzeugen können.«

Eigentlich glaubte Rebekka das auch. Aber was nützte es, wenn Gideon eine andere Frau heiraten würde.

»Ich soll dich zum Melken holen«, sagte sie. »Wir holen am Brunnen kaltes Wasser, und du kühlst deine Augen und dein Gesicht, solange ich melke. Wenn du so zum Abendessen kommst, wird jeder fragen, was los ist.«

Schniefend nickte Susanna. »Das ist lieb von dir. Was ist eigentlich mit

Daniel? Ich habe nur mitbekommen, dass sie ihn gebracht haben.«

»Das erzähle ich dir im Stall.«

Während sie molk, erzählte Rebekka von dem Unfall in der Mühle. Den Kuss verschwieg sie. So unglücklich, wie Susanna war, wollte sie bestimmt nicht hören, dass Daniel ihr seine Liebe gestanden hatte.

»Was hast du denn bei der Mühle gemacht?«

»Heute kam die Urkunde, die ihm den Betrieb der Mühle erlaubt, wenn er den Mühlzins an den Grundherrn zahlt. Ich wollte sie ihm bringen.«

»Er schläft noch«, sagte ihre Mutter, als die Familie sich zum Abendessen an den großen Tisch setzte, und wies zu der Tür der Kammer. »Wir sollten ihn schlafen lassen. Er kann auch später essen.«

Nach dem Essen spülten Rebekka und Susanna das Geschirr, ihre Mutter räumte die Küche auf. Anschließend entschuldigte Susanna sich mit Müdigkeit und stieg die Treppe hinauf. Ihre Mutter sah ihre kopfschüttelnd hinterher, dann ging sie in die Stube, holte die Steppdecke heraus, an der sie zurzeit nähte, und breitete alles auf dem Tisch aus. Joseph saß in seinem Lehnstuhl und schnitzte an einem Spielzeug.

Samuel wollte sich ebenfalls zurückziehen, da hielt er inne. »Ich glaube, Daniel ist wach«, sagte er und deutete auf die Tür zur Kammer.

Sarah legte die Nadel weg und wollte aufstehen, doch Rebekka kam ihr zuvor. »Bleib sitzen, Mama. Ich sehe nach ihm und bringe ihm etwas zu essen.«

Leise öffnete Rebekka die Tür zur Kammer. Daniel hatte sich im Bett aufgesetzt und trank aus dem Becher, den ihre Mutter ihm bereitgestellt hatte. Als er sie erblickte, breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus.

Hastig legte Rebekka den Finger an die Lippen. Nicht, dass er etwas sagte, das nur für ihre Ohren bestimmt war.

»Wie geht es dir?«

»Ich habe Kopfschmerzen, wie Abraham vorausgesagt hat, und das Knie tut mir weh, aber sonst geht es mir gut.«

»Hast du Hunger?«

»Ein wenig.« Er machte Anstalten aufzustehen, verzog aber dann das Gesicht.

»Abraham hat dein linkes Bein geschient«, hörte sie ihren Vater hinter sich sagen. »Du darfst es eine Zeitlang nicht beugen. Und du sollst dich möglichst wenig bewegen, bis die Kopfschmerzen fort sind.«

Daniel warf ihm einen Hilfe suchenden Blick zu. »Ich müsste ...«

Rebekka wandte sich ab. »Ich hole dir etwas zu essen.«

In der Küche bestrich sie ein paar Scheiben Brot mit Butter und legte Käse dazu. Vom Flur her hörte sie schlurfende Schritte. Ihr Vater half Daniel nach draußen.

Sie ließ sich Zeit und wartete, bis ihr Vater und Daniel zurückkehrten. Dann erst nahm sie das Brett mit dem Essen und brachte es in die Kammer.

Daniel saß wieder im Bett, ihr Vater hatte sich bereits zurückgezogen. Sie breitete ein Tuch über der Bettdecke aus und stellte das Brett darauf.

Er griff nach ihrer Hand. »Danke«, sagte er laut und dann kaum hörbar: »Wann können wir reden?«

»Später. Wenn alle schlafen.« Sie bewegte nur die Lippen, doch er nickte.

Sie ließ ihn zum Essen alleine.

Später lag sie im Bett und wartete, bis sie sicher sein konnte, dass ihre Eltern und Samuel schliefen. Leise stand sie auf, doch als sie zur Tür schlich, hob Susanna den Kopf.

»Was machst du?«

Einen Moment überlegte sie, einfach zu behaupten, sie müsse auf den Abtritt. Doch Susanna würde sich wundern, wenn sie länger fortbliebe. Und außerdem würde ihre Schwester sie verstehen. Also sagte sie die Wahrheit. »Ich muss mit Daniel reden.«

»Hm«, machte Susanna. »Aber sei vorsichtig.«

»Bin ich.«

Sie verließ das Zimmer. Im Flur blieb sie stehen und lauschte. Aus dem Schlafzimmer ihrer Eltern hörte sie leise Schnarchgeräusche, in Samuels Zimmer war alles ruhig. Vorsichtig tastete sie sich die Treppe hinunter. Die Holzstufen knarrten leise unter ihren Schritten. Am Fuß der Treppe

hielt sie inne. Von oben drang kein Geräusch herunter. Sie warf einen Blick zur Kammertür. Ihr Herz begann zu rasen. Was machte sie? Wie konnte sie es wagen, nur mit ihrem Nachtgewand bekleidet alleine in die Kammer eines Mannes zu gehen? Aber sie musste mit ihm reden.

Sie huschte zu den Haken, an denen die Umhänge hingen, nahm ihren und schlang ihn um sich, bevor sie die Tür zur Kammer öffnete.

»Daniel?«

»Rebekka«, kam leise die Antwort. Zögernd ging sie zum Bett. In der Dunkelheit konnte sie ihn nur schemenhaft erkennen. Er hatte sich aufgesetzt.

Ininigem Abstand blieb sie stehen. »Du wolltest mit mir reden?«

Er atmete tief auf. »Ich wollte dich fragen, wie es nun zwischen uns werden soll?«

Was wollte er von ihr hören? Er war der Mann, er musste entscheiden.

»Das – das kann ich nicht sagen.«

»Du bist versprochen«, sagte er. »Wie steht es zwischen dir und Josua?«

»Ich habe ihn gern, aber ich liebe ihn nicht.«

»Und er?«, fragte Daniel weiter. »Liebt er dich?«

Sie wunderte sich ein wenig über die Offenheit, mit der er über Liebe sprach. Eigentlich war das nicht üblich. Über Gefühle sprach man bei ihnen nicht so direkt.

»Ich glaube nicht, dass er mich liebt. Er war immer eher ein Freund. Sein Vater hat mit meinem Vater diese Verbindung arrangiert.«

»Ihr wurdet nicht gefragt?«

»Mein Vater hat mich gefragt, ob ich einverstanden bin, aber er hat mir auch sehr zugeredet. Er war glücklich, dass es jemanden gab, der mich zur Frau nehmen wollte. Und Josua ist wohlhabend, er kann gut für eine Familie sorgen. Besser als manch einer hier. Wenn ich mich geweigert hätte, hätte mein Vater mich sicher nicht gedrängt. Er sagte immer, er wolle seine Töchter niemals zwingen, einen Mann zu heiraten, den sie nicht haben wollen.«

»Dann gibt es vielleicht Hoffnung für uns. Glaubst du, dein Vater würde zustimmen, wenn du sagst, dass du es dir anders überlegt hast?«

»Ich glaube schon. Er hat wohl hauptsächlich deshalb zugestimmt, weil

es keinen anderen Bewerber gab. Nach der Sache mit dem Jahrmarkt ...«

Tief in ihrem Inneren regte sich der Gedanke, dass es nicht nur das war. Ihr Vater schätzte Josua sehr, er war beinahe wie ein Sohn für ihn. Sie dachte an das Gespräch mit ihrer Mutter über Susanna und Gideon. Aber Daniel war nicht Gideon. Er machte sich nützlich, er arbeitete hart, und ihr Vater mochte ihn wohl ganz gerne.

Daniel beugte sich vor, griff nach ihrer Hand und zog sie zu sich, bis sie sich auf die Bettkante setzte.

»Würdest du mich heiraten?«

Ihr Herz machte ein paar Sprünge, das Blut sang in ihren Ohren. Er wollte sie heiraten!

Und plötzlich fielen ihr die Worte der Wahrsagerin ein: *Ich sehe einen Fremden. Groß, blond. Ich sehe eine große, leidenschaftliche Liebe, aber es wird nicht einfach für euch sein.*

Ein kalter Schauer lief über ihren Rücken, die Härchen an ihren Armen stellten sich auf. Diese Frau hatte von Daniel gesprochen. Der große blonde Fremde – das war Daniel.

»Rebekka?« Er drückte ihre Hand.

»Ja«, flüsterte sie. »Ja, ich will dich heiraten.«

»Dann rede ich mit deinem Vater.«

»Nein. Noch nicht. Es ist ...« Sie suchte nach Worten, um das ungute Gefühl zu erklären, das sie plötzlich befiel. »Ich glaube, er würde nicht viel von einem Mann halten, der um die Braut eines anderen wirbt, verstehst du?«

»Hmm. Ja, ich verstehe. Ich würde vielleicht ähnlich denken. Und was sollen wir deiner Meinung nach tun?«

»Ich rede mit ihm. Ich sage ihm, dass ich Josua nicht heiraten kann, weil ich einen anderen liebe.«

»Und du glaubst, er würde das verstehen?«

»Ich hoffe es. Unternimm bitte nichts, bevor ich mit ihm geredet habe.«

Darüber, was sie tun würde, sollte ihr Vater auf der Ehe mit Josua bestehen, wollte sie jetzt nicht nachdenken.

»Ich muss gehen.«

»Das musst du wohl«, stimmte er zu, doch dann strich er ihr übers Haar, ließ die Strähnen durch seine Finger gleiten. »Ich habe mir schon

oft gewünscht, es offen zu sehen. Du hast wunderschönes Haar.«

Sie beugte sich vor, um ihn zu küssen. Es sollte nur eine kurze Berührung sein, doch er zog sie an sich und küsste sie leidenschaftlich. Er streichelte ihr Haar, ihren Rücken. Als er mit einer Hand ihre Brust umfasste, hielt sie die Luft an und wartete auf das Gefühl der Abwehr, das sie bei Josua empfunden hatte. Doch es kam nicht. Er strich zart mit dem Daumen über die Brustspitze, und es fühlte sich an, als streichle er ihr Herz. Schließlich schob er sie ein Stück fort.

»Es ist wirklich besser, wenn du jetzt gehst.« Seine Stimme klang heiser und ein bisschen atemlos. Seine Augen leuchteten im nächtlichen Dämmerlicht. Sie wollte nicht gehen, sie wollte, dass er sie weiterküsste. Doch er hatte recht. Sie ahnte, was passieren konnte, wenn sie bliebe. So nickte sie und verließ leise die Stube.

Susanna war noch wach, als sie in ihr Zimmer kam.

»Was hattet ihr zu besprechen?«

»Du hattest recht, als du sagtest, Daniel könnte der richtige Mann für mich sein.«

Leise erzählte Rebekka, was in der Mühle und soeben in der Kammer vorgefallen war.

Susanna schwieg eine Weile. »Ich hoffe, dass Vater einverstanden ist«, sagte sie dann. »Wenigstens eine von uns soll glücklich werden.«

Rebekka hätte ihr so gerne etwas Tröstendes gesagt, doch ihr fiel nichts ein. Jetzt wusste sie, wie es ihrer Schwester ging. Wenn Susanna Gideon so liebte wie sie Daniel, dann gab es keinen Trost.

15. KAPITEL

Obwohl sie darauf brannte, mit ihrem Vater zu sprechen, wartete sie. Sie hoffte auf einen Moment, in dem sie das Gespräch zufällig auf Josua bringen konnte, statt ihn förmlich um eine Unterredung zu bitten.

Zwei Tage nach seinem Unfall wurde Daniel von Thomas Baumgartner mit dem Wagen abgeholt. Da Rebekka es nicht gewagt hatte, sich noch einmal heimlich in seine Kammer zu schleichen, hatten sie keine Gelegenheit mehr gehabt, alleine miteinander zu sprechen. Ein verstohlener Händedruck, als sie ihm Essen gebracht hatte, war das Einzige gewesen.

Am Freitagmorgen nach dem Melken stand ihr Vater im Stall und striegelte Caspar. Rebekka bat Susanna leise, sie alleine zu lassen, und gesellte sich zu ihm.

»Willst du wegfahren?«

Er wandte den Kopf und lächelte. »Deine Mutter hat mich gebeten, mit ihr nach Mehlingen zu fahren. Sie wollte Stopfgarn und weiche Wolle kaufen. Sie möchte ihrem nächsten Enkel etwas stricken. Susanna und du könnt uns begleiten, wenn ihr möchtet.«

Eigentlich fuhr sie sehr gerne mit, wenn ihre Mutter einkaufen ging, doch wenn Vater und Mutter fort waren, konnte sie vielleicht zum Baumgartnerhof laufen und Daniel treffen. Plötzlich wurde ihr heiß vor Scham. Was war sie für eine Tochter, die ihre Eltern belog und sich heimlich mit einem Mann traf? Das würde sie nicht tun. Trotzdem lehnte sie sein Angebot ab.

»Ich wollte heute Nachmittag einige Schürzen ausbessern.«

Sie holte einen Striegel und eine Bürste aus dem Regal, ging zu Lotte, der Kaltblutstute, und begann sie zu bürsten. Der Bauch der Stute rundete sich bereits.

»Ihr Fohlen wird bestimmt prachtvoll«, sagte ihr Vater. »Josua hat erzählt, dass er gerne Pferde züchten würde. Auf diesem Fohlen kann er seine Zucht aufbauen.«

»Er will Pferde züchten? Das wusste ich gar nicht.«

»Nun ja, du redest ja auch nicht besonders viel mit ihm.«

Er blickte sie prüfend an. Sie spürte, dass ihr das Blut ins Gesicht stieg.

»Hat er sich bei dir beklagt?«

»Beklagt hat er sich nicht. Doch er fragte mich, ob ich dich zu der Verabredung mit ihm gezwungen habe, weil du bei ihm immer so schweigsam und zurückhaltend bist. Ich habe ihm erklärt, dass ich keine meiner Töchter zu einer Ehe zwingen werde und mit dir darüber gesprochen habe, bevor ich die Verabredung mit seinem Vater getroffen habe. Aber ich muss sagen, auch mir ist aufgefallen, dass du seine Nähe regelrecht gemieden hast, als er das letzte Mal hier war.«

Sie schluckte. Jetzt war der richtige Zeitpunkt.

»Ich ...« Ihre Stimme versagte, sie räusperte sich. »Ich wollte mit dir darüber reden. Als du mich im Frühjahr wegen Josua gefragt hast, da wusste ich es nicht besser. Aber in den letzten Wochen ist mir klar geworden, dass ich nicht seine Frau werden möchte.«

Ihr Vater runzelte die Stirn. »Das hast du in den letzten Wochen gemerkt? Nun, das ist vielleicht nur die Angst vor der bevorstehenden Veränderung in deinem Leben. Deine Großtante sagte einmal, viele Frauen wollten kurz vor der Hochzeit alles rückgängig machen. Du kennst Josua schon dein Leben lang, du weißt, dass er gut zu dir sein wird. Ich kann mir keinen besseren Mann für dich vorstellen.«

»Ich schon!« Sie schlug die Hand vor den Mund, als könne sie die unbedachten Worte zurückhalten.

Joseph legte Bürste und Striegel fort und trat zu ihr.

»Du hast doch dein Herz nicht etwa an Gideon Beiler gehängt? Dann hättest du mir das sagen sollen, als ich dich wegen Josua fragte.«

»Nein, Gideon war nie mehr als ein Bruder für mich.« Sie sah ihn an. »Hättest du denn deine Zustimmung erteilt, wenn ich dir damals gesagt hätte, dass ich lieber Gideon zum Mann will?«

»Nein, mein Kind. Ich habe gesagt, ich zwinge euch nicht zu einer Ehe. Doch ich habe niemals gesagt, dass ich meine Töchter jemandem gebe, den ich für keinen guten Gatten halte. Und Gideon Beiler halte ich nicht für einen guten Gatten. Aber gut, wir brauchen nicht über ihn zu reden, er wird dieses Mädchen aus Bolanden heiraten.«

»Ich liebe Josua nicht.«

Er lächelte zärtlich. »Du weißt noch nichts von der Liebe. Sie entsteht,

wenn man zusammenlebt, wenn man Kinder hat. Du wirst lernen, ihn zu lieben.«

Er wandte sich wieder dem Pferd zu.

»Du verstehst mich nicht! Ich weiß sehr wohl, was Liebe ist.«

Langsam drehte er sich wieder um. »Und woher weißt du das?«

»Weil ich jemanden liebe. Einen anderen Mann.« Jetzt war es heraus.

Ihrem Vater schien es die Sprache verschlagen zu haben, er sah sie eine Zeitlang ungläubig an.

»Wer ist es?«, fragte er schließlich. »Wer umwirbt eine Frau, die bereits versprochen ist?«

»Er hat mich nicht umworben.«

Ihr Vater schüttelte den Kopf. »Nicht? Willst du sagen, du weist Josua wegen eines Mannes zurück, von dem du noch nicht mal weißt, ob er dich haben will?«

»Nein, so ist es nicht.«

»Egal, wie es ist. Ich werde wegen der Narretei eines Mädchens nicht das Wort brechen, das ich Elias und Josua gegeben habe.«

»Narretei?«

»Was soll es sonst sein? Monatlang warst du damit zufrieden, Josua zu heiraten, hast nie ein Wort dagegen gesagt, und plötzlich änderst du deinen Sinn. Ich sagte bereits, was ich darüber denke.«

»Und ich sagte bereits, dass ich es nicht besser wusste. Ich hatte immer das Gefühl, dass zwischen mir und Josua etwas fehlt, doch erst als ich Daniel traf, wusste ich, was es war. Ich liebe ihn.«

»Daniel?« Blitze schienen in Josephs grauen Augen zu zucken. »Daniel Hochleitner? Seit er hier angekommen ist, ist er doch der Hahn im Korb. Fast alle jungen Mädchen hoffen, mit ihm zusammenzukommen. Er ist zu allen freundlich, und jede meint, seine Aufmerksamkeit gelte nur ihr. Ich kann nicht glauben, dass du so – töricht – bist.«

»Bei mir ist es etwas anderes. Ich ...«

»Das denken alle«, unterbrach er sie unwirsch. »Ich will jetzt nicht mehr darüber reden. Geh ins Haus und hilf deiner Mutter.«

»Er will mich heiraten«, platzte sie heraus.

Das Gesicht ihres Vaters lief rot an. »Sagtest du nicht gerade, er habe dich nicht umworben?«

»Das hat er auch nicht, er hat versucht, seine Gefühle zu unterdrücken, ebenso wie ich. Aber es geht nicht. Wir lieben uns. Und deshalb kann ich Josua nicht heiraten.«

»Ich werde jetzt nicht weiter mit dir darüber streiten. Geh ins Haus.«

Sie legte Bürste und Striegel zurück und lief aus dem Stall. Draußen blieb sie stehen und zwang sich, langsam und ruhig zu atmen. Das Schlucken fiel ihr schwer, ihre Kehle war eng von unterdrücktem Weinen. Rebekka hatte bisher selten mit ihrem Vater gestritten. Sie hatte mit Einwänden gerechnet, doch dass er es kategorisch ablehnte, über eine Auflösung der Verbindung mit Josua auch nur zu reden, und dass er Daniel als möglichen Schwiegersohn von vorneherein ausschloss, hatte sie nicht erwartet.

Der kalte Herbstwind strich über ihr erhitztes Gesicht. Fleck, der Hofhund, kam aus seiner Hütte, lief ihr um die Beine und stupste mit der Schnauze ihre Hand, als sie ihn nicht gleich streichelte. Sie beugte sich hinunter und kraulte ihm den Kopf. Als sie das Gefühl hatte, dass ihre Wangen nicht mehr glühten, ging sie ins Haus.

Auch Susanna hatte keine Lust, ihre Eltern nach Mehlingen zu begleiten. Wie Rebekka redete sie sich mit Stopf- und Flickarbeiten heraus. Ihre Mutter schüttelte den Kopf. »Früher habt ihr euch keine Gelegenheit entgehen lassen, mich zu Einkäufen zu begleiten. Vor allem dir, Susanna, täte etwas Abwechslung gut.«

»Ich brauche keine Abwechslung«, gab Susanna zurück.

Sarah seufzte. »Ich wollte auch nach einem dunkelblauen Stoff für dein Hochzeitskleid schauen«, sagte sie zu Rebekka. »Dafür darf es ein besserer Stoff als selbst gewebtes Leinen sein.«

»Es kann sein, dass ich kein Hochzeitskleid brauche.«

»Was sagst du da?«

»Ich werde Josua nicht heiraten. Vielleicht werde ich gar nicht heiraten.«

In diesem Moment betrat ihr Vater die Stube. »Wenn du fertig bist, Sarah, können wir losfahren.«

Sarah fuhr zu ihm herum. »Hast du gehört, was deine Tochter eben gesagt hat?«

Er warf Rebekka einen scharfen Blick zu, dann wandte er sich an Sarah. »Ja, habe ich. Törichtes Gerede eines jungen Mädchens. Wir sprechen später darüber, Rebekka.«

Nach dem Abendessen schickte Rebekkas Vater Susanna und Samuel hinaus. Ihre Mutter blieb.

»Wir haben darüber geredet, was du heute sagtest, und deine Mutter ist ebenfalls der Meinung, dass es nur eine vorübergehende Verwirrtheit sein kann, dass du Josua nun nicht mehr willst.«

»Es ist nicht vorübergehend«, erwiderte Rebekka.

»Jetzt bist du trotzig wie ein kleines Kind«, sagte ihre Mutter. »Zu einer Ehe gehört mehr als eine kurze Verblendung.«

Rebekka begriff, dass sie ihre Eltern jetzt nicht umstimmen würde. Sie sagte ihnen Gute Nacht und ging ins Bett.

Am Samstag kam Josua nach Schönthal und stattete dem Schwarzbacherhof einen Besuch ab. Wie immer lud Sarah ihn ein, zum Abendessen zu bleiben.

»Rebekka, geh mit Josua in die Stube. Susanna kann mir beim Abendessen zur Hand gehen.«

Rebekka gehorchte, doch in der Stube gab sie sich schweigsam, wich seinen Blicken aus und antwortete kurz, wenn er das Wort an sie richtete.

Das Feuer im Kamin war fast heruntergebrannt, sie kniete sich hin und legte neues Holz auf.

»Mir scheint, du bist noch schweigsamer als sonst«, hörte sie Josua hinter sich sagen.

Sie blieb auf den Knien und pustete in die Glut.

»Rebekka, hast du mich gehört?«

»Ja, ich habe dich gehört«, gab sie zur Antwort, ohne sich umzuwenden.

Er seufzte. »Ich verstehe, dass du scheu bist. Aber unsere Hochzeit rückt näher, und es kann doch nicht sein, dass du kaum mit mir sprichst und ich dich noch nicht einmal küssen darf.«

Sie stand auf und wandte sich zu ihm um. »Es tut mir leid. Manchmal denke ich, es wäre vielleicht kein großer Verlust für dich, wenn aus uns

beiden nichts würde.«

Er sog scharf die Luft ein. »Wie kommst du darauf?«

»Nun, wir wissen beide, dass es eigentlich unsere Väter sind, die sich diese Hochzeit wünschen. Vielleicht wäre dir eine andere Braut lieber ...« Ihre Stimme verklang.

»Das wäre es nicht!«, antwortete er fast barsch. »Und ich dachte, du weißt das.«

Rebekkas Wangen wurden heiß. »Ich habe bisher nicht gemerkt, dass du dir besonders viel aus mir machst.«

Nun errötete auch Josua. »Dieser Vorwurf ist nicht gerecht, das weißt du. Jedes Mal, wenn ich versucht habe, dich anders zu behandeln, bist du nicht darauf eingegangen. Es gab viele Dinge, über die ich gerne mit dir gesprochen hätte, aber ich wollte mich nicht aufdrängen. Ich dachte, du brauchst Zeit.«

Sie wusste selbst, dass sie ungerecht war. Sie hatte ihn jedes Mal abgewiesen, wenn er zaghaft und vorsichtig versucht hatte, diese unsichtbare Grenze zu überschreiten. Sie sollte ehrlich zu ihm sein, so wie er es eben zu ihr gewesen war.

»Lass uns nach draußen gehen. Wir brauchen neues Holz.«

Er griff nach dem Holzkorb, Rebekka holte ihren Umhang und ging voraus.

Draußen setzten sie sich auf die Bank an der Hauswand. Es war bereits dunkel, nur der Halbmond leuchtete matt durch die Schleierwolken. Die Hühner waren im Stall, und Fleck hatte sich in seine Hütte zurückgezogen.

Eine Zeitlang herrschte Schweigen, und dieses Mal hatte er wohl nicht die Absicht, es zuerst zu brechen.

Rebekka räusperte sich. »Es stimmt, mein Vater hat mich gefragt, ob ich dich heiraten will. Du weißt, dass er dich sehr gernhat.« Sie knetete den Stoff ihres Kleides. »Es ist auch richtig, dass ich nichts dagegen sagte. Ich hatte bis dahin nicht ans Heiraten gedacht, irgendwie erschien es mir in weiter Ferne. Ich kenne doch alle jungen Männer hier schon seit ihrer Kindheit. Aber ich vertraute seiner Einschätzung, und ich mag dich auch sehr gern.«

Wieder machte sie eine Pause. Vom Wald her rief ein Käuzchen.

»Aber dann merkte ich, dass irgendetwas fehlt. Es war zwischen uns nie so wie etwa zwischen Elisabeth und Michael. Ich weiß noch, wie sie von ihm redete, als er um sie warb. Und auch Susanna war verliebt und hat mir erzählt, wie sie empfindet. Bei mir war das nie so.«

Jetzt sprach er doch. »Das ist doch auch bei jedem Menschen anders. Was Elisabeth für Michael empfindet, das kannst du doch nicht genauso fühlen. Aber ich ... ich ...«

Sie unterbrach ihn, bevor er mehr sagen konnte. »Das habe ich mir auch gesagt und dass ich einfach nur Zeit brauche, um mich an dich zu gewöhnen.«

»Aber ...?«

»Aber es änderte sich nichts. Auch wenn wir uns öfter sahen. Und dann ... dann traf ich einen Mann ... und nun weiß ich, wovon meine Schwestern gesprochen haben.«

Er fuhr mit dem Finger Holzmuster auf der Bank nach.

»Das sind seltsame Worte aus dem Mund meiner zukünftigen Frau.«

»Ich denke, einer Ehe ist unter diesen Umständen kein Glück beschert.«

Er hob den Kopf und sah sie an. »Denkst du das?«

Es fiel ihr schwer, seinem Blick standzuhalten.

»Ja.« Sie schluckte und fuhr fort: »Dieser Mann und ich, wir lieben uns.«

»Weiß dein Vater davon?«

Sie senkte kurz den Kopf, dann sah sie ihn wieder an. Sie hatte beschlossen, ehrlich zu sein, also würde sie ihm die Wahrheit sagen.

»Ja. Er ist nicht bereit, das Wort, das er deinem Vater und dir gegeben hat, zu brechen. Er besteht darauf, dass diese Verabredung eingehalten wird.«

Deutliche Erleichterung zeigte sich in Josuas Gesicht. »Das ist sicher das Vernünftigste.«

»Du weißt nicht, was du sagst! Ich kann mir nicht vorstellen, dass du eine Frau haben möchtest, die sich Tag und Nacht nach einem anderen sehnt.«

Abrupt stand er auf, nahm die Axt, die auf dem Holzstapel lag, und begann Holz zu spalten. Er hieb mit aller Kraft auf die Scheite ein. Die

Stücke warf er in den Korb. Als der Korb voll war, wandte Josua sich wieder zu ihr um. Im Mondlicht sah sie die Schweißperlen auf seiner Stirn.

»Du bist also bereit, gegen den Willen deines Vaters und die Ordnung zu handeln?«

Gegen die Ordnung. Das ungeschriebene Gesetz, nachdem alle Ammannleit lebten. Wer gegen die Ordnung verstieß, konnte mit dem Bann, der Meidung belegt werden. War sie bereit, das auf sich zu nehmen?

Ihre Stimme bebte. »Ich glaube nicht, dass es gegen die Ordnung verstößt, einen Mann wahrhaft zu lieben und sich keinem anderen hingeben zu wollen.«

Josua wurde so bleich, dass sein Gesicht in der Dämmerung zu leuchten schien.

»Es verstößt gegen die Ordnung, seinen Eltern nicht zu gehorchen. Und dein Vater besteht auf der Einhaltung unserer Abmachung.«

»Er wird es nicht tun, wenn du ihm sagst, dass du mich nicht heiraten willst.«

»Das wäre eine Lüge.«

Sie senkte den Kopf, um die Tränen zu verbergen, die ihr in die Augen stiegen, und schluckte krampfhaft.

»Du findest sicher eine Frau, hier oder in Bolanden, die besser zu dir passt als ich.«

Er lachte bitter. »Das mag sein. Ich ... ich denke darüber nach. Und nun lass uns hineingehen. Es ist kühl, und drinnen warten sie bestimmt schon auf das Holz.«

Wider Erwarten setzte Josua sich noch in die Stube und redete ein wenig über dieses und jenes mit ihrem Vater, als wäre nichts geschehen. Nur der herbe Zug um seinen Mund, verriet, wie aufgewühlt er sein musste. Rebekka konnte nicht anders, als ihm für diese Rücksichtnahme dankbar zu sein. Da er ihren Vater auf seiner Seite wusste, hätte er auch das Thema ansprechen können. Schließlich verabschiedete er sich höflich.

»Wir sehen uns dann morgen in der Gemeeh«, sagte er, als er ihr die Hand reichte.

»Bis morgen.« Sie schaffte es, dass ihre Stimme nicht bebte.

Als er gegangen war, musterte ihr Vater sie eindringlich, schwieg jedoch. Vielleicht wartete er darauf, dass sie zuerst sprach.

»Wir sollten zu Bett gehen«, sagte er schließlich. »Morgen vor der Gemeeh gibt es noch viel zu tun.«

16. KAPITEL

Der Gottesdienst fand an diesem Sonntag in der Scheune der Baumgartners statt. Zu Rebekkas Überraschung war auch Deborah mit Josua gekommen. Sie standen mit Gideon zusammen. In der Nähe stützte Daniel sich auf einen Stock und sprach mit Bischof Wagner. Als spüre er ihre Anwesenheit, blickte er zum Scheunentor, als sie eintrat.

Es war das erste Mal, dass sie Daniel sah, seit Thomas ihn nach dem Unfall abgeholt hatte. Seine Augen leuchteten auf, er lächelte ihr zu. Bei seinem Anblick spürte sie ihr Herz bis in den Hals hinein schlagen, das Blut rauschte in ihren Ohren.

Hastig senkte sie den Kopf. Ihre Gefühle spiegelten sich bestimmt nur allzu deutlich in ihrem Gesicht. Sie glaubte, Josuas Blick auf sich zu spüren, doch das war wohl nur das schlechte Gewissen. Sie verließ die Scheune und ging zu Martha Baumgartner in die Küche.

»Kann ich hier noch etwas helfen?«

Dankbar lächelte Martha ihr zu. »Im Kühlhaus ist noch Käse, wenn du den bitte holen kannst.«

Als sie mit dem Käselaib aus dem Kühlhaus kam, stand Daniel vor ihr. »Wie geht es dir? Du bist so blass. Hast du mit deinem Vater gesprochen?«

»Das habe ich«, wisperte sie hastig. »Aber er will sich nicht umstimmen lassen.«

Aus dem Augenwinkel sah sie Ruth Gerber um die Ecke biegen.

»Wann kann ich dich treffen?«, flüsterte Daniel.

»Später.« Hastig drückte sie ihm den Käse in die Hand und legte den Finger auf die Lippen.

»Vielen Dank für deine Hilfe«, sagte sie laut. »Ich hole noch einen zweiten Laib.«

Sie lief zurück ins Kühlhaus. Von draußen hörte sie Ruths Stimme, sie begrüßte Daniel und fragte, wie es seinem Knie ging.

Mit einem zweiten Laib Käse lief Rebekka an den beiden vorbei zum Haus und brachte ihn in die Küche.

Während der Predigt saß Rebekka kerzengerade auf der Bank und zwang sich dazu, nicht zu den Männern hinüberzusehen. Josua beobachtete sie, das spürte sie deutlich. Natürlich. Der Mann, in den sie sich verliebt hatte, konnte nur aus Schönthal sein. Und dass es Gideon nicht war, wusste er.

Nach dem Gottesdienst vermied sie es, überhaupt nur in Daniels Nähe zu kommen. Sie saß mit Susanna, Maria Wagner und Ruth und Rahel Gerber zusammen. Josua hatte am Tisch der Männer bei Gideon und Samuel Platz genommen. Ab und zu warf er einen Blick zu ihr herüber. Verstohlen suchte sie nach Daniel und entdeckte ihn neben Thomas und Caleb Wagner. Er sprach und gestikulierte dabei. Bestimmt redete er über die Mühle. Irgendwie hatte sie das Gefühl, als vermeide er es ebenso krampfhaft, sie anzusehen, wie umgekehrt.

»Mal schauen, wer heute alles zum Singen bleibt«, sagte Maria. Ruth zog einen Flunsch. »Hoffentlich nicht Lukas. Er schleicht schon den ganzen Tag um mich herum.«

»Was hast du gegen Lukas?«, fragte Susanna. »Er ist doch nett.«

»Ja, nett! Aber ich will nicht, dass er mich heimbringt.«

Maria lachte. »Du hoffst, dass Daniel bleibt. Aber nach Hause bringen wird er dich sicher nicht. Er soll noch nicht so viel laufen, hat Abraham gesagt.«

»Bisher war er nur einmal beim Singen dabei«, sagte Ruth und seufzte. »Einige wundern sich schon darüber.«

Maria zuckte die Schultern. »Sicher will er warten, bis er eine Familie ernähren kann, bevor er sich auf die Suche nach einer Frau macht. Was ist denn mit dir, Susanna, bleibst du heute? Du warst das letzte Mal nicht dabei.«

»Ich weiß es noch nicht. Eigentlich möchte ich lieber nach Hause.«

»Schade, da wird mein Bruder enttäuscht sein.«

»Ruben?«, fragte Rebekka überrascht, und auch Susanna blickte verwundert drein. Der Sohn des Bischofs hatte Susanna bisher nicht besonders beachtet.

Maria senkte die Stimme. »Er hat mir gesagt, er hoffe, dass du bleibst. Ich habe ihm gesagt, dann muss er es auch mal wagen, mit dir zu reden, und dich nicht immer aus der Ferne bewundern. Auch wenn er nicht so

aussieht, er ist schüchtern.«

Rebekka unterdrückte ein Lächeln. Ruben wurde demnächst neunzehn Jahre alt und kam ganz nach seinem Vater. Zwar war er noch nicht so muskulös, aber ebenso groß wie Caleb. Schüchtern hatte er bisher nicht auf sie gewirkt.

»Ihr dürft natürlich nicht verraten, dass ich euch das erzählt habe.«

»Natürlich nicht«, versicherte Rebekka.

»Ich finde, Ruben passt sehr gut zu Susanna«, sagte Rahel. »Besser als Gideon.«

»Rahel!« Ruth funkelte ihre jüngere Schwester an. »Das war taktlos.«

»Ach was, jede von uns dachte, dass Gideon und Susanna zusammenkommen. Bis diese Deborah hier ankam. Seitdem platzt er vor Stolz, weil fast allen jungen Männern die Augen aus den Höhlen quellen, wenn sie sie ansehen. Ich finde sie gar nicht so überaus schön, und ich glaube, sie stopft ihren Busen aus, damit er größer wirkt.«

»Das ist boshaft!« Ruths Stimme klang tadelnd, doch um ihre Mundwinkel zuckte es.

»Das hat die alte Agnes gesagt«, gab Rahel triumphierend zurück. »Ich habe es gehört, als sie mit Mutter darüber gesprochen hat.«

»Unsere Großtante Agnes?«, fragte Susanna.

»Ja. Und schau sie doch an, wie sie ihre Schultern zurücknimmt und den Busen reckt!«

Deborah saß bei Gideons Mutter und seiner Schwester. Sofia wirkte unzufrieden, anscheinend war sie nicht begeistert von ihrer zukünftigen Schwägerin.

Um Susannas Mund zuckte ein Lächeln, und dann kicherte sie. »Das gibt dann aber eine Überraschung in der Hochzeitsnacht.«

Rebekka lachte mit. Es war das erste Mal seit Langem, dass Susanna nicht allzu niedergeschlagen wirkte.

Später kam Josua herüber. »Wir brechen in Kürze auf, damit wir noch vor Einbruch der Dunkelheit in Bolanden sind.« Er zögerte, doch es war offensichtlich, dass er noch mit ihr reden wollte. Rebekka erhob sich unter dem verständnisvollen Lächeln ihrer Freundinnen und ging mit ihm nach draußen.

Die Sonne schien, doch der Wind war kühl. Sie fröstelte ein wenig,

vielleicht auch vor Nervosität. Josua kam ohne Umschweife zur Sache.

»Hältst du an deinem Entschluss fest, unsere Verabredung rückgängig zu machen?«

»Es war nie *unsere* Verabredung, es war die unserer Väter«, gab sie zurück. »Aber ja, ich halte daran fest.«

Er presste die Lippen zusammen, sein Gesicht war blass.

»Ich werde meinen Verwandten sagen, dass wir uns ausgesprochen haben und es besser für alle Beteiligten ist, wenn diese Ehe nicht zustande kommt. Das werde ich auch deinem Vater sagen, aber er soll wissen, dass nicht ich es bin, der sein Wort bricht.«

Aus ihrem Frösteln wurde ein Zittern. »Ich verstehe.« Ihre Stimme bebte.

»Ich weiß nicht, ob du wirklich verstehst, was du von mir verlangst. Aber wenn du denkst, dass du mit Daniel Hochleitner glücklicher wirst, werde ich dem nicht im Weg stehen.«

Erschrocken sah sie ihn an. »Woher weißt du ...?«

Er lachte kurz auf. »Hältst du mich für blind? Ich habe durchaus bemerkt, wie er dich ansieht. Und nachdem ich wusste, dass es nicht Gideon ist, war es nur ein kleiner Schritt.« Er musterte sie. »Du zitterst, du solltest nach drinnen gehen. Ich verabschiede mich noch von deiner Familie.« Sie hob den Kopf, ihre Blicke trafen sich.

»Danke, Josua.«

»Danke mir nicht. Ich bin nicht sicher, ob ich dir damit einen Gefallen tue.« Damit wandte er sich um und ging.

Rebekka atmete tief durch. Josua hatte sie freigegeben. Eigentlich sollte sie erleichtert sein, doch sie fühlte sich ausgelaugt, als wäre sie eine lange Strecke gerannt, und ihr Herz flatterte bei dem Gedanken an das Gespräch, das Josua mit ihrem Vater führen würde.

Sie wollte zurückgehen, doch dann hörte sie vom Stall her jemanden leise summen. Es war das Lied von dem Brunnlein. Daniel musste im Stall sein. Sie huschte über den Hof und schlich in den Stall. Er erwartete sie.

»Was sagt dein Vater?«

»Vater besteht darauf, dass ich Josua heirate. Aber ich habe mit ihm gesprochen, und er ist bereit, mich freizugeben.«

»Hast du ihm gesagt, warum du ihn nicht heiraten willst?«

»Ja.«

Er zog sie in seine Arme. »Mutig und aufrichtig wie immer. Ich habe nie ein Mädchen wie dich gekannt. Aber dein Vater wird es bestimmt nicht schätzen, dass du selbst dein Glück in die Hand nimmst.«

Mit Sicherheit nicht, dachte sie. Nur war es die einzige Möglichkeit gewesen.

»Soll ich mit ihm reden?«

»Noch nicht. Ich weiß nicht, wann Josua mit ihm sprechen wird.« Sie löste sich von ihm. »Ich muss zurück, bevor sie mich vermissen.«

»Ja.« Er ließ sie nur zögernd los. »Wann kann ich dich treffen?«

»Ich weiß es nicht. Ich glaube nicht, dass ich in den nächsten Tagen vom Hof fortkomme.«

»Ich werde ab Dienstag wieder in der Mühle sein. Caleb will sich das Gebälk ansehen.«

»Was ist mit deinem Knie?«

»Das ist schon fast wieder gut. Weniger schlimm, als Abraham befürchtet hat.«

Rebekka blieb nicht zum Singen, sondern kehrte mit ihrer Familie zum Hof zurück. Josua und Deborah hatten sich schon etwas früher auf den Heimweg gemacht.

Die Miene ihres Vaters verhiess nichts Gutes, schweigsam saß er auf dem Kutschbock. Erst als sie auf den Hof fuhren, sprach er. »Hilf mir doch mit dem Pferd, Rebekka.«

Sie nickte, kletterte vom Wagen und hielt Caspar am Zügel, solange ihr Vater ihn ausschirrte.

»Komm mit in den Stall, ich muss mit dir reden.«

Er führte Caspar in seine Box, nahm ihm das Geschirr und das Zaumzeug ab. Rebekka füllte seine Raufe mit Heu.

»Gib ihm auch noch einen halben Scheffel Hafer. Ich werde morgen nach Bolanden reiten und mit Elias reden.« Ihr Vater wandte sich zu ihr um. »Du kannst dir sicher denken, weshalb.«

»Hat Josua mit dir gesprochen?«

»Ja.«

Er hängte das Kummet an den Haken und das Zaumzeug ebenfalls, dann drehte er sich zu ihr um und musterte sie schweigend. Sein Gesicht verriet nichts von seinen Gefühlen. Rebekka wurde zunehmend unruhiger.

»Bist du mir böse?«, fragte sie schließlich.

»Du kannst dir denken, dass ich das bin. Ich hätte nie erwartet, dass du eigenmächtig hinter meinem Rücken mit Josua sprichst.«

Seine Worte trafen sie, doch sie forderten sie auch heraus.

»Ich hatte das nicht beabsichtigt. Es ergab sich so. Er hat mich gefragt, warum ich so schweigsam bin, und ich habe ihm die Wahrheit gesagt. Dass ich nicht so für ihn empfinde, wie man es vor einer Hochzeit tun sollte. Wie es bei anderen Paaren der Fall ist. Hätte ich ihn belügen sollen? Ihm vorheucheln, dass ich ihn liebe?« Sie wartete nicht auf Antwort.

»Er kam zu mir und sagte, du hättest Gefühle für einen anderen Mann«, erwiderte ihr Vater, seine Augen funkelten.

Rebekka schluckte schwer.

»Gott mag wissen, was daraus werden soll, wenn die Kinder ihren Eltern nicht mehr gehorchen«, fuhr ihr Vater fort. »Nun ist es geschehen, und Josua will dich nicht mehr zur Frau. Ich weiß nicht, was schlimmer ist: dass es heißt, du hättest dein Versprechen gebrochen, oder dass man sagt, er wolle dich nicht mehr.«

»Du siehst es also weniger streng, dass Gideon seine Absicht, Susanna zu heiraten, verworfen hat? Ich habe nicht gehört, dass du ihn dafür verurteilst.«

»Jedoch hat er nicht bei mir um ihre Hand gefragt.«

Er ging durch den Stall, sah nach den anderen Pferden. »Ich will dich nicht unglücklich sehen, mein Kind, das solltest du wissen. Auch wenn es mir jetzt wohl manchen Tadel von den Ältesten einbringen wird. Sie werden sagen, deine Widerspenstigkeit käme davon, dass ich euch Kinder nicht so oft gezüchtigt habe, wie es sich gehört.«

Es stimmte, er hatte sie nie geschlagen, im Gegensatz zu manch anderen Eltern. Er sagte nichts von Daniel, aber sie wollte jetzt nicht mit ihm streiten. Es war sicher klüger, abzuwarten, bis Daniel um ihre Hand anhielt.

Am nächsten Morgen sattelte Joseph Caspar und ritt los. Für Rebekka schlichen die Stunden quälend langsam dahin.

Was würde Elias sagen? Josua hatte sie freigegeben, doch Elias konnte durchaus fordern, dass diese Hochzeit zustande komme, und ihr Vater würde sicher nicht dagegen sprechen. Was sollte sie dann tun? Jetzt verstand sie Susanna, die gesagt hatte, sie würde mit Gideon davonlaufen. Sie fürchtete sich vor dem Bann, sie fürchtete sich vor einem Leben unter den Weltlichen, doch bevor sie Josua heiratete und Daniel verlöre, würde sie ihre Heimat und ihre Familie verlassen.

Sie saß am Tisch in der Stube, über ihre Näharbeit gebeugt, doch die Stiche wurden ungleichmäßig, weil sie mit ihren Gedanken woanders war.

Gegen Abend erklangen Hufschläge im Hof, ihr Vater kehrte zurück. Rebekka war hin und her gerissen zwischen dem Wunsch, hinauszulaufen und zu erfahren, was er mit Elias besprochen hatte, und sich zu verstecken, weil sie keine schlechten Nachrichten hören wollte.

Ihre Mutter schickte Samuel hinaus, um dem Vater zu helfen, und bat Rebekka darum, Wasser heiß zu machen und Tee zu kochen. »Er möchte sicher etwas Warmes trinken.«

Als er hereinkam, verriet sein Gesicht nichts. Er bedankte sich für den Tee und schickte dann alle aus der Stube, er habe etwas mit seiner Frau zu besprechen.

Rebekka und Susanna standen in der Küche und lauschten auf die leisen Stimmen, die durch die Tür der Stube drangen, doch sie konnten nicht verstehen, was gesprochen wurde.

»Was wirst du tun, wenn Elias nun auf der Hochzeit besteht?«, fragte Susanna leise.

Rebekka hatte den ganzen Tag darüber nachgedacht.

»Ich glaube nicht, dass er Josua dazu bewegen kann. Aber wenn, dann werde ich die Sache vor den Bischof bringen.«

Susanna riss die Augen auf. »Glaubst du wirklich, er würde es gutheißen, wenn du dich deinem Vater widersetzt?«

»Da weder Josua noch ich diese Verbindung möchten, vielleicht. Ich muss es probieren, eine andere Wahl habe ich nicht.«

Erst nach dem Abendessen sprach ihr Vater das Thema an.

»Elias war sehr erzürnt über Josuas Entscheidung.«

Fragend sah Rebekka ihn an. Er lachte kurz auf.

»Ja, anscheinend hat Josua die Verantwortung übernommen und seinem Vater nichts davon gesagt, dass du diejenige bist, die ihr Wort nicht hält. Elias meinte, er wisse gar nicht, was in seinen Sohn gefahren ist, und wenn ich auf dieser Hochzeit bestünde, würde er ihn zwingen. Ich habe ihm gesagt, dass wohl Einigkeit zwischen dir und Josua besteht.«

Rebekka senkte den Kopf. Es beschämte sie, dass Josua die Schuld auf sich genommen hatte.

»Jedenfalls gilt die Abmachung zwischen euch nicht mehr. Josua wird sich in Bolanden nach einer Frau umsehen.«

Jetzt erst merkte Rebekka, dass sie ihre Hände so fest ineinander verschlungen hatte, dass ihre Fingerknöchel schmerzten. Sie war frei! Nun konnte Daniel um ihre Hand anhalten.

Ihr Vater schien ihre Gedanken zu erraten, er blickte sie scharf an. »Ich möchte Elias und Josua nicht kränken, indem ich sofort einer Hochzeit mit einem anderen Mann zustimme. Aber das ist nicht der einzige Grund, weshalb ich ablehnen werde, sollte Daniel Hochleitner um deine Hand anhalten.«

Sie straffte die Schultern. »Warum? Was hast du gegen ihn? Du selbst hast gesagt, er sei tüchtig und ein nützliches Mitglied der Gemeinde.«

»Das habe ich gesagt. Aber da wusste ich noch nicht, dass er sich nicht scheut, die Augen auf die Braut eines anderen Mannes zu werfen. Das wirft kein gutes Licht auf ihn.«

Ihre Stimme bebte, als sie antwortete: »Ich frage mich, ob du dich erinnerst, wie es ist, jung zu sein und zu lieben. Man kann nichts dagegen tun.«

Zu ihrer Überraschung errötete ihr Vater.

»Kann man wohl«, antwortete er knapp. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie ihre Mutter die Lippen zusammenpresste und den Kopf senkte. »Aber es gibt noch mehr, das gegen Hochleitner spricht. Wir wissen nichts über ihn. Ist dir aufgefallen, dass er nie über seine Familie redet? Er hat nur erzählt, dass sein Vater nicht mehr lebt und seine Mutter sich wieder

verheiratet hat und fortgezogen ist. Er erzählt nie von Geschwistern oder anderen Verwandten.«

»Vielleicht ist er nicht im Guten gegangen«, sagte Rebekka. »Vielleicht gab es Streit? Jedenfalls steht er nicht unter dem Bann, denn dann hätte ihm sein Bischof wohl kein Schreiben mitgegeben.«

»Auch wenn er nicht unter dem Bann steht, irgendetwas stimmt nicht mit ihm. Er ist anders als wir.«

»Ja er kommt aus einer Gemeinde mit anderen Sitten. Aber ich liebe ihn, und ich werde keinen anderen Mann heiraten. Lieber sterbe ich als alte Jungfer.«

»Das sagst du jetzt, wo du erregt und zornig bist. Es hat wenig Sinn, heute Abend weiter darüber zu sprechen. Ich weiß, du glaubst mir nicht, aber ich muss so entscheiden, wie ich es verantworten kann. Geh nun zu Bett.«

Sie starrte ihren Vater an, Tränen liefen über ihre Wangen.

»Du weißt nicht, was du mir antust«, sagte sie, drehte sich um und stürmte aus der Stube.

17. KAPITEL

An einem Montag Ende Oktober ging Daniel zu Caleb Wagner. Er wollte ihn bitten, sich mit ihm die Mühle anzusehen. Caleb baute nicht nur Wagen und erledigte einfache Schmiedearbeiten, er war auch der Zimmermann der Gemeinde. Er selbst kannte sich zwar auch ein wenig aus, denn jeder Müller musste Ahnung vom Zimmern haben, um kleinere Reparaturen selbst durchführen zu können. Doch er wollte eine fachkundige Meinung zum Zustand des Wohnhauses. Das Unglück mit der Treppe war ihm eine Lehre.

Er schritt rasch aus. Sein Knie hatte sich schneller gebessert, als Abraham es erwartet hatte. Er konnte wieder normal laufen, nur bei langen Strecken oder sehr unebenem Gelände schmerzte es ein wenig.

Caleb empfing ihn wohlwollend.

»Das trifft sich gut«, sagte er, als Daniel seine Bitte vorbrachte. »Ich habe letzte Woche den Wagen für die Gerbers fertig gebaut und noch nichts Neues angefangen. Außerdem wollte ich ohnehin bei Joseph vorbeischauen. Das können wir auf dem Rückweg machen.«

Daniel schluckte. Nach dem Besuch ihres Vaters in Bolanden hatte Rebekka sich heimlich zu ihm auf den Baumgartnerhof geschlichen und ihm erzählt, was ihr Vater gesagt hatte. Er hatte sich vorgenommen, am nächsten Samstag bei ihrem Vater vorzusprechen, auch wenn er damit rechnen musste, abgewiesen zu werden. Ihm nun vorher zu begegnen, erfüllte ihn mit Unbehagen.

Das Wetter meinte es gut, Sonne und Wolken wechselten sich ab, und der Wind war für die Jahreszeit überraschend mild. Vor dem Wohnhaus zügelte Caleb das Pferd.

»Das sieht von außen noch sehr gut aus«, sagte er, während er vom Wagen stieg.

»Das dachte ich bei der Scheune auch. Trotzdem ist die Decke runtergekommen.«

»Ich vermute, für die Scheune hat man nicht so hochwertiges Holz genommen. Soweit ich mich erinnere, wurde sie später gebaut. Das hier«, er deutete auf das Fachwerk, »sind Balken aus Eiche.«

Gemeinsam gingen sie durch die Räume. Caleb nickte anerkennend.
»Das ist alles noch stabil. Du kannst die Wände abwaschen und vielleicht neu weißen.«

»Würdest du mir ein paar Möbel bauen? Natürlich bezahle ich dich.«

»Gerne. Im Winter ist das eine angenehme Arbeit. Du hast viel Platz hier.« Calebs Blick wurde prüfend. Dachte er darüber nach, dass es ein Haus für eine Familie war?

»Ich wollte mir die Küche und einen Schlafraum einrichten, damit ich den Winter über hier arbeiten kann. Mit Thomas habe ich schon darüber gesprochen, dass ich nicht mehr für ihn arbeiten werde.«

»Ja, er hat es mir erzählt. Die Leute werden sich freuen, wenn sie ihr Korn nicht mehr beim Obermüller in Mehlingen mahlen müssen. Du wirst viel Hilfe bekommen.«

Daniel presste die Lippen zusammen. Ob das auch so bleiben würde, wenn bekannt wurde, dass er Rebekka heiraten wollte? Darüber hatte er nicht nachgedacht. Aber da Josua und Rebekka sich einig waren, warum sollte man es ihm übelnehmen? Es wurde schließlich von ihm erwartet, dass er sich eine Frau nahm.

Nach dem Wohnhaus zeigte Daniel Caleb die Mühle und das Mahlwerk. Auch hier fand Caleb alles gut in Schuss, ein paar Holzteile am Plansichter würde man ersetzen müssen. Anschließend gingen sie außen herum zum Mühlengraben.

»Ich muss das Mühlenwehr neu bauen, damit ich den Bach stauen kann, für Trockenzeiten.«

»Das ist kein großer Aufwand«, sagte Caleb. »Die Armierungen sehen gut aus, nur das Wehr selbst ist zerbrochen. Du kannst Holz beim Händler in Steinberg kaufen. Er hat gute Ware und macht angemessene Preise.« Er musterte das Rad. »Funktioniert es noch?«

Daniel nickte. »Ich habe das Gerinne ausgebessert. Schau.«

Er ging zum Anfang des Gerinnes und hob das kleine Wehr. Das Wasser füllte das Gerinne, fiel auf das Mühlrad. Langsam begann es sich zu drehen. Vom Rad strömte das Wasser in den Graben, der sich nach einigen Metern wieder mit dem Mühlgraben vereinigte. Aus dem Gebäude drang das Knirschen der Steine.

»Die Mühlsteine laufen. Die Gewinde sind alle noch gut. Wer immer

diese Mühle gebaut hat, er hat sein Handwerk verstanden«, sagte Daniel.

Plötzlich erfüllte ihn Stolz. Die Mühle war nur klein, aber ein Schmuckstück, und sie würde ihm gehören. Zumindest, solange er die Pacht bezahlte.

Zuletzt besichtigten sie die Scheune.

»Hier lohnt es sich nicht, etwas zu reparieren«, sagte Caleb und wies auf die Balken, die überall herumlagen. »Das sind tragende Teile der Decke. Die Statik stimmt nicht mehr. Du müsstest die gesamte Decke abtragen und neu bauen.« Vorsichtig stieg er über ein paar Balken.

»Manches von dem Holz kannst du wiederverwenden.« Er wandte sich zu Daniel. »Du hast großes Glück gehabt, dass du nicht schwerer verletzt wurdest und dass Rebekka dich gefunden hat. Warum war sie überhaupt hier?«

»Sie wollte mir den Brief von Herrn von Mendorff bringen, in dem er bestätigt, dass ich die Mühle betreiben darf.«

»Aha.« Täuschte er sich oder war Calebs Blick plötzlich schärfer, forschender geworden? Hatte Rebekkas Vater mit dem Bischof über ihre Weigerung gesprochen, Josua zu heiraten? Vielleicht war es besser, er kam ihm zuvor und sprach jetzt mit Caleb über diese Angelegenheit. Sobald er um ihre Hand anhielt, wäre es ohnehin nicht länger geheim. Er hatte Caleb als einen umsichtigen, menschenfreundlichen Mann kennengelernt, der seine Schäfchen gut kannte.

»Wenn die Mühle läuft und das Haus bewohnbar ist, brauche ich auch einen Stall, für ein oder zwei Pferde und etwas Vieh. Und außerdem möchte ich gerne einen Wagen von dir kaufen.«

Calebs hellblaue Augen funkelten. »Das klingt ganz so, als wolltest du eine Familie gründen. Da werden sich einige freuen. Manche haben sich schon Gedanken gemacht, weil du gar kein Interesse an den Frauen zu haben schienst. Gibt es denn schon eine, für die du Gefühle hast?«

Daniel stieg über die Balken und ging ins Freie, Caleb folgte ihm.

»Ja, es gibt eine«, sagte Daniel, während sie zum Wagen zurückgingen. »Sie ist auch der Grund, weshalb mich andere Mädchen nicht interessieren. Bisher glaubte ich allerdings, sie wäre für mich unerreichbar.«

Caleb blieb stehen. »Rebekka.«

Verblüfft sah Daniel ihn an. War es Instinkt, Menschenkenntnis, oder hatte sich die Trennung von Rebekka und Josua schon im Dorf herumgesprochen?

»Woher weißt du ...?«

Caleb zuckte mit den Schultern. »Ich beobachte meine Gemeinde, ich höre, was geredet wird, ich denke mir meinen Teil. Aber Joseph war auch bei mir, um sich Rat zu holen.

Ich sage es dir ehrlich, es ist nicht gut, wenn getroffene Verabredungen nicht eingehalten werden. Darauf liegt kein Segen. Aber auf einer erzwungenen Ehe liegt auch keiner – das ist meine persönliche Meinung. Deshalb habe ich Joseph dazu geraten, nicht auf dieser Heirat zu bestehen.«

»Rebekka hat mir vom ersten Augenblick an gefallen, und am Anfang wusste ich nichts von Josua, das habe ich erst im September erfahren. Danach habe ich mich zurückgehalten und versucht, jede Begegnung mit ihr zu vermeiden.«

»Ja, auch das ist mir aufgefallen. Es spricht für dich, dass du nicht versucht hast, Rebekka ihrem zukünftigen Mann abspenstig zu machen. Trotzdem fürchte ich, wird Joseph es nicht mit Wohlwollen sehen, wenn du um ihre Hand anhältst.«

»Das fürchte ich auch. Trotzdem werde ich es tun. Sie und ich sind uns einig.«

»Mach dich darauf gefasst, dass er Nein sagen wird.«

»Dann werde ich abwarten und ihn später noch einmal fragen.«

»Und eine andere kommt nicht in Betracht?«

Daniel schüttelte den Kopf. »Nein. Rebekka oder keine. Sie ist die richtige Frau für mich. Und ich kann warten.«

Insgeheim hatte er gehofft, dass Caleb ihm seine Unterstützung anböte.

»Als Bischof kann ich das nicht gutheißen«, sagte er. »Als Mensch aber verstehe ich dich. Für mich gab es auch nur Lea, ich hätte keine andere Frau gewollt. Allerdings war sie frei und ihre Eltern einverstanden.« Als er weitersprach, wurde seine Stimme streng. »Es verstößt gegen die Ordnung, wenn das Mädchen ihrem Vater trotz und ihren Kopf durchsetzen will.«

Es zeigte ihren Mut, dachte Daniel, doch er nickte. »Vielleicht kann ich Joseph überzeugen. Ich weiß, er will nur das Beste für seine Kinder.«

Ein Lächeln glitt über Calebs Gesicht. »Vielleicht. Und nun lass uns zurückfahren.«

An der Weggabelung zu dem Hof der Lehmanns stieg Daniel vom Wagen. »Joseph wird nicht erfreut sein, mich heute zu sehen. Ich laufe zum Baumgartnerhof.«

Daniel wartete bis zum darauffolgenden Samstag. Dann zog er sein weißes Hemd und seinen Sonntagsanzug an, setzte den Hut auf und ging zum Hof der Lehmanns. Auf sein Klopfen öffnete Susanna. Verblüfft sah sie auf seinen Sonntagsstaat, dann lächelte sie.

»Daniel, schön, dich zu sehen.« Sie sprach lauter als nötig. Kurz wunderte er sich darüber, doch dann sah er, dass Rebekka oben an der Treppe erschien und herunterspähte.

»Ich möchte bitte mit deinem Vater sprechen«, sagte er zu Susanna.

Rebekka winkte ihm verstohlen zu und zog sich wieder zurück. Susanna bat ihn in die Stube, fragte, ob sie etwas zu essen oder zu trinken anbieten könne.

»Nein danke.« Sein Magen war ebenso zugeschnürt wie seine Kehle. Er bekäme ohnehin nichts herunter.

»Ich hole ihn«, sagte Susanna. Sie ging und lehnte die Tür an.

Er wartete, drehte den Hut in den Händen und ging auf und ab. Dabei schüttelte er innerlich den Kopf über sich selbst. Als Soldat war er oft genug vom Tode bedroht gewesen. Doch vor keiner Schlacht, noch nicht mal vor Waterloo, war er so nervös gewesen wie jetzt, wo er einen Täufer um die Hand seiner Tochter bitten wollte. Wenn ihm das jemand vor einem Jahr erzählt hätte ...

Die Haustür knarrte.

»Er wartet in der Stube«, sagte Susanna.

Danach hörte er Josephs schwere Schritte. Hastig räusperte Daniel sich, strich die Hose glatt und nahm die Schultern zurück.

Joseph betrat den Raum, in seine Arbeitshose und ein schlichtes Hemd gekleidet. Susanna schloss die Tür hinter ihm. Daniel hätte seine Mühle darauf verwettet, dass Rebekka und Susanna, vielleicht sogar Sarah, an

der Tür standen und lauschten.

»Guten Abend, Daniel.« Es klang nicht unfreundlich, und auch sein Blick war es nicht.

»Guten Abend, Joseph«, gab Daniel zurück. Obwohl er sich geräuspert hatte, klang seine Stimme belegt.

Jetzt erst schien Joseph seine förmliche Kleidung zu bemerken, er zog die Augenbrauen zusammen. »Was führt dich zu mir?«

Daniel wollte sich verneigen, doch dann fiel ihm ein, dass die Ammannleit sich nur vor Gott neigten.

»Ich bitte dich um die Hand deiner Tochter Rebekka.«

Jegliche Freundlichkeit verschwand aus Josephs Miene. »Es tut mir leid, aber die Antwort ist Nein.«

Immerhin drehte er sich nicht sofort um und ließ ihn stehen, sondern gab ihm Gelegenheit zu antworten.

»Darf ich fragen, warum nicht?« Daniel legte so viel Ehrerbietigkeit in seine Stimme, wie er konnte. »Was spricht gegen mich? Ich werde die Mühle bald in Betrieb nehmen können und dann in der Lage sein, für eine Familie zu sorgen. Bischof Wagner, Thomas Baumgartner und Markus Lehmann helfen mir beim Wiederaufbau.«

»Ich bezweifle nicht, dass du in der Lage sein wirst, eine Familie zu ernähren. Doch ich möchte meine Tochter keinem Mann anvertrauen, der sich nicht scheut, einem anderen die Braut abspenstig zu machen.«

»Das habe ich nicht böswillig getan. Ja, ich gebe zu, als ich hierherkam, hat Rebekka mir gleich von allen Mädchen am besten gefallen, doch auch da habe ich sie nicht umworben, weil ich noch nicht wusste, wovon ich leben werde. Aber mit der Zeit habe ich mich in sie verliebt. Dann erst erfuhr ich, dass sie versprochen war. Ich war sehr enttäuscht, doch ich habe keinen Versuch unternommen, ihr nahezukommen. Da wusste ich noch nicht, dass sie meine Gefühle erwiderte.«

»Irgendwann musst du ihr nahe genug gekommen sein, oder willst du mich glauben lassen, meine Tochter wäre zu dir gekommen, um dir ihre Liebe zu gestehen?«

»Nein, das hat sie nicht getan. Aber man spürt, wenn zwei Herzen im gleichen Takt schlagen. Ich habe es gespürt und Rebekka auch.«

Josephs Blick war ausgesprochen grimmig. »Dann hättest du sie darauf

hinweisen müssen, dass so etwas nicht rechtens ist.«

»Das hätte ich vielleicht tun müssen. Aber wir sind uns einig. Sie hätte Josua auch nicht geheiratet, wenn ich mich abgewendet hätte. Du weißt, dass sie einen starken Willen hat.«

»Es gibt noch mehr Gründe, die gegen dich sprechen. Wir wissen kaum etwas über dich. Du kommst aus Hessen, du erzählst nie von deiner Familie, deiner Gemeinde.«

Daniel hatte das Gefühl, dass Joseph die Argumente ausgingen. Er wollte ihn nicht als Schwiegersohn, wahrscheinlich, weil er Josua sehr gern hatte. Allerdings stimmte das, was er jetzt sagte. Er hatte natürlich vermieden, über seine angebliche Familie zu reden, aus Angst, sich zu verraten.

»Es ist wahr, ich rede nicht oft über mich. Meine Mutter hat immer gesagt, man solle nicht von sich erzählen, wenn man nicht gefragt wird. Jedoch kannst du mich fragen, was du wissen willst.«

Joseph fragte nichts. Er schüttelte nur den Kopf.

»Wenn ich zu neu hier bin, bin ich bereit zu warten, bis ihr mich alle besser kennt.«

»Du solltest dir eine andere Frau suchen.«

Daniel lächelte. »Das werde ich nicht. Rebekka oder keine.«

Joseph brummte. »War das alles, was du von mir wolltest?«

»Das war alles.«

»Dann wünsche ich dir noch einen schönen Abend.« Er ging zu Tür und öffnete sie.

»Den wünsche ich dir auch«, erwiderte Daniel und verließ die Stube. Aus dem Augenwinkel sah er dunkle Röcke am Ende der Treppe. Nun, somit wusste Rebekka, dass er um sie angehalten hatte.

Auf dem Heimweg dachte er nach. Dank dem Gespräch mit Bischof Wagner traf ihn Josephs Antwort nicht unvorbereitet. Er würde die Mühle weiterbauen und abwarten. Rebekka hatte Mut und, wie er inzwischen wusste, einen eisernen Willen. Wenn sie nicht nachgäbe, würde Joseph es irgendwann tun. Er brauchte nur Zeit. Zumindest hoffte Daniel das.

Ein paar Tage später erzählte ihm Thomas, dass bei den Krebühls in

Steinberg ein Pferd zum Verkauf stand. Daniel fragte Caleb, ob er es sich mit ihm ansehen könnte. Er selbst kannte sich mit Pferden nicht besonders gut aus.

»Eigentlich solltest du Joseph fragen«, sagte Caleb. »Er weiß mehr über die Tiere als ich.«

Daniel lächelte. »Joseph hat mir auf meine letzte Frage mit Nein geantwortet. Ich glaube, er wäre nicht erfreut, wenn ich ihn darum bäte.«

»Du hast um Rebekkas Hand angehalten?«

Daniel nickte.

»Ich hab's dir ja gesagt, dass er Nein sagen wird.«

»Ich habe Zeit. Irgendwann ändert er seine Meinung. Wirst du mich also beraten?«

Caleb grinste. »Wir werden sehen, wer von euch beiden den längeren Atem hat. Ja, ich sehe mir das Pferd an. Heinrich Krebühl ist ein guter Züchter, es haben schon einige von uns bei ihm gekauft.«

»Ist er einer von den Weltlichen?«

»Nein, er ist Mennonit.«

So fuhren sie zusammen zum Krehbühlerhof.

Das Pferd war ein hochbeiniger mittelbrauner Wallach mit schwarzer Mähne und Schweif. Eher ein Renner als ein Arbeitspferd.

»Er ist eingefahren, er zieht dir jede Kutsche«, erklärte Heinrich Krebühl. »Eingeritten ist er natürlich auch. Er heißt Tristan.«

Caleb besah sich das Tier genau, prüfte die Beine, die Gelenke, ließ Daniel aufsitzen und alle Gangarten reiten.

»Das ist ein guter Gaul, den kannst du kaufen«, lautete sein Urteil. »Ich bau dir den passenden Wagen für ihn.«

Daniel kaufte ihn und auch gleich Sattel und Zaumzeug dazu.

Jetzt konnte er zur Mühle reiten. Morgens nach dem Melken und dem Frühstück sattelte er Tristan, packte eine Brotzeit ein und ritt los. Wenn er am Gemüsegarten des Schwarzbacherhofs vorbeikam, hielt er Ausschau nach Rebekka, doch sie war nie draußen. Manchmal hatte er allerdings das sichere Gefühl, dass sie ihn vom Haus, vielleicht vom Küchenfenster aus sah, und dann hob er die Hand und winkte.

Zunächst reparierte er das Mühlenwehr. Noch arbeitete er alleine, auf den Höfen wurde Anfang November geschlachtet und gewurstet. Das Wehr funktionierte, er konnte den Bach stauen, und allmählich füllte sich der alte Weiher wieder mit Wasser. Nun halfen ihm Thomas und Calebs Sohn Ruben, das Gerinne neu zu bauen.

Ab Mitte November wurde das Wetter richtig schlecht. Ein kalter Wind peitschte den Regen gegen die Fenster, heulte um das Haus. Daniel dichtete die Fenster ab und weite die Wände. Caleb hatte in der Gemeeh um Möbelspenden für ihn gebeten, und nun besaß er ein Bett von den Gerbers, Tisch und Stühle von den Lapps. Caleb hatte die Bank in der Stube repariert und baute ihm einen Schrank.

Zu seiner Verblüffung stand eines Tages Samuel mit dem Wagen an der Mühle und brachte ihm einen mittelgroßen Topf, eine Schüssel, zwei Tassen und einen Krug. Dinge, die er gut gebrauchen konnte. Verwundert sah er den Jungen an und wusste nicht, was er sagen sollte.

»Mein Vater sagt, jeder muss helfen, wenn die Ältesten es sagen.«

»Richte deinem Vater meinen Dank aus. Ich weiß seine Geschenke zu schätzen.«

Kurz dachte er darüber nach, dem Jungen eine Nachricht an Rebekka mitzugeben, doch dann entschied er sich dagegen. Wenn es Susanna gewesen wäre, hätte er nicht gezögert, jedoch bei Samuel war er nicht sicher, ob der ihn nicht bei Joseph verpetzen würde. Er musste Geduld haben, auch wenn es ihm schwerfiel. Immerhin hatte er seine Mühle, die ihn ablenkte. Für Rebekka musste es ungleich schwerer sein.

18. KAPITEL

Rebekka hatte mit ihrem Vater gestritten. Zum ersten Mal, nachdem er ihr gesagt hatte, dass er Daniels Antrag abgelehnt hatte. Und zum zweiten Mal, als Daniel nach dem Liebesmahl der letzten Gemeeh keine Anstalten gemacht hatte, nach Hause zu gehen. Daraufhin hatte Joseph ihr verboten, zum Singen zu bleiben. Er hatte sie mit ihren eigenen Argumenten geschlagen. Sie habe ja selbst gesagt, dass sie nicht heiraten werde, wenn sie Daniel nicht bekomme, also brauche sie auch nicht bei den jungen Leuten zu sitzen.

Sie war unglücklich, es war das erste Mal in ihrem Leben, dass sie Zwist mit ihrem Vater hatte. Und sie spürte, dass er auch darunter litt. Er wollte wirklich nur ihr Bestes, das wusste sie.

Seit der letzten Gemeeh vor zwei Wochen hatte sie Daniel nicht mehr gesehen. Sie wusste von Ruben, dass er jetzt in der Mühle wohnte. Ruben half ihm beim Umbauen, er fuhr jeden Tag an ihrem Hof vorbei zur Mühle. Sie spielte mit dem Gedanken, ihn anzusprechen und Daniel eine Nachricht überbringen zu lassen. Doch Ruben war der Sohn des Bischofs, und sie wagte es nicht.

Der Dezember kam. Ihre Mutter, Susanna und sie backten süßes Brot mit getrockneten Früchten, Plätzchen aus Mehl, Butter und Nüssen. Ihr Vater und Samuel reparierten die Geräte, die sie im nächsten Frühjahr brauchten, um das Land zu bestellen. Ansonsten war für die Männer wenig zu tun, außer, sich um das Vieh zu kümmern.

Es war die traurigste Vorweihnachtszeit, die Rebekka je erlebt hatte. Susanna hatte ihre Fröhlichkeit verloren, und nachdem bekanntgegeben worden war, dass Gideon und Deborah in der Woche vor Weihnachten heiraten würden, zog sie sich noch mehr in sich selbst zurück. Ihr Vater war schweigsam, und ihre Mutter kränkelte ein wenig. Rebekka fühlte sich wie eine Fremde in ihrer Familie. Niemand sprach je über Daniel, also tat sie es auch nicht, obwohl er Tag und Nacht ihre Gedanken und ihr Herz ausfüllte. Dass sie über das Wichtigste in ihrem Leben nicht reden durfte, machte sie unglücklich.

Weihnachten kam näher. Es war kalt, der Schwarzbach trug Eis an den Rändern, der Mühlenweiher war zugefroren. Daniel hatte das Gerinne leer laufen lassen, um Eisschäden zu vermeiden. Er arbeitete nun drei Tage der Woche bei Thomas und schlief an diesen Tagen auch wieder im Großvaterhaus und aß mit den Baumgartners. An den anderen Tagen ging er zu Caleb. Er hatte ihm erlaubt, seine Werkstatt zu benutzen, um Möbel zu bauen. Von Johanna Graber, einer Witwe, die sich ihren Lebensunterhalt mit Schneiderei verdiente, ließ er sich eine Hose, zwei Hemden und eine Jacke nähen. Die Sachen, die Martha Baumgartner für ihn geändert hatte, waren mittlerweile abgetragen. Er hatte immer noch überraschend viel Geld. Alles, was er brauchte, hatte er bisher erarbeitet. Doch nun musste er Holz kaufen und die Leute bezahlen, die ihm halfen.

Gern hätte er Rebekka etwas geschenkt, aber er wusste nicht, ob das üblich war. Die Ammannleit trugen keinen Schmuck, keine schönen Tücher, keine Käämme im Haar, und ihre Gebrauchsgegenstände waren zweckmäßig und schlicht. Als er zur Anprobe bei Johanna war, fiel ihm ein ausgesprochen schöner Fingerhut in ihrem Nähkasten auf. Er war aus Metall und mit fein ziselierten Ornamenten verziert. Er fragte, ob er ihn einmal ansehen dürfe.

»Sicher«, sagte Johanna und legte ihm den Fingerhut auf die Handfläche.

»Er ist schön. Woher hast du ihn?«

»Mein Mann hat ihn mir geschenkt, als er mir seinen Antrag gemacht hat. Man schenkt seiner Auserwählten etwas Nützliches – aber das weißt du ja.«

Das hatte er nicht gewusst, aber nun war ihm klar, womit er Rebekka eine Freude machen konnte. Er musste ohnehin nach Mehlingen, sobald das Wetter besser war, um Säcke und Lederriemen für das Beutelwerk zu besorgen. Außerdem brauchte er Seile, die in der Mühle waren alt, und er traute ihnen nicht.

In Mehlingen wollte er einen Fingerhut für sie kaufen. Dagegen konnte eigentlich noch nicht mal Joseph etwas sagen. Wie feierten die

Ammannleit überhaupt Weihnachten? Beschenkten sie sich auch? Wie sollte er das herausfinden, ohne sich zu verraten?

Doch zunächst einmal sollte die Hochzeit von Gideon und Deborah stattfinden. Daniel war gespannt, wie bei den Ammannleit Hochzeit gefeiert wurde, und hoffte darauf, dass er ein paar Worte mit Rebekka wechseln konnte. Bisher schien ihr Vater seinen Sinn nicht geändert zu haben. Rebekka allerdings auch nicht.

Zu seiner Verwunderung fand die Hochzeit an einem Donnerstag statt, nicht am Samstag oder Sonntag, wie er es kannte. Beim letzten Gottesdienst Anfang Dezember hatte Caleb Wagner die Verbindung zwischen Gideon Lapp und Deborah Beiler ausgerufen und gefragt, ob Deborah in dieser Gemeinde willkommen sei. Niemand hatte widersprochen. Susannas Gesicht war unbewegt gewesen, Rebekka hatte Gideon einen zornfunkelnden Blick zugeworfen und den Kopf gesenkt. Daniel lächelte bei der Erinnerung.

Er spannte Tristan vor den Wagen, den er mittlerweile von Caleb gekauft hatte, und machte sich an diesem Donnerstag auf den Weg zu den Lapps. Auf deren Hof standen die Wagen dicht an dicht, einige der älteren Kinder aus der Nachbarschaft versorgten die Pferde.

Daniel betrat die Scheune, in der der Gottesdienst stattfinden sollte. Wie bei der Gemeeh saßen die Frauen rechts, die Männer links. Er entdeckte Rebekka und Susanna in der hintersten Reihe, obwohl vor ihnen noch Plätze frei waren. Er nickte ihnen zu. Rebekka schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. Susanna war nicht mehr ganz so blass wie bei der Ausrufung, sie trug den Kopf hoch, und auf ihrem Gesicht lag der Ausdruck trotziges Stolzes.

Während er zu seinem Platz ging, suchte Daniel nach Gideon und Deborah. Sie saßen nebeneinander in der ersten Reihe. Deborah trug ein schwarzes Kleid und eine weiße Haube, Gideon seine Sonntagskleidung.

Daniel setzte sich auf den ersten freien Platz, neben Benjamin Joder, der ihn freundlich begrüßte. Kurz danach kam Michael, Elisabeths Mann, und setzte sich neben ihn.

Caleb Wagner begrüßte die Gemeinde wie bei jeder Gemeeh, dann bat er das Brautpaar aufzustehen. Seine Worte entsprachen der

Trauungszeremonie, wie Daniel sie kannte. Caleb fragte Gideon und Deborah, ob sie bereit seien, ein ganzes Leben lang nach christlicher Ordnung Mann und Weib zu sein, in guten und bösen Tagen, in Gesundheit und Krankheit, Liebe und Leid miteinander zu tragen, bis dass der Tod sie scheide.

Daniel wandte sich um und sah hinüber zu den Frauen. Rebekka erwiderte seinen Blick, den Kopf hoch erhoben, ohne darauf zu achten, ob es jemand bemerkte. Ihre Mutter, die neben ihr saß, schüttelte den Kopf und stieß sie mit dem Ellbogen in die Seite, doch Rebekka senkte ihre Augen nicht, sondern blickte ihn weiterhin an, und auch Daniel achtete auf niemanden. In diesem Augenblick gab es nur sie beide. Stumm gaben auch sie sich das Versprechen, das Gideon und Deborah vor der Gemeinde ablegten.

Bei der anschließenden Feier im leer geräumten Haus der Lapps saßen Gideon und Deborah bei ihren engsten Verwandten, vor ihnen ein Tisch mit diversen Köstlichkeiten. Daniel wollte sich wie üblich zu den Männern gesellen, als Ruben ihn am Arm packte.

»Du gehörst heute zu den Newwehockern.«

Diesen Ausdruck hatte er noch nie gehört. Er ließ sich zu einem Tisch in der Nähe des Brautpaars ziehen.

Zu seiner Überraschung saßen die jungen Frauen und Männer einander nicht gegenüber, wie beim Singen, sondern paarweise nebeneinander. Lukas Schmucker neben Ruth Gerber, Johanna Wagner neben Benjamin Gerber, Maria Wagner neben Jakob Graber. Susanna saß alleine. Wenn ihn nicht alles täuschte, saßen hier nicht nur die, die schon bald heiraten würden, sondern es fanden sich auch die zukünftigen Paare. Kurzerhand packte er Rubens Arm, zog ihn zum Tisch und schob ihn neben Susanna. Ruben sträubte sich nur kurz, dann ließ er sich neben ihr nieder und lächelte sie verlegen an. Sie erwiderte sein Lächeln etwas gezwungen.

Daniel sah sich um. Rebekka stand noch und sprach mit Anna Eberly. Er wartete, bis sie seinen Blick bemerkte, dann setzte er sich. Einen Augenblick später saß sie neben ihm. Den erstaunten Blicken der anderen begegnete sie mit hoherhobenem Kopf. Zunächst waren alle

mit Essen beschäftigt, was so manchem über die erste Verlegenheit hinweghalf. Johanna und Benjamin plauderten völlig unbefangen, Maria hatte hochrote Wangen und kicherte albern, als Jakob sie fragte, ob ihr das Essen schmecke.

Daniel spürte Rebekka neben sich. Er hatte ihr so viel zu sagen, doch nichts davon war für die Ohren der jungen Leute um sie herum bestimmt. So suchte er nach einem unverfänglichen Thema, doch sein Kopf schien wie leer gefegt.

Ruben schien es ebenso zu gehen. Er schaufelte das Essen in sich hinein, als wäre es die letzte Mahlzeit in seinem Leben, und sah stur auf die Schüssel vor sich.

Schließlich brach Rebekka das Schweigen. »Ich habe gehört, dass du die Mühle in Betrieb genommen hast.«

»Ja, seit Anfang des Monats haben schon einige ihr Korn zum Mahlen gebracht.«

»Mein Vater hat letzte Woche einen Sack Weizen mahlen lassen«, sagte Ruth und lächelte ihn an. »Mutter sagt, das Mehl sei viel feiner als das vom Obermüller.«

»Danke sehr«, erwiderte er. »Es freut mich, dass ihr zufrieden seid.«

»Also funktioniert alles so, wie du es möchtest?«, fragte Rebekka. Er sah sie an.

»Nicht alles. Es gibt ein paar Dinge, die ich mir anders vorgestellt habe. Aber daran arbeite ich. Es braucht halt Geduld.«

Ihr Lächeln zeigte ihm, dass sie die Botschaft hinter seinen Worten verstanden hatte.

Unauffällig schob er sein Bein näher an sie, bis ihre Knie sich berührten, dann tippte er mit seiner Fußspitze auf ihren Fuß und zwinkerte sie an. *Winken mit den Äugelein und treten auf den Fuß*. Sie schlug die Augen nieder und senkte den Kopf, doch er konnte sehen, dass sie sich das Lachen verbiss.

Auch die anderen am Tisch befragten ihn jetzt zur Mühle, wollten wissen, wie es ihm dort ging. Er erzählte, dass er die Mühle zurzeit wegen des Frostes stillgelegt hatte. Auch Ruben sprach inzwischen begeistert über die Zeit, als er Daniel mit der Mühle geholfen hatte und dass die Mühlentechnik viel verzwickter sei, als er es sich vorgestellt

hatte. Während der ganzen Zeit war Daniel sich der Berührung von Rebekkas Bein bewusst. Er spürte die Wärme ihres Körpers, nicht nur an seinem Bein, sondern an seiner ganzen linken Seite, als säße er neben einem Ofen.

Diese harmlose Berührung entfachte eine ungeheure Sehnsucht danach, sie in die Arme zu nehmen, sie zu küssen, zu streicheln, ja, sie zu lieben, dass es beinahe schmerzte. Weder Charlotte noch die Mädchen, die er als Soldat kennengelernt hatte, hatten es mit ihren doch viel freizügigeren Liebkosungen geschafft, ein solches Verlangen in ihm zu wecken.

Unauffällig ließ er die linke Hand auf die Bank fallen und tastete nach ihrer. Eine Zeit lang hielten sie einander unter dem Tisch an den Händen, während sie sich unterhielten. Dabei war ihm sehr wohl bewusst, dass Rebekkas Eltern immer wieder zu ihnen herübersahen. Aber auch andere Eltern beobachteten genau, welche Paare sich gebildet hatten, und am Tisch der Frauen steckten die Älteren immer wieder die Köpfe zusammen.

Lachend wies Johanna mit dem Kinn auf die tuschelnden Frauen.

»Das Schöne an Hochzeiten ist, dass sie danach für mindestens eine Woche Gesprächsstoff haben. Und im nächsten Frühjahr wird genau geschaut, welche Familie besonders viel Sellerie pflanzt.«

Sellerie schien eine besondere Rolle bei Hochzeiten zu spielen, er war fast in jedem Gericht enthalten, und statt Blumen oder anderen Schmucks standen Selleriestauden in Vasen auf dem Tisch. Schade, dass er niemanden fragen konnte, was es damit auf sich hatte.

Schließlich war die Feier zu Ende. Im allgemeinen Abschiedstrubel nahm er Rebekkas Hand und legte den Fingerhut hinein.

»Ich habe ihn in Mehlingen gekauft und hoffe, er gefällt dir.«

Verzückt starrte Rebekka auf den kleinen Gegenstand in ihrer Handfläche. »Er ist wunderschön. Ich danke dir.«

19. KAPITEL

Weder ihr Vater noch ihre Mutter erwähnten die Tatsache, dass Daniel ihr »Newwehocker« gewesen war. Sie sprachen überhaupt nicht über ihn und benahmen sich, als wäre er gemieden. Immerhin hatten sie ihn auf der Hochzeit höflich, aber kühl begrüßt. Dagegen freuten sie sich sehr, als Susanna erzählte, dass sie Ruben nett finde und sich gut mit ihm unterhalten habe.

Rebekka gönnte ihrer Schwester von Herzen, dass sie wieder Freude am Leben hatte, und außerdem mochte sie Ruben sehr. Abends im Bett redeten sie über die beiden Männer.

Ansonsten war Rebekka schweigsam und zog sich zunehmend in sich selbst zurück. Ihre Sehnsucht nach Daniel wuchs, doch sie hatte keinen Grund, zur Mühle oder zu den Baumgartners zu gehen, und damit keinen Vorwand, ihn zu treffen.

In der Woche vor Weihnachten saß Rebekka abends mit Susanna und ihrer Mutter am großen Tisch in der Stube. Sie stopften Strümpfe, und Rebekka benutzte den Fingerhut, den Daniel ihr geschenkt hatte.

Ihre Mutter blickte von der Steppdecke auf, an der sie nähte. »Das ist keiner von meinen Fingerhüten?«

Sie sah ihrer Mutter offen ins Gesicht. »Nein. Den hat Daniel mir geschenkt.«

Es gab keinen Grund, sich für dieses Geschenk zu schämen oder es zu verheimlichen. Und vielleicht konnte sie ihre Eltern dazu bringen, nicht mehr so zu tun, als gäbe es Daniel nicht.

Ihre Mutter schüttelte nur den Kopf und schwieg. Ihr Vater allerdings nicht. »Hältst du immer noch an diesem Mann fest?«

»Ja. Ich werde entweder ihn zum Mann nehmen oder gar nicht heiraten. Ich kann warten.«

Er blickte sie lange an. »Ich auch.«

Rebekka senkte den Kopf und fuhr mit ihrer Arbeit fort. Es hieß, jedes Ereignis, alles auf der Welt habe seine Zeit. Ihre und Daniels Zeit würde kommen.

Etwas später legte sie die Stopfsachen zur Seite und stand auf. »Ich gehe zu Bett. Gute Nacht.«

Leise schloss sie die Tür hinter sich und wollte die Treppe hinaufgehen, da hörte sie die Stimme ihrer Mutter.

»Ich weiß nicht, ob es klug ist, wie du in dieser Sache handelst, Joseph. Es gibt doch nicht wirklich etwas gegen Daniel Hochleitner einzuwenden.«

Rebekka hielt inne und lauschte.

»Wir wissen fast nichts über ihn«, sagte ihr Vater. »Jakob Schmucker hat erzählt, er habe ihn seltsame Lieder singen hören, wenn er sich unbeobachtet glaubt.«

»Jakob hat grundsätzlich an allem und jedem etwas auszusetzen, das weißt du. Caleb Wagner scheint jedenfalls viel von Daniel zu halten, sonst würde er Ruben nicht erlauben, bei ihm in der Mühle zu arbeiten.«

»Bist du etwa in dieser Sache gegen mich, Sarah?«

»Du weißt, dass ich deine Entscheidungen noch nie angezweifelt habe. Doch jetzt ... Merkst du denn nicht, wie unsere Tochter sich verändert hat? Sie war doch nie so halsstarrig. Sie hat ohne unser Wissen und unsere Erlaubnis mit Josua gesprochen und die Verabredung mit ihm gelöst, obwohl das gegen die Ordnung ist. So etwas hätte ich nie von ihr erwartet.«

»Daran siehst du, wie verderblich der Einfluss ist, den dieser Mann auf sie hat. Niemals hätte sie sich von sich aus gegen ihre Eltern gestellt. Das ist seine Schuld. Mit der Zeit wird sie merken, dass er nicht der richtige Mann für sie ist.«

»Das glaube ich nicht. Verstehst du nicht, sie hat diesen Mann so lieb, dass sie eher eine alte Jungfer werden will, als von ihm zu lassen. Wer kann wissen, was den beiden in ihrer Verzweiflung noch einfällt, wenn sie einander nicht bekommen?«

»Was willst du damit andeuten?« Empörung und Erschrecken lagen in der Stimme ihres Vaters.

»Es gab immer wieder Menschen, die die Gemeinde verlassen haben, weil sie keinen anderen Weg sahen.«

»Doch nicht Rebekka! Das tut sie nicht. Ich kenne sie.«

»Ich dachte auch, dass ich sie kenne ...«, sagte ihre Mutter. »Vielleicht

solltest du darüber nachdenken, warum du so gegen diese Verbindung bist. Ich weiß, Josua ist für dich beinahe wie ein Sohn. Aber weil du ihn liebst, muss Rebekka ihn nicht lieben.«

Rebekka hörte den Stuhl über den Boden scharren. Rasch wandte sie sich um und hastete die Treppe hinauf.

In den nächsten Tagen machte ihr Vater nicht den Eindruck, als hätte er seine Meinung geändert. Er sprach nach wie vor nicht über Daniel. Er war nie unfreundlich zu ihr, im Gegenteil, an den langen Winterabenden sprach er viel von früher. Es schien ihr, als wolle er die alten Zeiten, in denen nichts zwischen ihnen gestanden hatte, aufleben lassen. Aber sie konnte nicht so tun, als wäre alles wie früher, so sehr sie auch selbst an dem stummen Kampf mit ihrem Vater litt. Eigentlich liebte sie die kurzen Tage und langen Nächte vor Weihnachten. Es gab wenig zu tun auf dem Hof, ihr Vater saß in seinem Stuhl in der Stube und erzählte von seiner Familie, die aus der Schweiz gekommen war, oder las aus der Bibel vor. Als kleines Kind hatte sie oft auf seinem Schoß gesessen, er hatte ihr Tiere aus Holz geschnitzt, ein Pferd, eine Kuh, sogar einen Hund, so wie er es jetzt für seine Enkel machte. Dabei hatte er oft gelacht und gescherzt. Das tat er jetzt gar nicht mehr. Er war still und in sich gekehrt, aber hinter seiner Ruhe spürte sie, dass er fest entschlossen war, Daniel weiterhin nicht als Schwiegersohn anzuerkennen.

Ungeweinte Tränen brannten in ihren Augen, wenn sie sich an die alten Zeiten erinnerte. Jeden Tag dachte sie, dass sie fast alles dafür täte, damit es zwischen ihr und ihrem Vater wieder so wie früher wäre – nur eines nicht. Sie würde nicht von Daniel lassen.

Am Samstag vor dem Weihnachtstag kam Daniel auf den Hof und bat um Einlass. Er trug seinen Sonntagsanzug. Höflich begrüßte er ihre Mutter, Susanna und sie, dann fragte er, ob er mit ihrem Vater sprechen könne.

Joseph stand in der Tür zur Stube und musterte ihn grimmig. »Ich glaube, ich weiß, was du fragen willst, Daniel Hochleitner. Die Antwort habe ich dir vor Wochen schon gegeben. Sie lautet Nein, ich werde dir meine Tochter nicht geben.«

Rebekka ballte die Fäuste. Also hatten auch die Einwände ihrer Mutter nichts genutzt. Dabei hatte sie so sehr gehofft, dass ihr Vater es sich

vielleicht anders überlegt hätte.

»Ich weiß nicht, womit ich deinen Unmut erregt habe, Joseph, außer damit, dass ich mich in Rebekka verliebt habe.«

»Du hast sie zum Ungehorsam verleitet und dazu, gegen die Ordnung zu verstoßen.«

Rebekka konnte sich nicht mehr zurückhalten. »Er hat mich nicht verleitet! Es war mein Entschluss, dass ich Josua nicht heiraten will. Daniel hat mich zu nichts gedrängt.«

»Da! Das zeigt, was aus dir geworden ist«, fuhr ihr Vater sie an. »Du widersprichst mir vor den Leuten, du bist trotzig. Du bist keine gute Tochter mehr. Nein, schweig und geh auf dein Zimmer!«

Rebekka stürmte die Treppe hinauf und warf die Tür hinter sich zu. Schluchzend sank sie aufs Bett, alle Tränen, die sie in den letzten Tagen zurückgehalten hatte, flossen nun, sie konnte gar nicht mehr aufhören zu weinen.

Dieses Weihnachten wurde zum traurigsten, das sie je erlebt hatte. Die Andacht am fünfundzwanzigsten Dezember fand im Haus des Bischofs statt. Rebekka ließ es sich nicht nehmen, vor Beginn der Gemeeh Daniel zu begrüßen, der mit den Baumgartners kam. Ihre Eltern konnten nichts dagegen sagen, es war nur höflich.

»Ich wünsche euch gesegnete Weihnachten«, sagte sie, als sie zu ihnen trat.

»Das wünschen wir dir und deiner Familie auch«, antwortete Thomas.

Rebekka wandte sich an Daniel. »Wie geht es dir an deinem ersten Weihnachten in der Fremde? Vermisst du deine Familie sehr?«

Ein Schatten glitt über sein Gesicht. »Ja. Ich vermisse sie, vor allem meine Schwester. Aber zum Glück waren Thomas und Martha so freundlich, mich einzuladen, mit ihnen zu feiern. Alleine in der Mühle wäre es doch zu traurig gewesen.«

Thomas und Martha gingen, um die Gerbers zu begrüßen, Daniel blieb.

»Wie geht es dir?«, fragte er leise. »Du bist sehr blass.«

Schon wieder wollten ihr die Tränen in die Augen steigen. Noch nie hatte sie so viel geweint wie in den letzten Tagen.

»Es geht ganz gut. Es ist nur alles so bedrückend zu Hause.«

Sie schluckte und erzählte ihm von dem Gespräch zwischen ihren Eltern, das sie belauscht hatte.

»Ich hatte gehofft, dass Vater seine Meinung danach vielleicht ändert, doch er tut es nicht.«

»Vielleicht hilft es, wenn er merkt, dass ich mir keine andere Frau suche, wie er es mir geraten hat. Wir brauchen Geduld. Ich bin sicher, mit der Zeit wird er seine Vorbehalte aufgeben.«

Sie war ihm dankbar, dass er nicht vorschlug, mit ihr fortzugehen, wie Gideon es bei Susanna getan hatte. Dann könnte sie zwar mit ihm zusammen sein, aber glücklich wäre sie ohne ihre Familie auch nicht.

Beim anschließenden Liebesmahl setzte sich Caleb Wagner zu Rebekkas Vater. Die beiden sprachen lange und offensichtlich ernsthaft miteinander. Rebekka bemerkte, dass ihr Vater währenddessen immer wieder nachdenklich zu ihr oder zu Daniel blickte.

Die Raunächte kamen und dann der sechste Januar, der Tag, an dem die Ammannleit das alte Weihnachten feierten. Bei gutem Essen und guten Gesprächen in der Familie.

Gegen Abend fing es an zu schneien. Große Flocken, die dicht und weich wie Federn zu Boden schwebten und schnell den Hof und die Gebäude in eine weiße Wunderwelt verwandelten.

Rebekka lief vor die Haustür und sah sich entzückt um. Nach einiger Zeit trat ihr Vater zu ihr.

»Schön, nicht wahr? Auch wenn der Winter hart ist, der erste Schnee ist immer etwas Besonderes. Er macht die Nächte heller und dämpft alle Geräusche, so dass die Welt irgendwie sanfter und weicher wirkt.«

»Als wäre es ein Wunder«, sagte sie, »eines, das sich jedes Jahr wiederholt.«

Sie zitterte in der kalten Abendluft, doch sie wollte nicht hineingehen, jetzt, da es zwischen ihnen fast so war wie früher. Ihr Vater hatte immer alle Kinder gerufen, wenn der erste Schnee fiel.

Rebekka wandte den Kopf und sah ihn an. Er erwiderte ihren Blick, und sie erkannte, dass er ähnlich empfand wie sie. Er trat näher und legte den Arm um ihre Schultern.

»Du frierst. Wir sollten hineingehen.«

»Gleich. Einen Moment noch. Es ist so schön.«

Sie meinte nicht nur den Schnee.

»Der Bischof hat heute mit mir gesprochen«, sagte ihr Vater.

Wenn er so förmlich von ihm sprach und ihn nicht Caleb nannte, dann war es wohl eine offizielle Angelegenheit. Sie fröstelte noch ein wenig mehr. Hatten sich die Alten mit ihrem Ungehorsam befasst? Sie wusste, dass ihr Vater mit niemandem über Daniels Werbung gesprochen hatte, und auch Daniel hatte es nicht getan. Woher also konnten sie davon erfahren haben?

»Er hat Daniel Hochleitner ein gutes Zeugnis ausgestellt und meint, ich tue unrecht, ihm zu misstrauen. Er verurteilt natürlich deine Eigenmächtigkeit, aber ...«

Fort war die Kälte, sie spürte sie nicht mehr. In ihren Ohren rauschte das Blut. Bischof Wagner hatte für Daniel gesprochen?

»Aber?«, fragte sie, als ihr Vater schwieg.

»Er findet, es sei eine größere Sünde, dich gar nicht zu verheiraten, als dich Daniel Hochleitner anzuvertrauen. Du hast deinen Standpunkt sehr klargemacht.«

Ihre Knie wurden weich, sie musste sich an ihren Vater lehnen. »Was ist nun deine Meinung dazu?«

»Vielleicht ist es wirklich so, dass ich Vorurteile gegen Daniel habe, weil ich Josua so sehr schätze. Ich glaube auch immer noch, das er der bessere Ehemann für dich gewesen wäre.« Er machte eine Pause und atmete schwer. Dann sprach er sehr leise weiter: »Ich gebe zu, ich habe gehofft, du würdest deinen Sinn ändern. Ich wäre sogar so weit gegangen, Josua zu bitten, noch mal über eine Hochzeit zwischen euch nachzudenken. Doch bei der Gemeeh hat mir sein Oheim erzählt, dass er sich mit einem Mädchen aus Bolanden zusammentun wird.«

Er drückte sie ein wenig fester an sich.

»Bist du ganz sicher, dass Daniel der Mann ist, mit dem du dein ganzes Leben verbringen willst?«

Sie atmete tief ein. In ihrem Kopf klang die Melodie, die zu ihrem und Daniels geheimen Lied geworden war. *Wenn alle Brunnlein fließen.*

»Ja. Ich bin sicher.«

»Dann will ich mich nicht länger dagegen sträuben.«

Am Klang seiner Stimme erkannte sie, wie schwer ihm dieser Satz fallen musste.

»Ich danke dir.«

Er küsste sie auf die Stirn. »Ich bete zu Gott, dass ich die richtige Entscheidung getroffen habe. Und nun lass uns hineingehen.«

Ihre Mutter blickte ihnen erwartungsvoll entgegen, anscheinend hatte er auch mit ihr darüber gesprochen. Als sie in Rebekkas Gesicht sah, lächelte sie und nickte ihrem Mann zu.

20. KAPITEL

Am letzten Dienstag im Januar wurden Rebekka und Daniel getraut. Ihr Vater hatte sich ursprünglich dafür ausgesprochen, die Hochzeit erst im Herbst stattfinden zu lassen, doch ihre Mutter hatte im letzten Sommer schon genug Gemüse und Sellerie für eine Hochzeit gepflanzt, und niemand konnte wissen, wie die nächste Ernte ausfiel. Schließlich hatte ihr Vater nachgegeben und Bischof Wagner darum gebeten, die Hochzeit bei der Gemeeh Mitte Januar auszurufen.

Nun stand Rebekka neben Daniel, in einem neuen dunkelblauen Kleid, eine weiße Haube auf dem Haar. Sie hielten sich an den Händen, während Caleb Wagner sie fragte, ob sie bereit waren, ihren Ehepflichten nachzukommen.

Daniels Augen leuchteten wie der Sommerhimmel, als er sein Versprechen gab.

Das anschließende Festmahl hatten Freunde gekocht. Martha und Thomas Baumgartner hatten Enten und Hühner gebraten. Allerdings war es Daniels Aufgabe gewesen, vorher sämtliches Geflügel zu köpfen. Diesen Brauch kenne man in seiner Gemeinde nicht, hatte er lachend gesagt, sich aber gefügt.

Johanna und Maria Wagner hatten die Beilagen – Kartoffeln, Rübenschnitzel und gebackenen Sellerie – zubereitet. Hannah Gerber hatte mit Ruth und Rahel die Kuchen gebacken. Rebekka und Daniel bekamen zuerst serviert, der Tisch bog sich schier unter den vielen Schüsseln.

Sie war so aufgeregt, dass sie kaum einen Bissen herunterbekam. Alles erschien ihr wie ein Traum. Die Trauung, die Speisen, die vor ihnen standen, das Stimmgewirr im Raum. Ihre Mutter, die mit Tränen in den Augen gelächelt hatte, ihr Vater, der zwar freundlich, aber zurückhaltend war. Sie glaubte, jeder würde bemerken, dass er nicht unbedingt glücklich über diese Hochzeit war. Aber alle anderen schienen keine Vorbehalte zu haben, die Glückwünsche kamen von Herzen. Caleb Wagner ließ seine große Hand auf Daniels Schulter fallen, als er ihm gratulierte.

»Es ist gut, dass wir einen Müller hier haben und dass er eine Frau hat. So wird die Mühle auch in Zukunft das Korn der Gläubigen mahlen.«

Daniel ging unter dem Hieb ein wenig in die Knie, aber er lachte.

»Glück zu«, erwiderte er. »Das ist der Gruß der Müller.«

Rebekka dachte an das Gespräch mit Bischof Wagner vor der Hochzeitszeremonie. Sie hatte viele Hochzeiten erlebt, jedes Mal hatte der Bischof das Brautpaar vorher zum Gespräch gebeten – und niemals hatten die Brautleute darüber geredet, was dort gesagt wurde.

Jetzt wusste sie, warum. Caleb Wagner hatte sie beide ernst angesehen und dann gefragt, ob sie denn auch frei von Hurerei seien. Rebekkas Wangen hatten geglüht wie der Ofen im Winter in der Stube. Am liebsten wäre sie im Boden versunken. Daniel hatte gehüstelt, was sich in ihren Ohren eher wie ein unterdrücktes Lachen angehört hatte, bevor er Calebs Frage bejaht hatte.

Alle Gäste brachten Geschenke. Gegenstände für den neuen Hausstand, Werkzeuge wie Mistgabel, Rechen und Schaufel für Daniel, Küchenutensilien für Rebekka.

Am Tisch der Newwehocker saß Ruben neben Susanna und den anderen Paaren. Die älteren Frauen steckten die Köpfe zusammen und tuschelten. Später wurde gesungen. Es war wie auf jeder Hochzeit und doch ganz anders.

Rebekka sah Daniel an, er lächelte ihr zu. Seine Lippen formten lautlose Worte. »Wenn alle Brunnlein fließen ...«

Irgendwann packten Michael, Thomas und Gideon den völlig verdutzten Daniel, zerrten ihn unter dem Gejohle der Feiernden nach draußen und warfen ihn über einen Zaun.

»Hiermit hast du die Gesellschaft der Jungen verlassen und bist in die Gesellschaft der Alten geworfen worden«, erklärte Michael. »Sei willkommen.«

Lachend rappelte Daniel sich auf und klopfte sich den Schmutz von der Hose.

Rebekka, die ihnen gefolgt war, wurde ein Besen vor die Füße geworfen. Sie hob ihr Kleid und hüpfte über den Stiel, was ihr die Glückwünsche ihrer Freunde einbrachte. Wenn die Braut über den Besen

stolperte, galt das als schlechtes Omen.

Schließlich zogen sie sich zurück, begleitet von Rebekkas Eltern, ihren engsten Verwandten und dem Bischof. Die ersten zwei Nächte nach der Hochzeit verbrachten die Brautleute üblicherweise bei den Eltern der Braut. Sie würden in dem Zimmer schlafen, das Rebekka mit Susanna geteilt hatte. Ihre Schwester zog für diese beiden Tage in die Stube.

Vor der Tür ergriff Caleb Wagner das Wort: »Auch wenn ihr jetzt Mann und Frau seid, sollt ihr euch nicht gleich ans eheliche Werk machen, sondern diese erste Nacht im Gebet verbringen.«

Daniel warf ihm einen ungläubigen Blick zu, den Caleb, ohne eine Miene zu verziehen, erwiderte.

Rebekka und Daniel betraten das Zimmer, die anderen blieben auf dem Flur zurück. Sarah hatte das Bett frisch bezogen. Darauf lagen Rebekkas Nachtwand und eines, das ihre Mutter für Daniel genäht hatte. Auf dem Tisch brannte eine Lampe.

Unsicher sah Rebekka zu Daniel. Er legte den Finger an die Lippen und lauschte. Als Schritte auf der Treppe erklangen, die Stimmen leiser wurden, schob er den Riegel vor die Tür. Dann drehte er sich um und zwinkerte ihr zu. »Nicht, dass uns heute Nacht noch jemand besucht.«

Immer noch stand sie da und wusste nicht, was sie tun sollte. Daniel trat zu ihr, zog sie in seine Arme und küsste sie. Seine Küsse kannte sie inzwischen. Seit ihr Vater der Hochzeit zugestimmt hatte, hatten sie ein paarmal Gelegenheit gefunden, miteinander alleine zu sein.

Auch jetzt genoss sie den Kuss, doch gleichzeitig fürchtete sie sich ein wenig vor dem Verlangen, das er in ihr weckte. Als Tochter eines Bauern wusste sie, was zwischen Menschen passierte. Einerseits wünschte sie sich mehr als nur Küsse, doch was, wenn es wehtat, wenn es ihr nicht gefiel?

Daniel hob den Kopf, in seinen Mundwinkeln erkannte sie den Schalk. »Glaubst du, dass viele auf den Rat des Bischofs hören und in der Hochzeitsnacht nichts anderes tun als beten?«

»Ich weiß nicht. Eigentlich nicht.«

»Möchtest du beten?«

»Nein«, entfuhr es ihr.

Er küsste sie wieder, ließ seine Hände von ihren Schultern zu ihren

Brüsten gleiten.

»Au!« Er hatte sich an einer der Nadeln gestochen, die ihr Kleid vorne zusammenhielten. »Vielleicht sollten wir uns ausziehen.«

Sie drehte ihm den Rücken zu, zog die Nadeln aus dem Stoff und streifte das Kleid ab. Nun trug sie nur noch ihr Hemd. Das Rascheln von Stoff hinter ihr verriet ihr, dass er sich ebenfalls auszog. Dann spürte sie seine Hände auf ihren Schultern, er stand hinter ihr. »Würdest du die Haube abnehmen?«

Stumm hob sie die Hände, öffnete die Bänder der Haube, zog die Nadeln aus ihrem Haar und löste den Knoten. Sachte fuhr er mit den Fingern durch die langen Strähnen. »Du hast das schönste Haar der Welt.«

Er hob es, küsste ihren Nacken, ihre Schultern. Gänsehaut überzog ihren Körper, sie spürte ihre Brustwarzen hart werden wie sonst morgens beim Waschen in der Kälte. Doch ihr war nicht kalt, sie glühte. Ihr ganzer Körper schrie nach seiner Berührung. Atemlos drehte sie sich um, presste sich an ihn. Wieder küsstest sie sich, dann hob er sie auf und trug sie zum Bett.

»Wenn du lieber noch warten willst, dann sag es jetzt.«

Sie wollte nicht. Das Blut rauschte in ihren Ohren.

Sie hatte geglaubt, er werde ihr Hemd hochschieben und sich dann auf sie legen, doch er zog es ihr aus und betrachtete sie.

»Wie schön du bist.« Seine Stimme klang ein wenig atemlos.

Er legte sich neben sie, streichelte sie, küsste sie, nicht nur ihren Mund, sondern auch ihre Brüste, die Stelle oberhalb ihrer Scham. Als er sich schließlich wirklich auf sie legte und in sie eindrang, war der Schmerz nur kurz.

1816

Das Jahr ohne Sommer

21. KAPITEL

Zwei Tage später zog Rebekka in die Mühle. Ihre Eltern hatten ihr einen Wagen mit Lebensmitteln vollgepackt. Eingelegtes Gemüse, Wurst, Brot und Salz, Kartoffeln und Äpfel. Milch könne sie jederzeit vom Schwarzbacherhof holen, bis sie selbst ein oder zwei Kühe hielten, hatte ihr Vater gesagt.

Bisher stand nur Daniels Pferd im neu gebauten Stall, doch Daniel hatte Thomas bereits eine tragende Kuh abgekauft. Er wollte nur warten, bis sie gekalbt hatte, ehe er sie holte.

Vor der Mühle hob Daniel Rebekka vom Wagen, küsste sie herzlich auf den Mund und führte sie dann ins Wohnhaus. Es fühlte sich an, als betrete sie das Haus zum ersten Mal. Hier würde jetzt ihre Heimat sein, hier würde sie ihr Leben mit Daniel verbringen. Sie wandte den Kopf und sah ihn an. Sein Profil mit der geraden Nase, dem markanten Kinn und der hohen Stirn. Eigentlich fast schade, dass er sich jetzt einen Bart wachsen lassen würde, wie alle Männer, wenn sie heirateten, er gefiel ihr gut, so wie er jetzt aussah.

Er spürte wohl ihren Blick, denn er wandte den Kopf und lächelte sie an. Sein Lächeln brachte ihr Herz zum Hüpfen, sie erwiderte es.

In der Wohnstube ließ er ihre Hand los und breitete die Arme aus. »Willkommen zu Hause, meine Liebste. Mögen alle deine Tage hier glücklich sein.«

Immer noch fand sie es ein wenig befremdlich, dass er so offen sagte, dass er sie liebte oder sie Liebste nannte. Es war einfach nicht üblich. Aber es gefiel ihr so sehr.

Sie blickte sich um. Er hatte gefegt und aufgeräumt. Im Ofen in der Ecke brannte ein Feuer, so dass es angenehm warm war.

»In der Küche ist auch schon angefeuert«, sagte er. »Komm, ich zeige dir das Schlafzimmer.«

»Daniel!« Sie versetzte ihm einen scherzhaften Stoß. »Am helllichten Tag. Das schickt sich nicht.«

Sein Lächeln wurde spitzbübisch. »Was du so denkst. Ich will es dir nur zeigen, weil du es noch nicht kennst.«

Ihre Wangen wurden heiß vor Verlegenheit, doch dann sah sie den Schalk in seinen Augen und musste lachen. Er griff wieder nach ihrer Hand, führte sie zu einer Tür am Ende des Hausflurs und öffnete sie.

Rebekkas Blick fiel auf ein großes Bett aus Zirbenholz. Unter dem Fenster an der Wand daneben befand sich eine Truhe aus dem gleichen Holz und in der Ecke ein Tisch, auf dem die Waschgarnitur stand, und zwei Stühle. Der Raum duftete frisch nach Zirbelkiefer.

Staunend sah sie ihn an. »Das ist wunderschön.«

»Caleb hat die Möbel gemacht. Zirbelkiefer riecht gut und soll die Luft lange frisch halten.«

Sie würde die Decke, an der sie arbeitete, auf das Bett legen, sobald sie fertig war. Hier passte sie wunderbar hin.

Sie wandte sich um. »Wir sollten den Wagen abladen und dein Pferd in den Stall bringen.«

Gespielt demütig neigte Daniel den Kopf. »Ich hatte eigentlich eine andere Idee, aber wenn meine Frau es so möchte.«

Es dauerte nicht lange, bis sie alles ins Haus getragen hatten, den Großteil ihrer persönlichen Sachen hatten Joseph und Daniel in den Tagen vor der Hochzeit schon hierhergebracht.

Daniel holte den Sack mit dem Weizen und trug ihn hinauf auf die Mahlbühne.

Sie folgte ihm. »Was machst du?«

»Ich möchte zur Einweihung unser erstes eigenes Mehl mahlen – solange der Mühlbach fließt. Niemand weiß, ob es nicht bald wieder so kalt wird, dass er zufriert.« Er stellte den Sack ab. »Warte hier.« Dann ging er nach draußen.

Sie trat zum rückwärtigen Fenster. Von hier konnte sie auf das Rad blicken. Daniel kletterte auf das Gerinne und öffnete das kleine Wehr, dann lief er zum Weiher und öffnete das große. Fasziniert sah sie zu, wie das Wasser die Radschaufeln füllte und das Rad in Bewegung setzte. Im Stockwerk unter ihr knirschte es, Räder drehten sich und dann auch der obere der beiden Steine.

Daniel kam wieder ins Haus, lief mit Schwung die Treppe herauf und sah in den Trichter. »Gut.«

Er öffnete den Sack und schüttete Korn in den Trichter. Rebekka stand neben ihm und sah zu. Es war das erste Mal, dass sie die Mühle im Betrieb sah.

Daniel griff nach ihrer Hand. »Komm.«

Sie stiegen die Treppe wieder nach unten. Dort deutete er auf eine Holzkonstruktion.

»Das hier ist der Beutelkasten. Hier trennen sich Kleie und Mehl. Das Mehl fällt in den Sack dort, die Kleie kommt aus dem Kleiekotzer in die Kiste darunter.«

Zwei Mahlgänge waren notwendig, bis Daniel das Mehl fein genug fand. Rebekka sah in den Mehlkasten.

»Ich setze morgen Teig an, dann kann ich nächsten Montag mit den Frauen backen.«

Jeden zweiten Montag im Monat wurde das Backhaus geheizt. Zuerst wurde das Brot gebacken, dann Kuchen, und die Restwärme wurde genutzt, um Obst zu dörren.

Inzwischen dämmerte es. Rebekka zündete die Lampen in der Stube und in der Küche an und deckte den Tisch für das Abendbrot. Eine Tätigkeit, die sie von zu Hause kannte, und wieder stellte sie fest, dass es sich anders anfühlte, es nun in ihrem eigenen Haus zu tun.

Später saßen sie in der Stube. Daniel in einem Stuhl, sie am Tisch, die Decke vor sich ausgebreitet, an der sie nähte. Daniel schien damit zufrieden zu sein, sie anzusehen. Immer wenn sie aufsah und sich ihre Blicke trafen, glitt ein Lächeln über sein Gesicht.

Wie still es hier war. Von draußen drang leise das rhythmische Rauschen des Baches herein, und manchmal klapperte das Rad, sonst hörte sie kein Geräusch. In ihrem Elternhaus hatte immer irgendjemand geredet, ihre Eltern hatten das Tagwerk besprochen, sie und ihre Schwester hatten sich unterhalten.

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, fing Daniel leise an zu singen. »Wenn alle Brunnlein fließen, dann muss man trinken ...« Als er die letzte Strophe sang, stand er auf. »Sie hat zwei rote Wängelein, sind röter als der Wein. Ein solches Mädchen find'st du nicht wohl unterm Sonnenschein.« Ich bin sehr froh, dass ich dich gefunden habe, meine Liebste, und dass nun doch alles ein gutes Ende genommen hat. Wollen

wir zu Bett gehen?«

u*

Auf den recht milden, verregneten Januar folgte ein nasser, kalter Februar. Eisiger Wind fegte um die Bäume und durch die Täler. Der Mühlenteich fror zu, das Mühlrad stand still. Schnee fiel und verwandelte die Gegend um die Mühle in eine weiße Wunderwelt.

Daniel besserte weiterhin Teile der Mühle aus, baute im Stall eine Box für zwei Kühe und zimmerte Heuraufen. Rebekka brachte das Haus in Ordnung, richtete die Kühlkammer ein. Abends saßen sie im Schein der Lampen in der Stube. Sie nähte und stopfte, Daniel kontrollierte währenddessen die Hämmer, mit denen er die Mühlsteine schärfte, und wechselte bei einigen die Stiele aus.

Dabei sprachen sie über sich. Daniel erzählte ein wenig von seiner Familie und der Mühle seines Vaters. Bei manchen seiner Erzählungen schüttelte Rebekka verwundert den Kopf. So sprach er von einem Instrument, das die Waldecker spielten und das er Maultrommel nannte.

Daniel lächelte. »Möchtest du hören, wie eine Maultrommel klingt? Ich habe eine.«

»Du hast eine?«

»Ja. Wie gesagt, bei uns in Hessen sind sie nicht verboten. Ich weiß von einer Gemeinde in der Nähe von Idstein, in der es sogar ein Piano gibt.«

Unschlüssig sah Rebekka ihn an. Sie glaubte wirklich nicht daran, dass Gott etwas gegen Musikinstrumente hatte, und dachte an den Klang der Drehorgel. Nein, er konnte nichts dagegen haben.

»Ich würde es sehr gerne hören.«

Er stand auf, holte einen Gegenstand aus einem Schrank und zeigte ihn ihr. Sie lächelte. Das Instrument war klein und äußerst einfach. Ein gebogenes Stück Eisen, das die Form eines Pilzes hatte. Damit sollte man Musik machen können?

Daniel setzte sich, legte die Maultrommel an den Mund und schlug mit dem Finger auf den Mittelsteg. Die ersten Töne klangen ungewohnt, ein metallisch klingendes, schwingendes »Boing«, doch dann spielte er schneller, und die Töne wurden zu einer schönen Melodie.

Rebekka lehnte sich zurück und genoss die Musik. Ein so einfaches

Instrument, dessen Töne noch dazu mit dem Mund erzeugt wurden, konnte gar nicht des Teufels sein.

Später erzählte er ihr, dass er vor einer Kirche einmal Orgelspiel gehört hatte. »Es war wunderschön, dabei auch irgendwie gewaltig, so dass ich Ehrfurcht empfand.«

»Ehrfurcht?«

»Ja. Es war ein Gefühl wie vor einem Gewittersturm. Die Töne brausten über mich hinweg, laut und heftig, und dann am Ende wurde die Melodie sanft und mild, wie wenn die Sonne nach einem Sturm durch die Wolken bricht.«

Seine Beschreibung hätte bei den Ältesten wohl eine Rüge zur Folge gehabt, Rebekka dagegen wurde sehr neugierig auf dieses Instrument.

»Ich kann mir das nicht vorstellen, aber ich würde es gerne einmal hören.«

»Vielleicht gehen wir zufällig mal an einem freien Sonntag in Mehlingen spazieren.«

Das gehörte zu den Dingen, die sie an ihm liebte. Was sie auch sagte, er wies sie niemals zurecht oder erinnerte sie daran, dass etwas nicht dem Wort Gottes oder der Ordnung entspreche.

In diesen frostigen Tagen blieben sie zu Hause, niemand verließ sein Haus, wenn es nicht nötig war. Mitte Februar taute es. Statt Schnee fiel Regen, verwandelte die Wege in schlammige Bahnen.

Am Sonntag sollte die Gemeeh in Rebekkas Elternhaus stattfinden. Am Freitag vorher sattelte Rebekka das Pferd und ritt hinüber zum Schwarzbacherhof, um ihre Hilfe bei den Vorbereitungen anzubieten.

Fleck kam aus seiner Hütte und bellte, als sie auf den Hof ritt. Sie stieg ab und rief ihn beim Namen. Wild mit dem Schwanz wedelnd rannte er zu ihr, drängte sich an ihre Beine und leckte ihr die Hände ab. Lachend streichelte sie ihn. »Ja, mein Guter, schön, dass du dich so freust.«

»Rebekka?« Ihr Vater kam aus dem Stall. »Was tust du hier? Ist bei euch alles in Ordnung?«

Immer noch lachend führte sie ihr Pferd über den Hof zum Stall. »Ja, es ist alles in Ordnung. Ich bin gekommen, um Mama bei den Vorbereitungen für die Gemeeh zu helfen. Ich kann bis morgen Abend bleiben.«

»Oh, da wird sie sich sehr freuen. Es geht ihr nicht so gut. Komm, bring dein Pferd rein.«

Mit Tristan am Zügel folgte sie ihm.

»Da, stell ihn hinein.« Er wies auf eine der Boxen.

Während sie ihr Pferd absattelte und versorgte, musterte sie ihren Vater. Im fahlen Licht, das durch die Stalltür fiel, wirkte sein Gesicht sehr blass, die Falten, die von der Nase zu seinem Mund liefen, erschienen ihr tiefer als früher, sein Gesicht schmaler. Er kam ihr älter vor. Bei der letzten Gemeeh vor vier Wochen war ihr das noch nicht aufgefallen. Wenn sie an ihn dachte, sah sie immer den jung wirkenden Mann mit dem dunkelblonden Haar und der schlanken Figur vor sich. Täuschte sie sich, oder war sein Rücken ein wenig gebeugt, und waren seine Bewegungen nicht mehr so rasch und geschmeidig? War er während der Wochen ihres Zwists gealtert, als für sie nichts anderes wichtig gewesen war als Daniel?

»Warum siehst du mich so an? Bin ich schmutzig im Gesicht?« Er lächelte und sah plötzlich wieder aus wie der Mann, an den sie sich erinnerte.

»Du siehst müde aus«, sagte sie, weil ihr nichts anderes einfiel.

»Deine Mutter macht mir Sorgen. Sie hat keinen Appetit und bekommt schlecht Luft. Abraham hat ihr Tee und Dampfbäder verordnet.« Er seufzte. »Wir sind alle in Gottes Hand. Komm, lass uns reingehen.«

Im Haus duftete es nach Kuchen.

»Sarah, sieh, wer uns besuchen kommt«, rief ihr Vater.

Ihre Mutter trat aus der Küche, und Rebekka erschrak. Sarahs Wangen waren nicht mehr rund und rosig, sie wirkte verhärtet, und dunkle Ringe lagen unter den Augen. Ihre Haut hatte einen gelblichen Schimmer.

Sie lächelte, und Rebekka sah, dass ihr ein Zahn fehlte.

»Rebekka, wie schön. Ist Daniel auch da?«

Sie verneinte und erklärte, warum sie gekommen war.

»Das ist schön von dir, mein Kind. Ich kann Hilfe brauchen.«

Auch Susanna hatte sich verändert, stellte Rebekka bei der Abendmahlzeit fest. Sie war schlanker geworden. Doch sie lächelte wieder und wirkte nicht mehr so traurig wie noch bei ihrer Hochzeit,

sondern hatte ihre frühere Munterkeit wiedergewonnen. Als sie Rebekka erzählte, dass sie sich bei dieser Gemeeh taufen lassen werde, leuchtete das Gesicht ihres Vater auf, und ihre Mutter lächelte.

»Das ist schön«, sagte Rebekka. Damit hatte sich Susanna entschieden, bei den Täufern zu bleiben und nach ihren Gesetzen zu leben. Das war zwar zu erwarten gewesen, Rebekka hatte noch nie erlebt, dass jemand von den Schönthalern Ammannleit sich nicht taufen ließ, aber sie deutete Susannas Entschluss auch so, dass sie Gideon nicht mehr nachtrauerte, sondern ihren Frieden damit geschlossen hatte.

Nach der Abendmahlzeit gingen die drei Frauen in die Küche. Sarah stellte einen großen Topf mit Wasser und Suppenfleisch auf den Herd. Rebekka und Susanna schnitten Möhren, Zwiebeln und Sellerie für die Samstagssuppe. Das Fleisch würde einmal aufkochen und dann bis zum Morgen auf dem Herd leise vor sich hin sieden. Sarah kochte besonders viel, damit die Brühe auch noch als Grundlage für die Bohnensuppe reichte, die beim Liebesmahl gegessen wurde.

Während der Arbeit fragten Susanna und ihre Mutter sie nach ihrem neuen Leben aus, wie es ihr als verheirateter Frau gefiel. Rebekka erzählte viel, verschwieg aber auch einiges, von dem sie wusste, es würde ihrer Mutter nicht zusagen.

Später, als sie mit ihrer Schwester wie zu ihren Mädchenzeiten im Bett lag, fragte Susanna sie über die Ehe und Daniel aus.

»Ist wahr, dass es am Anfang sehr wehtut?«

Rebekka lächelte bei der Erinnerung. »Mir hat es nur beim ersten Mal ein bisschen wehgetan, dann war es sehr schön. Ich wusste gar nicht, dass etwas so schön sein kann.«

»Denkst du, es wäre mit Josua genauso? Ich meine, im Grunde machen doch alle Männer das Gleiche.«

»Das glaube ich nicht. Wenn Josua mich angefasst hat, habe ich nichts empfunden, und seine Küsse mochte ich nicht. Bei Daniel ist das ganz anders. Er küsst auch anders als Josua. Die Sache an sich gleicht sich vielleicht schon, aber da gibt es ein paar Dinge vorher.«

»Vorher?«

Flüsternd erzählte sie Susanna davon, wie Daniel sie streichelte, wo er sie berührt hatte.

»Das ist bestimmt Wollust und sündig«, sagte Susanna, aber ihre Stimme klang eher, als finde sie spannend, was Rebekka erzählte.

»Ja, aber wenn Gott nicht gewollt hätte, dass wir dabei Lust empfinden, hätte er uns diese Gefühle nicht gegeben.«

Am Samstag wurde gebacken und gekocht. Joseph und Samuel schleppten den Esstisch und die Stühle aus der Stube, Rebekka fegte, bevor die Männer dann die Bänke für die Gemeeh hineinstellten.

Susanna bügelte die weißen Hemden für ihren Vater und ihren Bruder und das blaue Kleid, das ihre Mutter tragen würde. Sie selbst hatte für die Taufe ein neues schwarzes Kleid bekommen, und Rebekka würde ihr Hochzeitskleid tragen, das nun ihr Sonntagskleid war. Anschließend putzten sie, und als das Haus sauber war, räumten sie die Scheune auf, damit die Pferde der Gemeindemitglieder dort untergestellt werden konnten. Joseph stieg auf den Heuboden und warf Heu hinunter, das Samuel in einer Ecke aufhäufte.

Rebekka schleppte Wasser in die Küche und stellte zwei große Töpfe auf den Herd. Verstohlen beobachtete sie ihre Mutter. Früher hatte Sarah sich rasch und energisch bewegt, jetzt tat sie alles deutlich langsamer, und als sie sich bückte, um einen Lappen aufzuheben, der ihr aus der Hand gefallen war, machte sie es vorsichtig, als hätte sie Schmerzen. Beim Aufrichten presste sie die Lippen zusammen. Als sie Rebekkas Blick bemerkte, verzog sie ihren Mund zu einem Lächeln, aber es wirkte nicht echt.

Am späten Nachmittag, kurz bevor es dunkel wurde, sattelte Rebekka ihr Pferd und ritt heim zur Mühle. Sie würde zusammen mit Daniel zur Gemeeh fahren.

An diesem Sonntag wollte es gar nicht richtig hell werden. Dunkelgraue Wolken hingen über dem Tal, und es goss wie aus Kübeln.

Rebekka schlug ihr Kleid, die weiße Schürze und Daniels Hemd und Hose in ein Stück Stoff ein. Sie würden sich bei ihren Eltern umziehen. Nach einem hastigen Frühstück schirrte Daniel Tristan an, Rebekka hüllte sich in ihren Umhang, setzte die schwarze Haube auf, und dann fuhren sie durch den strömenden Regen zum Schwarzbacherhof.

Nach und nach trafen die anderen Gemeindemitglieder ein. Rebekka

wurde von den verheirateten Frauen in ihrem Kreis willkommen geheißen. Manch eine musterte sie genau. Vielleicht suchten sie nach den dunklen Ringen unter ihren Augen, die auch die »Schatten der Storchenflügel« genannt wurden. Sie suchten vergebens, Rebekka hatte in der Woche zuvor geblutet. Aber sie waren auch erst fünf Wochen verheiratet.

Die Frauen nahmen in der Küche Platz, die Männer in der Stube. Susanna, in ihrem neuen schwarzen Kleid, mit blütenweißem Halstuch und ebenso weißer Schürze, saß ganz vorne auf der ersten Bank, neben ihr Rahel Gerber, auch sie würde heute getauft werden.

Das Haus füllte sich. Kleider raschelten, Schuhe schabten über den Boden. Ruth musste niesen, aus der Stube drang ein rasselndes Husten. Das musste Bruder Michael Graber sein. Sein Lungenleiden machte ihm bei diesem Wetter sicher sehr zu schaffen. Elisabeth drückte sich neben Rebekka auf die Bank, ihren neugeborenen Sohn auf dem Schoß. Ihre Tochter Ruth setzte sich neben sie. Als Letzte betrat Rebekkas Mutter die Küche. Sie ging nach hinten zu der Bank vor dem Fenster.

Rebekka wandte den Kopf und sah ihr nach. Sie ging leicht nach vorne gebeugt, und als sie sich neben Großtante Agnes niederließ, tat sie es langsam und umständlich.

Dann traten Bischof Wagner, der Heiler Abraham und David Gerber, der Großvater von Ruth und Rahel, sowie Isaak, der Armendiener, ein und begrüßten die Gemeinde. Nach einem Moment der stillen Versunkenheit wurde gesungen, währenddessen erhoben sich Caleb Wagner, Abraham und Isaak und winkten den Täuflingen, sie in den Flur zu begleiten.

Von ihrer eigenen Taufe wusste Rebekka, dass der Bischof den jungen Leuten noch einmal erklärte, was das Gelübde bedeutete und dass es manchmal besser sei, sich noch nicht festzulegen, als das Gelübde zu brechen.

Als das Lied zu Ende war, kehrten die Männer mit den Täuflingen zurück.

Bischof Wagner erhob die Stimme: »Könnt ihr bekennen: Ich glaube, dass Jesus Christus Gottes Sohn ist.«

»Ja!«, antworteten Susanna, Rahel und Lukas.

Der Bischof fuhr mit der Zeremonie fort. Am Ende erhob sich die Gemeinde, die drei Täuflinge knieten nieder. Der Bischof trat vor sie und legte jedem die Hand auf den Kopf. »Auf deinen Glauben, den du bekannt hast vor Gott und vielen Zeugen, wirst du getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.«

Isaak goss aus einem Krug Wasser in die Hände des Bischofs, und Caleb ließ es langsam über Isaaks Stirn rinnen. Das Gleiche taten sie bei Susanna und Rahel. Danach reichte Caleb jedem die Hand. »Im Namen des Herrn und der Gemeinde haben wir dir die Hand geboten, so stehe auf.«

Im Anschluss daran ging die Gemeeh wie sonst auch weiter.

22. KAPITEL

Staunend verfolgte Daniel die Zeremonie. Das, was hier geschah, unterschied sich kaum von der Taufe der Lutheraner, nur dass die Täuflinge erwachsen waren.

Beim anschließenden Liebesmahl begrüßte Joseph ihn freundlich und fragte nach der Mühle.

»Wenn ihr irgendetwas braucht, lasst es mich wissen.«

Daniel dankte ihm. Es war bezeichnend für die Ammannischen, dass sie nicht nachtragend waren, und wenn sie einmal etwas akzeptierten, haderten sie auch nicht mehr damit. Zumindest nicht vor den Leuten. Niemand, der sie beide jetzt beobachtete, käme auf die Idee, dass Joseph sich geweigert hatte, ihm die Hand seiner Tochter zu geben.

Zum Essen setzte sich Caleb neben ihn. Wie immer kam er ohne Umschweife zur Sache. »Mein Sohn Ruben möchte bei dir das Müllerhandwerk lernen.«

»Oh! Aber ...« Daniel hielt inne. Er sei kein Müller, noch nicht einmal Mühlknecht, er dürfe keine Lehrlinge haben, hatte er sagen wollen. Doch das waren die Regeln der Weltlichen, die hier nicht galten. Hier gab es keine Zünfte, niemand scherte sich darum, ob er eine Erlaubnis hatte.

Caleb sah ihn aufmerksam an. »Aber?«

»Ich würde das sehr gerne tun. Er stellt sich gut an. Aber bisher verdiene ich nichts mit der Mühle. Und er wird keine eigene Mühle bekommen, wenn er ausgelernt hat, weil man nicht einfach eine bauen darf. Erbmühlen bleiben in der Familie, und bei Pachtmühlen bestimmt der Landesherr, wer sie bekommt. Diese Mühle hier ist ein Glücksfall.«

»Man weiß nie, was kommt«, sagte Caleb. »Er möchte es lernen, und wer weiß, wozu es gut ist. Viele unserer Leute sind nach Amerika gegangen. Zurzeit geht es uns gut, doch wenn wir wieder verfolgt werden, müssen wir vielleicht auch gehen. Ich habe gehört, jenseits des Meeres gibt es keine Fürsten und auch keine Stände und Zünfte wie hier. Es gibt viel Land, und jeder darf lernen, was er möchte, und jeden Beruf ausüben, den er will.«

Täuschte Daniel sich, oder schwang da ein wenig Sehnsucht in Calebs

Worten mit? Wenn es wirklich so war, wie er sagte, dann musste Amerika ein wunderbares Land sein, in dem einem Mann alle Möglichkeiten offenstanden.

»Ich könnte Hilfe gut gebrauchen. Es gibt noch viel zu tun. Allerdings werde ich ihm zunächst nichts bezahlen können.«

»Du bezahlst mit deinem Wissen«, erwiderte Caleb und streckte ihm seine große Hand hin. Daniel schlug ein.

Danach rief Caleb nach Ruben, der das Gespräch beobachtet haben musste, so schnell stand er neben ihnen.

»Du kannst bei mir anfangen, wann es dir passt«, sagte Daniel.
»Zunächst müssen wir noch einige Arbeiten am Haus erledigen und die Knechtkammer in Ordnung bringen, dann hast du auch einen Schlafplatz.«

Ruben strahlte über das ganze Gesicht. Dass der Sohn des Bischofs bei Daniel in die Lehre gehen würde, machte beim Liebesmahl schnell die Runde, und viele nickten anerkennend.

Er war Caleb zu großem Dank verpflichtet, dachte Daniel. Sicher hatte die Tatsache, dass er ihn mit der Mühle unterstützt hatte, einen Großteil dazu beigetragen, dass er von den Ammannleit nach anfänglichem Zögern so akzeptiert wurde.

Der nasskalte Februar ging in einen ebenso nasskalten März über. Ruben wohnte von Montag bis Donnerstag in der Mühle, freitags ging er in der Dämmerung nach Hause. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten fragte er Rebekka nach Susanna aus.

Irgendwann gestand er, dass er Susanna mochte, seit er vierzehn Jahre alt war, und sich nicht vorstellen konnte, eine andere zu heiraten. Daniel ermutigte ihn, sich mit ihr zu unterhalten und herauszufinden, über was sie gerne redete und was ihr gefiel.

»Manchmal muss ich mich über dich wundern, Daniel Hochleitner«, sagte Rebekka zu ihm, als sie am Abend nach so einem Gespräch im Bett lagen. Sie hatten sich geliebt, jetzt kuschelte sie sich an seine Schulter, er ließ eine Strähne ihres honigfarbenen Haars durch seine Finger gleiten.

»Warum?«

»Diese Ratschläge, die du Ruben gegeben hast. Man könnte fast glauben, du hättest viel Erfahrung darin, Frauen zu betören.«

Ein kalter Schauer rann über seinen Rücken. Die Männer der Ammannleit gingen meist ebenso jungfräulich in die Ehe wie die Frauen. Wie könnte es auch anders sein? In ihrer Welt gab es keine losen Mädchen, keine Huren, keine Gelegenheit für einen jungen Mann, sich die Hörner abzustößen. Und keine Möglichkeit, auszuprobieren, wie man eine Frau umgarnte. Er musste aufpassen. Dabei widerstrebte es ihm so sehr, Geheimnisse vor Rebekka zu haben. Sie selbst war so rückhaltlos offen und ehrlich. Sein Gewissen drückte ihn, doch wenn er ihr die Wahrheit über sich sagte, würde er sie in einen unerträglichen Konflikt stürzen. Vielleicht behielt sie aus Liebe zu ihm sein Geheimnis für sich. Doch das widersprach allem, wofür die Täufer standen, und es widersprach Rebekkas Wesen. Sie müsste sich verleugnen, und entweder würde sie oder ihre Liebe daran zerbrechen. Also musste er es auf sich nehmen und mit der Lüge und seinem schlechten Gewissen leben. Weil er sie liebte.

»Viel Erfahrung habe ich nicht, auch wenn es ein Mädchen gab, in das ich mal verliebt war. Diese Ratschläge hat mir meine ältere Schwester gegeben.«

Das war so nahe an der Wahrheit wie möglich. Nun gut, es hatte mehr als eine Frau in seinem Leben gegeben, und die Ratschläge hatte er von einer erfahrenen Marketenderin erhalten, mit der er ein Verhältnis gehabt hatte, als er in Weilburg kaserniert gewesen war. Aber der echte Daniel hatte ihm erzählt, dass er ein inniges Verhältnis mit seiner Schwester gehabt hatte, also hätte es durchaus so sein können.

Rebekka jedenfalls schien mit der Antwort zufrieden zu sein. Sie kuschelte sich tiefer in seine Arme.

»Eine sehr kluge Schwester«, murmelte sie und schlief ein.

Mitte März war das Wetter immer noch nicht besser. Es regnete und schneite im Wechsel, die Felder waren zu nass zum Pflügen, und außerdem würde die Saat bei der Kälte nicht aufgehen. Die Wiesen sahen aus wie im Januar, es wuchs kaum Gras.

Beim Liebesmahl nach der Gemeeh blickte Daniel durchweg in

besorgte Gesichter.

»Jetzt müssten wir säen«, sagte Joseph und deutete nach draußen.

»Aber bei diesem Wetter?«

Markus Gerber schüttelte den grau melierten Kopf. »Das Korn würde verfaulen, wir können nur warten und hoffen, dass es besser wird.«

Abraham hob die Hände. »Macht euch keine Sorgen. Das ist nicht der erste verregnete März, den ich erlebe. Im April wird es besser. Und die Natur holt das auf.«

Doch auch Daniel machte sich Gedanken. Im Jahr zuvor hatte es im Frühling ebenfalls viel geregnet, und bei Waterloo waren sie regelrecht im Schlamm versunken. Doch dieses Jahr war irgendetwas anders.

»Es wird nicht hell«, sagte Rebekka, als er mit ihr darüber sprach. »Es ist dunkel wie im Winter, nicht wie sonst im Frühling. Ich höre auch kaum Vögel singen.«

Ruben nickte. »Die Wolken sind dunkler und dichter als sonst. Man sieht noch nicht mal ein Stück blauen Himmel, und das seit Wochen.«

Der März verging ohne einen einzigen Tag Sonne. Ende März brachte Thomas die Kuh und ihr Kalb, die Daniel bei ihm gekauft hatte, zur Mühle. Er wirkte sehr besorgt.

»Ich wollte dir Heu mitbringen, doch ich habe kaum noch genug für meine Tiere. Normalerweise wären meine Kühe jetzt angeweidet und nicht mehr nur auf Heu angewiesen, doch die Wiesen sind viel zu nass, und das Gras wächst nicht.«

»Ich habe noch etwas Heu«, antwortete Daniel. »Wenn du Hilfe bei der Arbeit brauchst, sag mir Bescheid. Zurzeit habe ich nicht viel zu tun.«

Vage kam ihm der Gedanke, dass es so bleiben könnte, wenn das Wetter sich nicht bald besserte. Noch brachten die Bauern das Korn vom letzten Jahr in die Mühle, aber wie sollte es werden, wenn es nichts mehr zum Mahlen gab?

Sein Schwiegervater hatte trotz des schlechten Wetters die Pferde vor den Pflug gespannt und begonnen, seine Felder zu pflügen und Weizen zu sähen. Andere, wie Markus Gerber, erklärten, es sei besser, zu warten, weil die Saat sonst verfaule.

Am Ostergottesdienst beteten alle besonders inbrünstig. »Unser täglich Brot gib uns heute ...«

Und dann, endlich, an einem Morgen Mitte April kam Daniel aus dem Stall, wo er die Kuh gemolken hatte, und blieb überrascht stehen. Durch die Äste schimmerte die Sonne. In den Bäumen um die Mühle zwitscherten Vögel. Wie verzaubert hielt er inne und lauschte dem Konzert, sah die Sonnenstrahlen auf den Hof fallen. Sie machten aus den hässlichen braunen Pfützen silbern schimmernde Spiegel. Er glaubte, die Wärme der Sonne zu spüren, aber das war vielleicht auch Täuschung, doch alleine das freundliche Licht bewirkte, dass man das Gefühl hatte, es sei warm.

»Daniel, sieh doch nur, hör doch!« Rebekka kam aus dem Haus gestürmt und fiel ihm um den Hals. »Ist das nicht wunderschön? Ich wusste gar nicht, dass ich die Vögel so vermisst habe.«

Das schöne Wetter hielt an. Jeden Morgen, wenn Rebekka und er aufwachten, blickten sie zuerst aus dem Fenster. Ihr Schlafzimmer lag nach Osten. Solche Sonnenaufgänge hatte Daniel nie zuvor gesehen. Während die Nacht sich langsam zurückzog, flammte der Himmel in leuchtenden Farben. Rot, Orange, Violett, Gelb. Es war, als entzündete Gott jeden Morgen ein Feuer am östlichen Himmel.

Überall auf den Feldern sah man Pferde und Ochsen die Pflüge ziehen. Daniel rodete ein kleines Stück Land neben der Mühle, wo Rebekka einen Gemüsegarten anlegen wollte. Noch war der Boden kalt und nass, doch sie grub ihn trotzdem um.

»Im ersten Jahr sollten wir Kartoffeln pflanzen, sie verbessern den Boden«, sagte sie und erinnerte sich an den jungen Soldaten, der das erzählt hatte. Letzten Sommer, kurz bevor Daniel gekommen war. Kartoffeln hatte sie noch einige im Keller. Da sie ohnehin schon zu keimen begonnen hatten, setzte Rebekka etwa auf die Hälfte der Fläche Kartoffeln.

»Ich würde gerne meine Mutter fragen, ob ich ein bisschen von ihrem Saatgut haben kann. Möhren, Sellerie, Rote Rüben und Kohl.«

Daniel spannte Tristan an und fuhr mit ihr zu ihrem Elternhaus. Auf der Südweide standen die vier Kühe der Lehmanns. Sie waren abgemagert, das spärliche Gras reichte ihnen nicht.

Im Garten stand Susanna auf ihre Hacke gestützt und sah ihnen entgegen. Daniel half Rebekka vom Wagen, dann begrüßte er ihre

Schwester.

Während die beiden Frauen Neuigkeiten austauschen, blickte er sich um. Der Hof wirkte weniger aufgeräumt, als er ihn in Erinnerung hatte. Es waren nur Kleinigkeiten. Ein Eimer mit Pflanzenresten stand neben der Stalltür, der Misthaufen war auseinandergerutscht, die Mistgabel lag daneben. Die Schubkarre stand im Hof statt in der Scheune. Nun ja, das schlechte Wetter hatte auch nicht gerade dazu eingeladen, aufzuräumen, doch normalerweise war Joseph sehr ordentlich.

Daniel ging zu den Frauen. »Geht es euch gut?«

Susanna lächelte ein wenig schief. »Es geht. Mama ist immer noch krank und kann nicht viel machen. Papa und Samuel haben alle Hände voll mit dem Säen und dem Vieh zu tun.«

»Sagt mir, wenn ihr Hilfe braucht.«

In diesem Moment öffnete sich die Haustür, und Sarah trat heraus. Neben sich hörte Daniel Rebekka scharf die Luft einziehen, und auch er war schockiert darüber, wie elend sie aussah. Sie war noch dünner geworden, ihre Schultern waren nach vorne gesunken, und sie ging ein wenig gebeugt. Als sie näher kam und ihnen zulächelte, fielen ihm die tiefen Falten auf, die sich von ihren Nasenflügeln zu ihren Mundwinkeln zogen. Ihr Lächeln wirkte verzerrt. Es beunruhigte ihn. Er hatte diese Art Lächeln oft genug bei verwundeten Soldaten auf dem Schlachtfeld gesehen, um zu wissen, dass sie große Schmerzen haben musste.

»Daniel, Rebekka, wie schön, euch zu sehen. Kommt doch rein.«

Rebekka ging zu ihr und umarmte sie. »Wir wollten fragen, ob wir etwas von eurem Saatgut für unseren Garten haben können.«

»Aber gerne. Komm mit in die Scheune, da kannst du dir aussuchen, was du brauchst.«

Daniel blickte ihnen nach. Sobald sie außer Hörweite waren, wandte er sich an Susanna.

»Es geht ihr schlechter als bei der letzten Gemeeh?«

Susanna nickte. »Sie versucht, es zu verbergen, aber sie hat starke Schmerzen in den Knochen.«

»Rheumatismus?«

»Nein, wohl nicht. Abraham sagt, das wäre anders. Er vermutet, dass sie eine zehrende Krankheit hat. Sie hat auch überhaupt keinen Appetit

mehr, und nichts hilft.« Tränen traten in ihre Augen. »Abraham meinte, sie habe wohl nicht mehr lange zu leben.«

Auf dem Heimweg sprach Daniel mit Rebekka darüber.

»Mir hat sie gesagt, es sei nicht so schlimm, sie habe nur unter der Kälte und der Nässe gelitten. Jetzt, da die Sonne scheint, würde es sicher bald bessergehen.« Sie seufzte. »Vater macht sich auch große Sorgen. Hast du gesehen, wie grau sein Haar geworden ist? Es ist merkwürdig. Ich hatte immer das Gefühl, er altert nicht. Für mich sah er immer so aus wie damals, als ich ein kleines Kind war. Erst bei Susannas Taufe habe ich gesehen, dass er nicht mehr der Mann aus meiner Erinnerung ist.«

»Wahrscheinlich, weil du ihn nicht mehr jeden Tag siehst. Da fallen Veränderungen mehr auf.«

Seine Gedanken wanderten zu seinen Eltern. Wie mochten sein Vater und seine Mutter jetzt aussehen? Ob Barbara wohl ihren Franz geheiratet hatte? Und sein Bruder? Er war jetzt neun Monate fort. Noch hatte er es nicht gewagt, ihnen eine Nachricht zu senden. Vielleicht wurde die Post überprüft, und dann könnte man ihn ausfindig machen. Dass ihm die Flucht gelungen war, mussten sie wissen. Man hätte sie informiert, wenn er gefasst und hingerichtet worden wäre.

In den nächsten Tagen war Rebekka fast nur draußen. Jedes Mal, wenn Daniel aus dem Fenster blickte, sah er sie in ihrem Gärtchen arbeiten. Sie hackte, säte und setzte Stecklinge. Sie schien eine sinnliche Freude daran zu haben, in der Erde zu wühlen.

Schließlich war der Garten so weit fertig, dass zunächst nichts zu tun blieb. Jetzt mussten die Pflänzchen Wurzeln ziehen, die Samen keimen.

Mit Rubens Hilfe zäunte Daniel ein Stück Wiese ein und brachte nun jeden Tag die Kuh mit ihrem Kalb und das Pferd auf die Weide.

Bei der nächsten Gemeeh Ende April fand Ruben endlich den Mut, Susanna zu bitten, zum Singen zu bleiben. Als er am Montag darauf zur Mühle kam, grinste er über das ganze Gesicht.

»Ich habe sie nach Hause begleitet«, vertraute er Daniel an.

»Und hast du sie auch geküsst?«

Ruben riss die Augen auf. »Aber natürlich nicht! Das würde ich nie wagen.«

Daniel tarnte das Lachen, das ihm entfuhr, als Husten.

»Na ja«, sagte er dann. »Wenn du es ernst meinst und sie irgendwann zu deiner Frau machen willst, wirst du es wagen müssen.«

Rebekka lächelte, als er ihr abends im Bett von diesem Gespräch erzählte. »Wer weiß, wenn Susanna ihn mag, küsst sie ihn vielleicht doch zuerst. Sie ist nämlich nicht schüchtern. Ich würde mich sehr freuen, wenn die beiden zusammenkommen. Ruben ist ein sehr feiner Mensch.«

»Ja, das denke ich auch. Und deine Eltern haben sicher nichts gegen ihn. Ein angemessener Bräutigam für ihre Tochter.«

»Sie haben auch nichts mehr gegen dich.«

»Ich weiß. Trotzdem hat dein Vater nicht allzu viel für mich übrig. Er lässt es sich nicht anmerken, aber ich spüre es.«

Joseph hatte sein Angebot, ihm auf dem Hof zu helfen, höflich abgelehnt, obwohl Daniel das Gefühl hatte, dass er und Samuel Hilfe brauchten.

Das Verhältnis zwischen Joseph und ihm würde wohl niemals so herzlich werden wie das zwischen Josua und Joseph. Josua war für Joseph wie ein Sohn.

»Vielleicht«, sagte sie leise, und schmiegte sich enger an ihn, »wird euer Verhältnis besser, wenn er sein Enkelkind in den Armen hält.«

Er stemmte sich auf den Ellbogen und blickte ihr ins Gesicht. Trotz der Dunkelheit sah er ihre Augen leuchten. »Du erwartest ein Kind?«

»Ja. Es war letzte Woche schon das zweite Mal, dass meine Blutung ausbleibt.«

Er starrte sie an und wusste nicht, was er sagen sollte. Ein Kind! Sein erstes Gefühl war Freude. Sie würden eine richtige Familie werden. In der Mühle würde es Kinderlachen geben. Doch dann folgte Sorge. Immer wieder kam es vor, dass Frauen während der Geburt oder danach starben.

Rebekka hob die Hand und strich ihm über die Wange. »Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Ja.« Er beugte sich über sie und küsste sie.

»Aber ich freue mich sehr«, sagte er später.

23. KAPITEL

So oft wie möglich ging Rebekka zum elterlichen Hof, um ihre Mutter zu sehen und zu helfen. Sie übernahm das Buttern und half Susanna bei der Gartenarbeit. Bei der Gelegenheit erzählte sie ihrer Mutter, dass ihre Blutung nun schon das zweite Mal ausgeblieben war.

Sarah strahlte. »So kann ich vielleicht noch mein drittes Enkelkind sehen.«

Das Wort *noch* schnitt Rebekka ins Herz, doch sie rang sich ein Lächeln ab. »Ich wollte erst sicher sein, bevor ich es euch erzähle. Daniel weiß es schon.«

Sarah zählte an den Fingern ab. »Wir haben Anfang Mai, dann sollte dein Kind im November zur Welt kommen.«

»Ein Winterkind.« Ein wenig beunruhigt war Rebekka deswegen. Es würde kalt sein, es würde kein Obst und kein frisches Gemüse geben. Winterkinder starben öfter, erzählten die älteren Frauen.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte ihre Mutter, als hätte sie ihre Gedanken gehört. »Du bist gesund und hast alles, was ein Kind in den ersten Monaten braucht, bei dir.« Sie deutete auf Rebekkas Brust. »Und im Winter ist weniger zu tun, du wirst mehr Zeit für dein Kind haben als im Frühling oder Sommer. Iss im Sommer viel Obst und Gemüse, lagere für den Winter Sauerkraut ein. Du kannst von unserem Weißkohl haben, ich habe mehr als genug gepflanzt. Wie man ihn einlegt, weißt du ja.«

»Danke, Mama.«

Die Natur schien jetzt alles, was sie in diesem viel zu kalten Frühling bisher verpasst hatte, nachzuholen. In Rebekkas Garten drängten sich die ersten Blättchen von Salat und Rettich ans Licht. In den Büschen entlang dem Bach zwitscherten die Vögel, unter den Bäumen breiteten Buschwindröschen ihre weiße Pracht aus. Der Weizen, den ihr Vater so früh gesät hatte, bedeckte die Felder mit zartem Grün. Auf den Weiden standen die Kühe mit ihren Kälbern, in den Ställen säugten die Sauen ihre Ferkel. Überall strotzte es vor Leben, und sie, Rebekka, war mittendrin, auch in ihr wuchs neues Leben. So glücklich war sie noch nie

gewesen.

Daniel war ein ebenso leidenschaftlicher wie zärtlicher Liebhaber, der nicht müde wurde, ihr seine Liebe zu zeigen.

Ruben begleitete sie inzwischen fast jedes Mal, wenn sie ihre Eltern besuchte. Angeblich, um ihr beim Tragen zu helfen, denn ihre Mutter versorgte sie mit Lebensmitteln. Käse, Wurst und eingelegtes Gemüse.

»Du fängst ja erst mit der Vorratshaltung an, und wir haben genug.«
Aber in Wirklichkeit ging es Ruben darum, Susanna zu sehen.

Am Ende der ersten Maiwoche zogen wieder dunkle Wolken auf, und es begann zu regnen. Kein warmer, leichter Mairegen, sondern es goss jeden Tag wie aus Eimern, ohne Pause. Die Sonne schien nicht mehr zu existieren, es wurde auch tagsüber nicht wirklich hell.

»So etwas habe ich noch nie erlebt«, sagte Rebekka und starrte unglücklich auf ihren Garten, wo die zarten Pflänzchen im Schlamm versanken.

»Vielleicht sind es die Maifröste«, sagte Daniel.

»Hoffentlich. Hoffentlich ist es nur vorübergehend. Der Himmel sieht so unheimlich aus.«

Wie um ihre Aussage zu bestätigen, zuckte ein Blitz über ihnen, gefolgt von einem dumpfen Grollen, das immer lauter wurde. Blitz auf Blitz folgte, die Donnerschläge kamen näher und wurden lauter. Rebekka und Daniel gingen zurück ins Haus. Drinnen war es so dunkel, dass sie Kerzen anzündete.

»Ich muss noch mal raus«, sagte Daniel. »Ich muss das Wasser umleiten, bevor es mir das Gerinne unterspült.«

Er nahm seine Jacke, setzte den Hut auf und eilte in die Mühle. Ruben war nicht da, er hatte am Tag zuvor seine Familie besucht. Bei diesem Gewitter kam er sicher nicht.

Rebekka ging in die Küche und legte Holz auf die Glut des Herdes.

Daniel blieb lange weg. Er musste das Wehr am Mühlenweiher umstellen, damit das Wasser aus dem Teich direkt in den Mühlgraben floss, und das kleine Wehr am Gerinne schließen. Eigentlich waren es nur ein paar Handgriffe.

Ein Prasseln schreckte sie auf. Sie lief zum Fenster. Aus dem Regen

war Hagel geworden. Zunächst kleine, dann immer größere Körner fielen herab, bedeckten innerhalb kurzer Zeit den Boden. Und immer noch tobte das Gewitter.

Endlich kam Daniel wieder, komplett durchnässt und zitternd vor Kälte. Eine Pfütze breitete sich an der Stelle aus, an der er stand. Rebekka holte ein Tuch zum Abtrocknen und Kleider zum Wechseln und reichte sie ihm stumm. Sie sahen einander in die Augen. Es hagelte immer noch.

»Die Felder«, sagte sie schließlich mit erstickter Stimme. »Der Hagel vernichtet die Saat.«

Daniel presste die Lippen zusammen. »Den Kartoffeln wird er nicht schaden«, murmelte er.

Der Hagel nicht, aber die Kälte und die Nässe. Aber das wusste er natürlich.

»Wenn sich das Wetter nicht schnell bessert, bekommen wir eine Hungersnot«, sagte er später. »Die Leute haben unter dem Krieg gelitten, jede durchziehende Armee hat Lebensmittel requiriert, sie hatten doch schon letztes Jahr kaum noch Vorräte.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich letzten Sommer von Hessen hierher gewandert bin. Fast überall herrschte Not. Uns in Schönthal geht es besser als den Weltlichen.« Seine Miene wurde nachdenklich. »Aber haben wir genug Vorräte, um eine Missernte zu überstehen?«

»Was wir haben, wird aufgeteilt.«

Doch auch Rebekka machte sich Sorgen. Wenn kein Getreide wuchs, würde es für die Mühle nichts zum Mahlen geben. Kein Geld, kein Mehl für sie. Das bisschen Gemüse, das sie selbst angebaut hatte, würde nicht reichen, um sie über den nächsten Winter zu bringen. Wenn es überhaupt je wuchs. Natürlich konnte sie ihren Vater um Hilfe bitten, doch das widerstrebte ihr. Im Falle einer Missernte würde er selbst zu kämpfen haben, und sie wollte nicht, dass es so aussah, als könne Daniel nicht für seine Familie sorgen.

Das Wetter wurde nicht besser. Jeden Morgen, wenn sie aufstand, bot sich ihr der gleiche Anblick. Der Himmel wolkenverhangen, Regen, Wind. Die Vögel waren verstummt, das Getreide auf den Feldern vom Hagel

zerstört, die Kartoffeln faulten im Boden. Die Wiesen glichen Sümpfen, das Vieh konnte nicht auf die Weide. In ihrem Stall brüllte die Kuh vor Hunger, und das bisschen Milch, die sie gab, brauchte sie für das Kalb. Es blieb nichts für die Menschen, es würde keine Butter, keinen Käse geben.

Ihr Vater erzählte, dass die Bienen nicht flogen. Zwar hatte es zwischendurch tatsächlich einige Tage gegeben, an denen es nicht geregnet hatte. Doch es war so kalt wie sonst im Januar. Die Bienen blieben in ihren Stöcken. Was hieß, dass auch die Obstbäume, die bisher am wenigsten unter dem Wetter gelitten hatten, keine Früchte tragen würden.

Als Rebekka Daniel davon erzählte, reagierte er sehr besorgt.

»Wir müssen die Leute vor einer möglichen Hungersnot warnen.«

»Glaubst du, dass es tatsächlich eine geben wird?« Unwillkürlich legte sie die Hand auf ihren Bauch. Was würde mit ihrem Kind werden, wenn es nicht genug zu essen gab?

»Ehrlich gesagt, bin ich fast sicher. Ich werde mit Caleb reden, wie er darüber denkt.«

Vor der Gemeeh Ende Mai zog Daniel sich einige Zeit mit Caleb und den Ältesten in die Küche der Baumgartners zurück, auf deren Hof der Gottesdienst stattfand. Rebekka setzte sich zu ihren Schwestern.

Nach dem Ende des Gottesdienstes bat Daniel um das Wort. Bischof Wagner nickte ihm zu. Daniel stand auf und trat neben ihn.

»Liebe Brüder und Schwestern. In den letzten Tagen haben einige von euch wieder Getreide in die Mühle gebracht. Ich möchte euch allen raten, nicht euer gesamtes Getreide zu mahlen. Ihr braucht Saatgut für den nächsten Frühling. Denn dieses Jahr wird es nur wenig geben. Selbst wenn sich das Wetter bessert, für den Weizen ist es zu spät.«

»Aber wir haben kein Brot mehr«, sagte Johannes Lapp, und seine Frau, die vor Rebekka saß, nickte.

»Meine Kinder hungern«, warf ein anderer ein. »Ich brauche Mehl, und zwar jetzt. Dann müssen wir eben auf dem Herbstmarkt Saatgut von den Weltlichen kaufen.«

Daniel schüttelte den Kopf. »Und woher sollen die es nehmen? Deren

Ernte wird genauso schlecht sein wie unsere.«

Markus Gerber meldete sich zu Wort. »Dann müssen wir reisen. Das Wetter muss nicht überall so schlecht sein wie hier. Wir schicken jemanden in die Schweiz oder nach Frankreich.«

»Ja, unsere Brüder in der Schweiz werden uns helfen«, sagte Elias.

»Das werden sie sicher.« Calebs sonore Stimme übertönte das aufkommende Gemurmel. »Wenn sie selbst genug haben.«

»Wir wissen nicht, wie das Wetter woanders ist«, ergriff Daniel wieder das Wort. »Aber solche Wolken, so viel Regen und eine solche Kälte habe ich noch nicht erlebt. Ich glaube nicht, dass es nur hier in der Pfalz so ist.«

»Es gibt überall Kornspeicher für Notjahre. Dann kaufen wir dort.«

»Die sind fast leer. Wisst ihr, wie oft die Soldaten Napoleons hier durchgezogen sind?« Daniels Stimme verriet deutlich seinen wachsenden Unmut. »Sie haben das Volk ausbluten lassen. Und außerdem wisst ihr, dass wir die Letzten sein werden, denen sie etwas geben.«

»Ich soll also meine Kinder hungern lassen?«, erhob Noah Eberly seine Stimme. »Nur weil es vielleicht eine Missernte geben könnte, was niemand außer unserem Herrgott weiß?«

Daniel wechselte einen Blick mit Caleb. »Hunger werden wir nicht vermeiden können«, sagte er dann. »Mein Schwiegervater Joseph sagt, dass seine Bienen nicht fliegen. Ihr wisst, was das heißt.«

»Dass es keinen Honig gibt. Und wenn? Dann haben wir halt keinen Honig.« Das war Gideon Lapp.

Joseph stand auf. »Nein. Es heißt, dass die Pflanzen nicht bestäubt werden und keine Früchte tragen werden. Es ist so kalt, dass noch nicht mal Hummeln unterwegs sind. Wir dürfen unsere Augen nicht vor dem verschließen, was passieren kann.«

Einer der Männer erhob sich ungestüm. Es war Jakob Schmucker, der Vater eines Jungen, der zusammen mit Susanna getauft worden war.

»Ich sehe hier nur Schwarzmalerei und wenig Gottvertrauen«, erklärte er laut. »Der Herr wird für uns sorgen, wie er es immer tut. Jemand«, erhob das bärtige Kinn und fixierte Daniel, »versucht, uns Angst einzujagen. Warum? Vielleicht weil er fürchtet, dass seine Mühle stillsteht?«

Von den Männern neben ihm ertönte zustimmendes Gemurmel.

Daniel schüttelte den Kopf. »Wenn es mir darum ginge, dass die Mühle läuft, würde ich euch kaum dazu auffordern, euer Getreide zu horten und nicht zum Mahlen zu bringen.«

»Dann hast du einen anderen Grund. Ich jedenfalls werde alles so machen, wie es schon mein Vater vor mir getan hat. Mein Korn ist gesät, und so Gott will, wird es noch wachsen. Und aus dem letztjährigen backt meine Frau Brot, damit wir zu essen haben, bis wir ernten können.«

»Was sollen wir denn deiner Meinung nach tun, Daniel?«, fragte Markus Gerber.

Caleb ergriff das Wort.

»Abraham, Aaron, Isaak und ich haben mit Daniel darüber gesprochen und wollten euch folgenden Rat geben. Schlachtet euer Vieh. Zunächst die Kälber. Dann habt ihr Fleisch und müsst nicht hungern.«

»Wir sollen unsere Kälber schlachten?« Noah sah sich empört um.

»Ja«, sagte Daniel. »Eure Kühe geben doch kaum noch Milch. Es gibt nicht genug frisches Gras, und Heu hat auch fast keiner mehr. Die Tiere hungern, auch die Kälber. Wenn die Kühe kein Kalb mehr versorgen müssen, brauchen sie nicht so viel Nahrung.«

»Aber dann haben wir keine Milch«, wandte Markus Gerber ein.

»Die habt ihr doch auch so nicht. Oder gibt deine Kuh so viel Milch, dass es für ihr Kalb und deine Familie reicht?«

»Nein«, sagte Markus langsam. »Sie magert zusehends ab.«

»Deshalb. Vielleicht stirbt das Kalb ohnehin. Aber die Kuh kann nächstes Jahr wieder ein Neues bekommen. Und ihr habt zu essen.«

»Das klingt vernünftig.« Thomas Baumgartner hatte sich ebenfalls erhoben. »Ich lebe von der Rinderzucht, ich muss versuchen, möglichst viele Tiere über diese Zeit zu bringen. Doch auch ich werde Kälber schlachten.«

Nach dem Liebesmahl, das aus einer Suppe aus getrockneten Erbsen mit ein wenig Speck bestand, fuhren Rebekka und Daniel durch den strömenden Regen nach Hause. Rebekka dachte über Jakob Schmuckers Worte nach. Daniel zu unterstellen, er wolle sich bereichern, war unerhört. Aber vielleicht hatte er nicht ganz unrecht, wenn er sagte, dass

Daniel zu wenig Gottvertrauen hatte.

»Vielleicht siehst du wirklich zu schwarz«, sagte sie. »Wenn das Wetter doch noch gut wird, werden die Leute dir die Schuld geben, dass sie ihre Tiere geschlachtet haben.«

Daniel wies auf die schlammigen Felder, auf denen kaum ein Halm wuchs. »Das wird nichts mehr. Was jetzt noch nicht gekeimt hat, ist verfault. Ich werde Thomas bitten, auch unser Kalb zu schlachten, so leid es mir tut. Wir können froh sein, wenn wir die Kuh durchbringen.«

Dann hatten sie Fleisch, das sie auch einsalzen konnten. Aber sie konnten sich nicht ausschließlich von Salzfleisch ernähren. Was konnten sie sonst essen? Rebekka dachte an das Liebesmahl. Erbsen! Natürlich. Hülsenfrüchte. Ihre Mutter hatte immer einen Vorrat für den Winter gehabt.

»Wir sollten uns getrocknete Hülsenfrüchte besorgen«, sagte sie.
»Erbsen, Bohnen, Linsen. Sie verderben nicht und sind nahrhaft.«

»Das ist eine gute Idee. Wir fahren morgen nach Steinberg und kaufen welche. Und dann schaue ich auch nach den Kornpreisen.«

Doch die Einkaufsfahrt musste ausfallen. Am Montag ging nach einem Gewitter Eisregen nieder und verwandelte den Hof und die Wege in spiegelglatte Flächen. Erst drei Tage später spannte Daniel das Pferd an und fuhr nach Steinberg. Er hatte Rebekka gebeten, zu Hause zu bleiben.

»Ich weiß nicht, wie die Wege sind, und in deinem Zustand solltest du nicht so durchgeschüttelt werden. Das sagt auch deine Mutter. Außerdem ist es viel zu kalt.«

Während er fort war, holte Rebekka Holz in die Küche und stapelte es neben dem Herd. Es war nass, so konnte sie es nicht verwenden, und draußen würde es nicht trocknen. Ohnehin hatten sie nicht mehr viel Holz. Mittlerweile war es Anfang Juni und immer noch so kalt wie sonst im Winter. Nein, sie glaubte auch nicht mehr, dass es besser werden würde. Seit Wochen hatte sie die Sonne nicht mehr gesehen, und sie sehnte sich so sehr nach blauem Himmel, nach dem Zwitschern der Vögel, nach dem betörenden Duft des Geißblatts. An der Ecke des Wohnhauses rankte ein Strauch zum Dach empor, doch dieses Jahr trug er kaum Blüten, und sie dufteten nicht.

Rebekka kämpfte gegen die Tränen. Sie kamen ihr allzu leicht in den letzten Tagen. Vielleicht lag es an der Schwangerschaft. Ihre Mutter hatte ihr erzählt, dass viele Frauen in den ersten Monaten unter heftigen Stimmungsschwankungen litten. Der Gedanke an ihre Mutter machte sie noch trauriger. Es ging ihr schlecht, sie hatte ständig Schmerzen und schien regelrecht in sich zusammenzufallen.

Um sich abzulenken, fegte Rebekka das Haus, dann setzte sie sich in die Küche und nähte. Sie hatte schon vor Wochen angefangen, Kleider für ihr Kind zu nähen.

Gegen Abend kam Daniel zurück, später als erwartet, durchnässt und durchgefroren. Rebekka lief auf den Hof und half ihm, das Pferd zu versorgen.

»Ich bin bis Kaiserslautern gefahren«, berichtete er. »Aber viel habe ich nicht bekommen. Die Preise sind schon gestiegen, auch für Hülsenfrüchte. Getreide kostet viermal so viel wie sonst. In den Städten gibt es bereits Unruhen, weil die Teuerung so schlimm ist, dass sich die Armen kein Brot mehr leisten können, hat der Händler erzählt. In Steinberg und sogar in Kaiserslautern hungern die Leute. Uns geht es noch vergleichsweise gut.«

Er hatte einen Sack mit Trockenerbsen und einen mit Linsen erstanden. Dazu eine Seite Speck.

Sie brachte die Sachen in den Keller. Ein paar Kartoffeln hatte sie auch noch, dazu drei Zöpfe Zwiebeln und einige Knollen rote Rüben, die in einer Kiste mit Sand lagerten. Damit würden sie schon einige Zeit auskommen, auch wenn es nicht gerade abwechslungsreiche Kost sein würde, die sie aufischen konnte.

Schweren Herzens brachte Daniel das Kalb zum Schlachten zu Thomas. Damit gab es im Juni erst einmal frisches Fleisch und ein bisschen Milch. Doch die Kuh magerte zusehends ab, ebenso das Pferd. Die Mühle stand still, denn die meisten folgten Daniels Rat und behielten das wenige Korn, das sie noch hatten. Nur Jakob Schmucker nicht, doch der brachte sein Korn zum Müller in Mehlingen, wie Rebekkas Vater ihr erzählte.

Anfang Juli ging es ihrer Mutter schließlich so schlecht, dass Rebekka ins Elternhaus zog. Es war nun klar, dass sie in den nächsten Tagen sterben würde. Rebekka saß an ihrem Bett und hielt ihre Hände. Sie war

so abgemagert, dass ihre Arme nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen schienen. Abraham hatte ihr Mohnsaft gegeben, um die Schmerzen zu lindern. Sie schlief sehr viel.

Auch Elisabeth war gekommen. Die kleine Ruth tappte im Haus umher und zauberte so manchem trotz der Trauer ein Lächeln ins Gesicht. Ihren kleinen Sohn Peter bettete Elisabeth in eine Wiege in der Küche, wo sie ihn auch stillte.

Rebekka erschrak, als sie ihre ältere Schwester sah. Auch Elisabeth war dünn geworden, unter ihren Augen lagen tiefe Schatten, und sie wirkte erschöpft.

»Das Stillen strengt an«, sagte sie auf Rebekkas Frage, wie es ihr gehe. »Peter schreit viel. Und natürlich müssen wir sparsam mit dem Essen sein. Es gibt ja kaum noch etwas.«

Unwillkürlich legte Rebekka die Hände an ihre Wangen, war sie ebenfalls dünner geworden, und sah sie auch so elend aus? Elisabeth bemerkte die Geste und lächelte. »Du siehst gut aus, die Schwangerschaft bekommt dir.«

Mittlerweile wölbte sich ihr Bauch auch ein klein wenig, allerdings erkannte man es noch nicht unter dem Kleid.

Es hatte sich in den Nachbarhöfen herumgesprochen, dass Sarah Lehmann im Sterben lag, und so kamen in den nächsten Stunden die Nachbarn, um sich zu verabschieden. Wie es üblich war, blieben einige Frauen im Haus und halfen, den Haushalt weiterzuführen, während die Männer die Stall- und Feldarbeit übernahmen, damit die Familie der Sterbenden sich um nichts kümmern musste.

Joseph wählte unter seinen Freunden vier Grabmacher aus, die auf dem Friedhof das Grab für Sarah ausheben würden. Er verbrachte die meiste Zeit an Sarahs Krankenlager.

Caleb Wagner kam mit seiner Frau Lea, Ruben, Johanna und Maria.

»Nun ist es also so weit, dass unser Herr einen Menschen wie Sarah nötiger braucht als wir«, sagte er. »Wir werden sie in einem anderen Land wiedersehen.«

Seine Worte trösteten Rebekka ein wenig. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass ihre Mutter nicht mehr da sein würde, wenn ihr Kind zur Welt kam, nicht bei der Geburt dabei sein konnte, ihr nicht mit Rat

und Tat zur Seite stehen würde. Natürlich konnte sie sich mit Fragen an Elisabeth oder jede andere Frau wenden, doch es war nicht das Gleiche. Sie hatte das Gefühl, selbst wieder zum Kind zu werden, jetzt wo sie eines erwartete. Doch sie würde mit ihren Nöten und Fragen nicht mehr zu ihrer Mutter gehen können.

Sarah starb in den frühen Morgenstunden des siebten Juli. Joseph und ihre Kinder waren bei ihr, und nachdem sie ihren letzten Atemzug getan hatte, knieten alle nieder und beteten.

Niemand weinte. Rebekka fühlte sich wie ausgehöhlt. Sie sah auf das Gesicht ihrer Mutter. Wie anders sie jetzt aussah. Die Nase wirkte spitzer als sonst, die Haut wächsern. Sie wusste nicht, wie lange sie dort gekniet hatte, als jemand sie am Arm berührte.

»Komm, Liebes«, sagte Daniel und half ihr auf. Auch ihre Geschwister erhoben sich, nur ihr Vater blieb noch auf den Knien.

Als Daniel sie aus dem Zimmer führte, zitterten ihre Beine, sie glaubte, keine Luft mehr zu bekommen. Nun hatte sie keine Mutter mehr.

Und dann spürte sie etwas. Ein Zucken in ihrem Unterleib. Ganz leicht. Wie erstarrt blieb sie stehen, horchte, fühlte nach innen. Da war es wieder. Als würde dort ein winziger Frosch hüpfen. Sie legte die Hand auf ihren Bauch.

Daniel verstärkte seinen Griff an ihrem Arm. »Was hast du? Ist dir nicht gut? Du bist ganz blass.«

»Es ist das Kind«, sagte sie. »Es bewegt sich. Unser Kind. Ich spüre es.« Sie lachte und weinte gleichzeitig.

Ein Wunder. Ein Wunder, das entstanden war, als Daniel und sie sich geliebt hatten, das jetzt in ihr wuchs und sich bewegte.

Stumm nahm Daniel sie in die Arme.

Rebekka, Susanna und Elisabeth zogen ihrer Mutter das weiße Totenkleid an.

»Die werden mit mir wandeln in weißen Kleidern, denn sie sind's wert.« So stand es in der Bibel.

Joseph und Samuel legten sie in den Sarg. Abraham, Aaron Eberly, Thomas Baumgartner und Markus Gerber hielten die Totenwache. Zwei Nächte lang. In der dritten Nacht kamen die vier Grabmacher und

wachten an Sarahs Sarg. Am vierten Tag nach ihrem Tod wurde sie beerdigt. Es war eine schlichte Zeremonie. Rebekka stand auf dem Friedhof und zitterte vor Kälte. Es regnete immer noch.

Der Gedanke, dass ihre Mutter hatte gehen müssen, ohne noch mal einen Frühling zu erleben, ohne noch einmal die Sonne zu sehen, trieb Rebekka die Tränen in die Augen. Sarah hatte immer so viel Freude an ihrem Garten gehabt, und nun ging alles zugrunde.

Auf das Grab ihrer Mutter wurde ein Pfahl gestellt, der Platz ihrer letzten Ruhestätte im Gemeindebuch verzeichnet. Später würde man einen Stein mit ihrem Namen und Geburts- und Todestag aufstellen.

24. KAPITEL

Im Juni hatte Rebekka noch geglaubt, das Wetter müsse doch irgendwann besser werden, doch sie hatte sich geirrt. Wenn wirklich mal kein Regen fiel, zog Nebel über die Schönthaler Höfe. Es blieb kalt, und immer wieder wüteten heftige Stürme, entwurzelten Bäume, und einer deckte das Dach von Benjamin Joders Scheune ab. Bäche und Flüsse traten über die Ufer und richteten noch mehr Schaden an.

Genau fünf Tage zählte Rebekka im Juli, an denen es nicht regnete. Noch mussten die Menschen in der Gemeinde der Ammannleit nicht hungern. Alles, was man noch besaß, wurde geteilt. Trotzdem beschlossen Caleb Wagner und die Ältesten, zwei Männer in die Schweiz zu schicken, um dort Getreide bei den Brüdern zu kaufen.

Mitte Juli spannten Ruben Wagner und Thomas Baumgartner zwei Pferde vor einen gedeckten Wagen und brachen auf. Inzwischen war klar, dass es dieses Jahr keine Heuernte geben werde, und da auch kaum Gras wuchs, wurden die Kühe geschlachtet, bevor sie verhungerten. Die Schweine wurden tagsüber in den Wald getrieben, wo sie sich ihr Futter selbst suchen konnten, doch sie fanden wenig und wurden jeden Tag dünner. Auch für die Hühner gab es kein Futter, und so wurden auch sie geschlachtet.

Es wurde still auf den Schönthaler Höfen. Morgens krähten keine Hähne mehr, auf den Höfen scharrten keine Glucken mit ihren Küken nach Futter, die Ställe waren verwaist. Ab und zu bellte ein Hund, doch auch davon gab es nicht mehr viele.

Fleck, der Hund auf dem Schwarzbacherhof, hatte Glück. Die ganze Familie hing an ihm, und noch konnte er mit Schlachtabfällen gefüttert werden.

Auch in der Mühle gab es außer Daniels Pferd und zwei Hühnern keine Tiere mehr. Die Hühner liefen im Stall und im Hof umher. Dort fanden sie ab und zu Würmer oder Schnecken, und Rebekka fütterte sie mit Abfällen aus der Küche.

Nach etwa zehn Tagen kamen Ruben und Thomas zurück. Mit leerem

Wagen. Am Abend ihrer Ankunft versammelte sich die Gemeinde in der Scheune der Baumgartners, um den Bericht der beiden Männer zu hören.

»Die Schweizer haben die Ausfuhr von Korn verboten und verhängen Strafen, wenn sich jemand nicht daran hält«, sagte Thomas. »Auch sonst ist nirgends Getreide zu bekommen, weder in den Dörfern noch in den Städten.«

Auf ihrem Weg waren sie an verlassenen Gehöften vorbeigekommen, auf den Straßen gab es so viele Bettler wie nie zuvor.

»Männer, Frauen mit Kindern, ganze Familien ziehen bettelnd von Haus zu Haus«, fuhr Thomas fort. »Doch die Leute haben nichts zum Teilen.«

»Die Weltlichen sehen das schlimme Wetter als Strafe Gottes für ihre Sünden«, erzählte Ruben. »Sie versammeln sich vor den Kreuzen auf den Feldern und beten.«

»Wenn Gott die Ungläubigen für ihre Sünden strafen will, warum verhängt er dann eine Strafe, die alle trifft, auch uns?«, brummte Gideon ungehalten.

Caleb Wagner warf ihm einen strengen Blick zu. »Weil auch wir nicht frei von Sünde sind. Niemand ist es. Etwas anderes zu behaupten, ist Hochmut.«

Thomas nahm die Erzählung wieder auf. »In Freiburg hat uns ein Mann von einer Prophezeiung erzählt, die ein Italiener gemacht haben soll: Er und viele andere hätten beobachtet, dass die Sonne dieses Jahr ungewöhnlich viele und große Flecken hat. Diese sollen dazu führen, dass die Sonne ausbrennt und erlischt. Die Kälte und das schlechte Wetter wären nur der Anfang.«

»Dann ist das Ende der Welt nah?«, flüsterte Hannah Gerber und blickte sich erschrocken um, als erwarte sie, dass die Scheune sofort einstürzte.

»Das wissen wir nicht, und auch sonst niemand«, sagte Abraham. »Das liegt allein in Gottes Hand.«

Rebekka legte die Hände über ihren Bauch. Sollte ihr Kind niemals das Licht der Welt erblicken? Hilfe suchend sah sie zu Daniel. Der schüttelte den Kopf.

»Das halte ich für Aberglaube. Nur weil ein Papist in Italien das

behauptet, muss es nicht stimmen. Sonnenflecken gab es auch früher schon. Mein Vater hat mir davon erzählt.«

»Ihr seid also gar nicht bis Bern gefahren?«, fragte Caleb.

»Nein, Vater. Kurz vor der Grenze erzählte uns ein Bruder, dass die Schweiz die Ausfuhr von Korn verboten habe. Daraufhin sind wir ins Elsass gefahren, weil wir gehofft hatten, dort wäre es besser. Aber in Frankreich ist die Not noch größer.«

»Unseren Brüdern dort geht es gut, sie halten zusammen und helfen sich gegenseitig, wie wir«, ergriff Thomas wieder das Wort. »Doch sie berichten auch von Überfällen und Plündereien der Weltlichen auf die Ammannischen Höfe, und die Papisten behaupten, die Häftler und die Knopfler stünden mit dem Teufel im Bunde, weil sie noch Vorräte haben. Der Bischof der Gemeinde bei Strasbourg befürchtet, dass sie demnächst wieder verfolgt werden.«

Das waren schreckliche Nachrichten. Rebekka kannte die Zeit der Verfolgung nur aus den Erzählungen der Alten und natürlich aus dem Märtyrerspiegel, dem dicken Buch, in dem die Geschichte der täuferischen Märtyrer von den ersten Aposteln an bis ins Jahr 1660 erzählt wurde. Jeder Ammanische kannte die Geschichten der Männer und Frauen, die verbrannt, ertränkt worden waren oder als Galeerensklaven verurteilt. Am meisten hatte sie das Schicksal von Dirk Willems berührt. Man hatte ihn eingekerkert und zum Tode verurteilt, doch es gelang ihm zu fliehen. Er flüchtete über einen zugefrorenen Weiher. Einer seiner Verfolger brach ein und drohte zu ertrinken. Willems hörte seine Schreie, machte kehrt und rettete ihn vor dem Ertrinken. Doch dabei wurde er festgenommen und kurze Zeit später auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Was mochte in ihm vorgegangen sein, als er sich entschlossen hatte, sein eigenes Leben zu riskieren, um das seines Feindes zu retten?

25. KAPITEL

Daniel war nachdenklich, als er mit Rebekka zur Mühle zurückging. Bis er hierhergekommen war, hatte er nicht gewusst, wie sehr die Täufer früher verfolgt worden waren.

Sie waren unbeliebt, man neidete ihnen ihren Wohlstand, ohne zu wissen, wie hart sie dafür arbeiteten, man hielt sie für Ketzer. Doch von Folter, Tod, Verschickung auf die Galeeren hatte er erst erfahren, seit er in Schönthal lebte.

Er hielt es für sehr wahrscheinlich, dass es in absehbarer Zeit auch hier zu Überfällen und Plünderungen kam. Und die Ammannleit würden sich nicht wehren. Er presste die Lippen zusammen. Er bewunderte die Menschen, unter denen er seit mehr als einem Jahr lebte. Sie hatten ihm gezeigt, was Zusammenhalt bedeutete, dass man Streitigkeiten anders lösen konnte als mit Gewalt. Doch wenn man ihnen jetzt die Lebensmittel stahl, bedrohte man damit ihr Leben. Und er war nicht bereit, das ohne Gegenwehr hinzunehmen, er hatte nicht das Zeug zum Märtyrer.

Nur war er wahrscheinlich der Einzige, der bereit wäre, sich zu wehren. Vielleicht gab es noch einige unter den jungen Männern, die dachten wie er. Niemand konnte wirklich wissen, was er täte, wenn es ans Leben ging oder darum, die Familie zu schützen.

Er sah Rebekka an, die an seiner Seite ging, aufrecht und anmutig wie immer. Sollte jemand versuchen, ihr etwas anzutun, würde er sie verteidigen, wenn es sein musste, auch mit der Waffe.

Sie bemerkte seinen Blick und sah lächelnd zu ihm auf. »Über was grübelst du?«

»Ich überlege, wie wir uns vor Plünderung schützen können.«

»Du glaubst, es wird auch hier so weit kommen?«

»Ich bin sicher. Die Menschen hungern bereits, und es wird noch schlimmer werden.«

»Dann ist es vielleicht Gottes Wille, dass wir mit ihnen teilen.«

»Das würde ich sofort tun, wenn wir selbst genug hätten und dadurch Leben retten können. Aber so ist es nicht. Es gibt nicht genug für alle. Und sie werden erst aufhören, wenn auch wir nichts mehr haben.« Er

blieb stehen. »Das ist es.«

»Was?«

»Wir sollten ein geheimes Vorratslager anlegen und nur das, was wir in den nächsten ein oder zwei Tagen brauchen, in den Häusern haben.

Dann können sie uns zwar ein bisschen was nehmen, aber nicht alles.«

Langsam ging er weiter. Es bedeutete Aufwand, weil man mehrmals in der Woche seine Lebensmittel aus dem Lager holen musste, aber es gab ihnen Sicherheit. Und so wussten sie auch, wie lange ihre Vorräte reichen würden, wenn sie zentral lagerten.

»Ich rede mit Caleb darüber.« Am liebsten wäre er sofort umgekehrt, doch es war besser, diese Idee zu überdenken und sich Antworten auf mögliche Einwände zu überlegen.

Caleb Wagner hatte keine Einwände, als Daniel ihm die Idee vortrug und zu seiner Überraschung auch die Ältesten nicht.

»Aber wo wollen wir die Sachen lagern«, fragte Abraham. »Wenn sie kommen, werden sie Häuser, Scheunen und Ställe durchsuchen.«

Auch darüber hatte Daniel sich Gedanken gemacht.

»Wir heben eine Grube im Wald aus und verkleiden sie mit Holz. Darauf kommt ein Deckel, den wir mit Laub und Zweigen tarnen können. Am besten in der Nähe des Baches. Dort ist es kühl, falls es in diesem Sommer doch noch warm werden sollte.«

»Wir fangen morgen mit der Arbeit an«, sagte Caleb. »Ruben, Daniel und ich. Ich frage noch Thomas, Joseph und Gideon. Mit Josephs Sohn sind wir sieben, dann sollten wir schnell fertig sein. Ich werde es am Sonntag in der Gemeeh vortragen. Natürlich ist es freiwillig, niemand wird gezwungen, seine Vorräte zu verstecken.«

Innerhalb weniger Tage hatten die Männer eine Grube ausgehoben. Zum Verkleiden nahmen sie Bretter aus einer eingestürzten Scheune.

Bei der Gemeeh waren fast alle einverstanden, ihre Vorräte, die ja ohnehin geteilt wurden, dort zu lagern. Nur Jakob Schmucker murrte.

»Warum wurden wir nicht gefragt, als es darum ging, wo die Grube sein soll? Für mich ist der Weg dorthin weit. Und wer ist sicher, dass der Müller sich nicht heimlich an unseren Vorräten bedient, wo er doch das Lager vor der Nase hat?«

Daniel fuhr auf. »Ich habe das Lager keineswegs vor der Nase, es befindet sich auf dem Land von Joseph Lehmann. Es sollte in der Nähe des Baches sein, weil es dort kühl ist und wahrscheinlich niemand dort ein Vorratslager vermutet. Abgesehen davon, wie kommst du dazu, mir zu unterstellen, ich würde betrügen?«

Alle drehten sich zu Schmucker um, der plötzlich unbehaglich dreinsah. Bevor er etwas sagen konnte, erhob Caleb die Stimme.

»Niemand wird gezwungen, seine Vorräte dorthin zu bringen. Wer glaubt, sie seien in seinem Haus sicherer, mag sie dort behalten. Sollte es allerdings zu Plünderungen kommen, hat derjenige kein Recht auf die Vorräte der Gemeinde.«

Isaak, der Armendiener, runzelte die Stirn. »Ist das christlich?«

»Wir helfen jedem, der unverschuldet in Not gerät«, antwortete Caleb. »Aber das wäre nicht unverschuldet.«

Isaak nickte. Bis auf Schmucker brachten alle ihre Vorräte in das gemeinsame Lager.

Daniels Befürchtung, das Wetter werde sich nicht bessern, bewahrheitete sich. Es blieb kalt, und als er eines Morgens Ende Juli aus dem Fenster blickte, war der Boden weiß. Ungläubig schüttelte er den Kopf, rieb sich die Augen und sah noch einmal hin. Es hatte geschneit. Eigentlich waren jetzt die Hundstage, die heißeste Zeit im Sommer. Wie würden erst der Herbst und der Winter werden?

Noch musste in Schönthal niemand hungern, es gab genug Fleisch, da fast alle Tiere geschlachtet worden waren. Daniel wunderte sich, dass es doch recht wenige Bettler waren, die durch die Höfe zogen. Anscheinend hielten sich Hunger und Verachtung für die Wiedertäufer bei den Weltlichen noch die Waage.

Im September entdeckten Daniel und Ruben beim Holzsammeln eine Gruppe von sechs Männern, die mit Mistgabeln und Knüppeln bewaffnet von Steinberg herkamen. Sie marschierten auf dem Weg zum Schwarzbacherhof. Daniel und Ruben duckten sich im Gesträuch, bis die Männer vorbeigegangen waren.

»Lauf zu deinem Vater und sag ihm, dass Plünderer unterwegs sind«, raunte Daniel Ruben zu. »Ich laufe zum Schwarzbacherhof und schaue,

ob ich helfen kann.«

Besorgt sah Ruben den Männern nach. »Susanna ist dort.«

»Und Joseph und Samuel und ich.«

Er wartete nicht auf Antwort, sondern rannte los, quer über die Weide. Vielleicht schaffte er es vor den Männern zum Hof. Der nasse Boden schmatzte unter seinen Füßen, bei jedem Schritt sank er ein. Zum Glück schienen diese Leute nichts von der Mühle zu wissen, sonst wären sie sicher zuerst dorthin gegangen, in der Hoffnung, Getreidevorräte zu finden.

Die Weide grenzte an den Gemüsegarten der Lehmanns, in dem jetzt nur ein paar kümmerliche Kohlrabi und Rüben wuchsen.

Als er den Garten betrat, hörte er Josephs Stimme von der Haustür.

»Wir haben selbst nicht viel, aber wenn ihr hungrig seid, teilen wir mit euch.«

»Aber wir teilen nicht mit euch, Ketzerpack. Los, Otto, durchsuch die Ställe nach Vieh, und du, Konrad, schau in der Scheune. Bestimmt haben sie ihr Zeug hier irgendwo versteckt.«

Daniel hastete um das Haus herum und ging dann gemächlichen Schrittes auf die Gruppe zu, wobei er einen nach dem anderen musterte. Die Männer waren dünn, aber nicht so ausgemergelt wie viele der Gestalten, denen man jetzt auf den Wegen begegnete. Das waren keine hungernden Bauern, sondern Diebesgesindel. Die hatten wahrscheinlich auch in den Jahren davor davon gelebt, ehrliche Leute auszuplündern.

»Ach, noch einer«, höhnte derjenige, der die Befehle erteilt hatte, bei Daniels Anblick.

Daniel reagierte nicht auf seine Worte, sondern stellte sich neben Joseph und Samuel vor den Hauseingang.

Der Anführer grinste. »Das nützt euch auch nichts. Anton, Franz, ihr durchsucht das Haus.«

Zwei der Männer gingen auf die Haustür zu. Joseph trat einen Schritt zur Seite, aber Daniel blieb stehen und verstellte ihnen den Weg.

»Warum wollt ihr ins Haus, wenn er doch anbietet, mit euch zu teilen?«

»Weil wir nicht mit euch teilen, habe ich gesagt. Und jetzt mach Platz.« Der Anführer hob drohend den Knüppel.

Daniel ballte die Fäuste. Der Kerl vor ihm war kleiner als er, es wäre

ein Leichtes, ihm den Knüppel wegzunehmen. Durfte er das? Solange er ihm das Ding nicht über den Kopf zog, war es noch keine Gewalt – oder doch?

Joseph ersparte ihm die Entscheidung, indem er ihn am Arm zu Seite zog. »Daniel«, sagte er mahnend.

Die beiden Männer gingen ins Haus, wobei sie einen Bogen um Daniel machten. Kurze Zeit später hörte man sie in der Küche rumoren.

Jetzt standen nur noch der Anführer und ein weiterer vor der Tür. Sie behielten Daniel, Joseph und Samuel im Auge.

Aus dem Haus tönte jetzt ein Krachen, als würde etwas umgeworfen, und dann das Scheppern von Geschirr und Töpfen. Daniel sah Joseph an. Der hatte die Lippen zusammengepresst, in seiner Wange zuckte ein Muskel, aber er rührte sich nicht von der Stelle. In Samuels Gesicht allerdings stand blanke Wut. Er ballte die Fäuste und warf den beiden Männern vor ihnen mörderische Blicke zu.

Dann kamen Anton und Franz wieder heraus. Sie trugen ein kleines Stück Pökelfleisch, drei Knollen Rote Bete und einen winzigen Kohlkopf. »Das ist alles, Heinrich.«

Der Anführer sah von der mageren Ausbeute zu Joseph. »Das glaube ich nicht. Irgendwo muss noch etwas sein.«

Die beiden Männer, die die Ställe und die Scheune durchsucht hatten, kamen über den Hof.

»In der Scheune ist nichts«, sagte einer. Der andere hielt ein Huhn hoch, dem er den Hals umgedreht hatte. »Das habe ich gefunden, sonst nichts.«

»Nur ein Huhn? Los, durchsucht noch mal das Haus, nicht nur die Küche. Stellt alles auf den Kopf.«

In diesem Augenblick kamen Ruben, Caleb und Michael, Elisabeths Mann, über den Hof. Erleichtert atmete Daniel auf.

»Ich habe gehört, hier braucht jemand Hilfe«, sagte Caleb. Er kam wohl aus der Werkstatt, sein Gesicht und seine Hände waren mit Ruß verschmiert, und er trug einen kleinen Schlichthammer in der Hand.

»Diese Männer baten um Essen«, sagte Joseph. »Sie haben es bekommen.«

Caleb musterte die Männer. »Gut, dann könnt ihr ja jetzt gehen.«

Dass sie plötzlich von sechs Männern umringt waren, schien die Halunken zu verunsichern, sie rückten enger zusammen. Nur ihr Anführer schüttelte den Kopf.

»Was soll das? Ich habe gesagt, ihr sollt das Haus durchsuchen«, fuhr er seine Männer an.

»Warum?«, fragte Caleb. »Was sucht ihr denn?«

Daniel konnte nicht mehr an sich halten. »Sie glauben, dass es hier noch mehr zu holen gibt. Aber sie haben schon alles.«

»Wenn er das sagt, könnt ihr es glauben.« Caleb sprach ruhig, weder in seiner Stimme noch in seinem Gesicht lag eine Drohung. Seine beeindruckende Gestalt und die Autorität, die er ausstrahlte, reichten völlig, um die Männer zu verunsichern. Außerdem stellte sich Ruben, der ebenso groß war wie sein Vater, wenn auch nicht so breit, neben Daniel, Joseph und Samuel vor die Haustür.

Der Anführer lief rot an und trat drohend auf sie zu. »Macht Platz!«

Daniel spannte die Muskeln an und sah ihm ins Gesicht. Wenn er vorbei wollte, musste er ihn schon zur Seite schieben. Neben sich hörte er Ruben tief atmen. Er hatte sich aufgerichtet, die Schultern zurückgenommen und wollte wohl auch nicht weichen. Kein Wunder, Susanna war irgendwo im Haus, und wer mochte wissen, was den Kerlen einfiel. Auch Joseph und Samuel standen still.

Vielleicht wäre es Heinrich gelungen, sich Eintritt zu verschaffen, wenn seine Kumpane ihm gehorcht hätten. Doch sie rührten sich nicht von der Stelle. Heinrich wandte sich wieder um und stand unmittelbar vor Caleb und Michael, die näher gekommen waren. Rasch trat er einen Schritt zurück. In seinem Gesicht spiegelten sich deutlich seine Zweifel. Daniel unterdrückte ein Grinsen. Offensichtlich war dieser Kerl nicht mehr sicher, ob er sich darauf verlassen sollte, dass Täufer sich nicht wehrten. Jedenfalls war klar, dass ihn der Mut verließ. Er winkte seinen Kumpanen.

»Wir gehen.«

»Eine gute Entscheidung«, sagte Caleb freundlich. »Ich finde allerdings, ihr solltet das Essen mit denen teilen, die es euch gegeben haben. Also lasst das Huhn und den Kohl hier und nehmt das Fleisch und die Rüben. Gott wird es euch lohnen.«

Heinrich schnappte nach Luft, doch seine Kumpane ließen Huhn und Kohl fallen und machten, dass sie wegkamen.

Daniel sah ihnen nach, seine Wangenmuskeln schmerzten vom unterdrückten Lachen. Ein Blick auf die andern zeigte, dass es Ruben ähnlich ging, und auch um Calebs Mundwinkel zuckte es. Sein Schwiegervater schien allerdings nicht so zufrieden zu sein. Er sah Caleb prüfend an.

»Steht nicht geschrieben: Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern: Wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar?«

»Das steht geschrieben. Doch es bedeutet nicht, dass ich demjenigen auch die Hand führen muss, wenn er es nicht wagt, mich auf die andere Backe zu schlagen. Und ist es wirklich Widerstand, einfach nur dazustehen? Wir haben niemanden bedroht.«

Joseph warf einen langen Blick auf den Hammer in Calebs Hand.

»Ach der? Ich war gerade dabei, den Reif für ein Wagenrad zu formen, als Ruben kam. Ich bin einfach losgelaufen und habe erst dann gemerkt, dass ich den Hammer noch in der Hand hatte. Und da konnte ich ihn schlecht irgendwo hinwerfen.«

Joseph nickte, doch seine Miene blieb skeptisch, und auch Daniel wusste nicht so recht, was er von Calebs Worten halten sollte. Als Bischof war er für die Einhaltung der Ordnung zuständig, gemeinsam mit den Ältesten, doch er schien manches großzügiger auszulegen, als es die Ordnung vorschrieb. Daniel konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass es Bischof Caleb Wagner gefallen hatte, seine beeindruckende Statur zu nutzen, um diese Bande einzuschüchtern.

»Ich sehe nach, wie es Susanna geht«, sagte Ruben und lief ins Haus. Joseph und Samuel folgten ihm.

»Daniel, Michael, wir sollten diesen Burschen den Weg aus unserem Dorf zeigen«, erklärte Caleb. »Nicht dass sie sich noch verlaufen.«

Doch das erwies sich als unnötig. Als sie die Straße erreichten, sahen sie die Männer nur noch aus der Ferne. Sie gingen den Weg zurück, den sie gekommen waren.

In Gedanken versunken kehrte Daniel zur Mühle zurück. Rebekka

erwartete ihn bereits. »Wo ist denn das Holz?«

Das Holz! Das hatte er völlig vergessen, es lag noch an der Stelle, an der er die Plünderer entdeckt hatte.

»Ich hole es später.«

Er setzte sich mit ihr in die Küche und erzählte, was passiert war.

Nach den Plünderern kamen die Bettler. Erst nur wenige, doch bald wurden es mehr. Sie zogen die Straßen entlang, entsetzlich elende Gestalten. Frauen, deren Gesichter Totenköpfen glichen, zerrten Kinder hinter sich her, die sich kaum noch auf den Beinen halten konnten. Männer bettelten verzweifelt um ein bisschen Essen für ihre Familien. Doch im Oktober besaßen die Ammannleit selbst kaum noch etwas zu essen.

In der geheimen Vorratskammer befanden sich nur noch ein paar Rüben, etwas Sellerie und einige mickrige Kartoffeln, die ekelerregend süßlich schmeckten, aber trotzdem gegessen wurden. Ein wenig Salzfleisch gab es auch noch.

Rebekka hatte ständig Hunger, doch sie brachte das Pökelfleisch kaum noch hinunter. Sie hatte Appetit auf Obst und Gemüse. Abgesehen von ihrem gewölbten Bauch war sie so mager, dass Daniel sich große Sorgen um sie machte. Er gab ihr alles, was er an Gemüse auftreiben konnte, jeden Apfel, den er fand, und ernährte sich selbst nur von Fleisch.

Aus der mageren Weißkohlernte hatten Rebekka und Susanna Sauerkraut gemacht. Abraham hatte ihr geraten, das Kraut nicht zu kochen, sondern es roh zu essen, und so zwang sie sich dazu, jeden Tag eine kleine Portion davon zu verzehren. Abgesehen davon, dass sie mager war und sich nicht mehr daran erinnern konnte, wie es war, sich richtig satt zu essen, war sie jedoch gesund. Das sagte jedenfalls Maria Eberly, die als Hebamme alle Kinder in Schönthal zur Welt brachte. Ihr Kind wuchs und bewegte sich. Besonders nachts strampelte es. Rebekka machte sich Sorgen, weil sie so dünn war, doch Maria versicherte ihr, dass ihr Kind sich schon alles, von ihr holen würde was es benötigte.

Mitte Oktober beschloss Daniel, sein Pferd zu schlachten. Er weinte fast, als er es Rebekka erzählte. Bisher hatte er alles versucht, um Tristan zu retten, hatte ihm Laub zu fressen gegeben, hatte ihn sich sein

Futter im Wald selbst suchen lassen. Trotzdem war das Tier abgemagert. Rebekka konnte jede Rippe unter dem glanzlosen, struppigen Fell sehen, die Hüftknochen und der Widerrist stachen hervor wie bei einem uralten Gaul, und über den Augen hatte er tiefe Höhlen.

»Jetzt gibt es nicht einmal mehr Laub«, sagte Daniel. »Er wird elend verhungern, und das möchte ich ihm ersparen.«

Rebekka nickte. Von den Pferden ihres Vaters lebte nur noch die Schwarzwälder Stute Lotte. Ihr Fohlen, das er Rebekka und Josua voller Freude als Hochzeitsgeschenk versprochen hatte, war einige Wochen nach der Geburt gestorben. Caspar, sein Lieblingspferd, hatte er ebenfalls töten lassen, bevor es verhungerte.

»Ich bitte Thomas, es zu tun«, sagte Daniel. »Ich kann das nicht.«

Anfang November wurden bis auf einen Eber und zwei Sauen alle Schweine der Gemeinde geschlachtet. Auch sie hatten nicht viel Fleisch angesetzt, doch immerhin hatten sie sich im Wald von Eicheln ernähren können. Jeder Haushalt bekam Wurst und Fleisch zugeteilt.

Nun, da die Geburt des Kindes bevorstand, fühlte sich Rebekka entsetzlich schwerfällig. Sie sehnte das Ende ihrer Schwangerschaft herbei und fürchtete sich gleichzeitig davor. Weniger vor den Schmerzen als vor dem, was danach kommen würde. Würde sie genug Milch haben, um ihr Kind ernähren zu können? Wie würde der Winter werden? Es war ungewöhnlich kalt, es regnete ohne Unterlass, auf den Wiesen stand das Wasser, weil die Erde keinen Regen mehr aufnehmen konnte. Der Schwarzbach führte schon seit dem Sommer Hochwasser. Daniel hatte das Wehr zum Gerinne am Mühlteich geschlossen und ließ das Wasser durch den Mühlengraben abfließen.

Eines Morgens im November spürte Rebekka ein Ziehen in ihrem Bauch. Sie atmete tief und horchte in sich hinein. Das Ziehen ließ nach. Doch als sie aufstand, kehrte es zurück und kam dann in immer kürzeren Abständen.

Daniel war nach draußen gegangen, um Wasser zu holen. Als er zurückkehrte, sagte sie ihm, dass er Maria Eberly holen sollte.

»Maria? Die Hebamme?«

Rebekka nickte.

»Leg dich hin, beweg dich nicht. Ich hole sie.«

Er stürmte aus dem Haus.

Maria kam in Begleitung von Susanna und übernahm sofort das Kommando. Sie scheuchte Daniel aus dem Zimmer, in dem sie alles für die Geburt vorbereitete, ließ Susanna Wasser aufsetzen und bereitete einen Aufguss aus Kräutern zu, den sie Rebekka zu trinken gab. Sie tastete ihren Bauch ab, prüfte, wie weit der Muttermund geöffnet war. Dann setzte sie sich in einen Stuhl und holte ihr Strickzeug heraus.

»Das wird noch ein paar Stunden dauern. Geh ein bisschen auf und ab.«

Am Nachmittag waren aus dem Ziehen in Rebekkas Bauch Krämpfe geworden, die in immer kürzeren Abständen kamen. Als es dämmerte, forderte Maria sie auf, sich hinzuknien und zu pressen.

Kurze Zeit später wurde ihr Kind geboren. Zitternd, atemlos sah Rebekka auf das schleimbeschmierte Wesen zwischen ihren Beinen. Maria drehte es auf den Bauch und klopfte ihm sachte auf den Rücken. Ein leiser Schrei erklang.

»Sehr schön«, sagte die Hebamme und drehte das Kind auf den Rücken. »Du hast einen gesunden Sohn.«

Sie band die Nabelschnur ab und durchtrennte sie, dann legte sie Rebekka das Kind in die Arme. Rebekka lachte und weinte gleichzeitig. Ihr Kind, Daniels Sohn. Wie klein er war und dabei so perfekt. Händchen mit winzigen Fingern, die Füße mit Zehen wie kleine rote Beeren.

Maria wickelte das Kind in eine Decke und legte es neben Rebekka ins Bett. »Du musst noch mal pressen, die Nachgeburt muss raus.«

Als das erledigt war, holte Maria Daniel ins Zimmer. Er fiel neben dem Bett auf die Knie, küsste Rebekka und das Kind. »Ich danke Gott, dass es vorbei ist.«

»Wie soll er heißen?«, fragte Maria.

»David«, antworteten Rebekka und Daniel gleichzeitig.

26. KAPITEL

Sie hatten den Winter überstanden. Es würde bald Frühling werden. Jeden Morgen, an dem sie in diesem März erwachte, sagte Rebekka sich das vor. Wenn David in seiner Wiege zu wimmern anfing und sie ihn an die Brust legte, sagte sie sich, dass die Tage nun länger und wärmer werden würden. Sie würde ihren Gemüsegarten bepflanzen können, im Keller ihres Vaters lagerten noch Samen aus dem Jahr vor dem schrecklichen letzten. Sie hätten wieder Gemüse. Bei dem Gedanken an Rettich, Möhren, Erbsen oder Kohl lief ihr das Wasser im Mund zusammen. Kein Pökelfleisch mehr, kein Brot, das aus Mehl und Sägespänen gebacken wurde, wie Papier schmeckte und kaum zu schlucken war. Und dazu frisches, saftiges Obst. Wie sehr sehnte sie sich nach dem Geschmack von Kirschen oder Johannisbeeren. Die Sonne würde scheinen, und sie würde endlich wieder morgens das Lied der Amsel hören. Ja, noch war es kalt, der Winter wollte nicht weichen, aber es musste einfach besser werden.

Es wurde nicht besser.

Der März blieb kalt und regnerisch, der April ebenso. Die Bauern, die noch Saatgut besaßen, wie Rebekkas Vater, zogen ihre Pflüge selbst über die Felder, da sie ihre Tiere geschlachtet hatten, bevor sie verhungerten. Das Fleisch hatte wenigstens die Menschen in Schönthal vor dem Verhungern gerettet.

Rebekka pflückte im Wald die jungen Triebe von Buchen, Birken und Tannen. Und Daniel wilderte.

Er legte Schlingen und fing tatsächlich ab und zu ein Kaninchen. Sie hatte versucht, ihn davon abzuhalten. Wenn ihn der Jagdpächter erwischte, würde er eingesperrt. Er hatte nur an ihrem Kleid gezupft, das um ihren Körper schlotterte. »Du musst essen.«

Er lauerte stundenlang am Bach, um Forellen zu fangen. Selten genug erwischte er welche, denn auch andere waren auf diese Idee gekommen, der Bach war leer gefischt. Auch im Mühlteich lebte kein Fisch mehr.

Die hungernden Menschen aßen alles, was sie kriegen konnten. Vögel,

Eichhörnchen, ja, sogar Mäuse und Würmer.

Das Liebesmahl nach der Gemeeh bestand nun aus einer wässrigen Suppe. In jedem Gottesdienst betete man inbrünstig um gutes Wetter, um Sonne, um Wärme.

Bruder Benjamin Joder habe mit seiner Familie seinen Hof verlassen und sei nach Steinberg gegangen, wo es Armenspeisungen gab, berichtete Caleb im April beim ersten Gottesdienst nach Ostern. Die Ältesten, Abraham, Isaak und Aaron berieten darüber, ob man die Familie meiden sollte, weil sie Hilfe bei den Weltlichen suchten.

Rebekka saß neben ihren Schwestern und wiegte David im Arm. Vor ihr saß Deborah in Schwarz. Ihre neugeborene Tochter hatte den Winter nicht überlebt. Konnte man Benjamin wirklich verübeln, dass er seine Familie nicht verhungern lassen wollte? Wozu wäre sie fähig, wenn sie nicht mehr genug Milch hätte, um David zu stillen?

Sie sah hinüber zu Daniel, ihre Blicke begegneten sich. Er sah auf sie, auf das Kind in ihren Armen, dann stand er auf.

»Ich bin gegen eine Meidung der Familie Joder. Sie haben sechs Kinder. Erwartet ihr wirklich von einem Vater, dass er zusieht, wie seine Kinder vor Hunger sterben?«

Aaron fixierte ihn. »Abraham war bereit, dem Herrn seinen einzigen Sohn Isaak zu opfern, als der es von ihm verlangte. Vielleicht hat Gott uns diese Hungersnot geschickt, um unseren Glauben zu prüfen.«

»Er hat sie aber nicht nur uns geschickt«, gab Daniel zurück, »sondern allen hier im Land. Auch den Papisten und den Lutheranern. Will er etwa auch sie prüfen?«

Rebekka sah, wie Abraham die Stirn runzelte und Aarons Bart vor Empörung zitterte.

Unbeeindruckt fuhr Daniel fort: »Ich denke, Gott hat andere Möglichkeiten, unseren Glauben zu prüfen, als das ganze Land mit Hunger zu schlagen.«

»Trotzdem haben die Joderer das Gesetz gebrochen«, beharrte Aaron. »Es heißt: Zieht nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen, sondern geht aus von ihnen und sondert euch ab.«

Caleb erhob die Stimme. »Die Kinder von Benjamin sind nicht getauft, sie gehören noch nicht zur Gemeinschaft. Also verstößt es nicht gegen

die Ordnung, wenn sie sich von den Weltlichen helfen lassen. Über das Verhalten von Benjamin und seiner Frau können wir reden, wenn sie zurückkommen.«

Falls sie zurückkommen, dachte Rebekka.

Daniel hatte sich mit seinem Einspruch nicht nur Freunde gemacht, viele Männer steckten die Köpfe zusammen und tuschelten. Doch in den Gesichtern der jungen Mütter um sich herum sah sie Zustimmung.

Im Mai wurde das Wetter etwas besser, aber der Hunger blieb. Noch konnte man nichts ernten, und die Lebensmittelpreise waren so hoch wie nie, wenn es überhaupt etwas zu kaufen gab. Daniel hatte seine Ersparnisse aufgebraucht, er war immer wieder nach Mehlingen oder Steinberg gegangen und hatte dort Lebensmittel gekauft. Doch mittlerweile gab es einen Erlass der Regierung, dass jeder nur noch kaufen durfte, was er für seinen Haushalt brauchte.

Wer für seine Gemeinde einkaufen wollte, musste ein Amt innehaben und dieses mittels eines amtlichen Attestats bestätigen. Die Ammannleit hatten keine Ämter.

Immerhin waren die Preise für Korn festgelegt worden, um Wucher und Spekulation Einhalt zu gebieten. Trotzdem kostete ein Malter Weizen dreimal so viel wie im Jahr zuvor.

Mitte Mai stieg im Norden von Schönthal eine Rauchsäule in den Himmel. Daniel bat Rebekka, mit David im Haus zu bleiben, und rannte los. Rebekka lief von der Stube in die Küche und zurück, sah aus dem Fenster. Die Rauchsäule stand immer noch. Sie ging in die Mühle und stieg die Stufen hinauf auf den Mahlboden. Von dort aus sah sie Flammen in den Himmel schlagen. Ein Waldbrand konnte es nicht sein, es war viel zu nass. Das Feuer musste bei den Lapps oder den Grabers ausgebrochen sein.

Es war bei den Grabers, erzählte Daniel, als er Stunden später mit rußverschmiertem Gesicht nach Hause kam. Eine Horde abgemagerte Kerle aus Kaiserslautern hatte die Grabers überfallen, alles Essbare gestohlen, alles, was sie glaubten, verkaufen zu können, weggeschleppt und die Familie im Haus eingeschlossen und dann das Haus angezündet.

Rebekka starrte ihn entsetzt an. »Sie wollten sie verbrennen lassen?«

»Barbara und die Kinder leben. Sie konnten sich durch die Fenster in Sicherheit bringen, und die Kerle sind weggelaufen, als wir gekommen sind.« Er machte eine Pause. »Michael Graber ist tot. Er lag krank im Bett und ist wohl im Rauch erstickt. Das sagt jedenfalls Abraham.«

Rebekka schlug die Hände vors Gesicht und weinte. »Warum? Warum haben sie das getan? Sie hätten sich doch nehmen können, was sie brauchen, und dann gehen.«

»Sie hassen die Täufer. Schon früher ging es den Mennoniten und den Ammannleit besser als den Bauern hier. Weil sie ihre Höfe in Ordnung hielten, weil sie erfolgreiche Landwirte waren, deren Vieh immer besser genährt war als das ihre und weil deren Felder besseren Ertrag brachten. Auch jetzt hungern wir nicht so sehr wie sie. Für sie sind wir mit dem Teufel im Bunde.«

»Woher weißt du das?«

»Das mit dem Teufel haben sie geschrien, bevor sie sich aus dem Staub gemacht haben. Dass sie neidisch sind, habe ich schon im Hessischen gewusst, da war es nicht anders.«

»Wir haben doch nur bessere Ernten, weil wir unsere Felder anders bewirtschaften und düngen. Unsere Tiere haben wir mit Klee und Lupinen gefüttert und nicht nur mit Heu, wir haben unsere Wiesen bewässert. Schon mein Großvater hat das so gemacht.«

»Ja, und es ist gut so, aber für sie ist es neu. Wir halten uns nicht an das, was sie immer getan haben. Diese Bauern sind Neuerungen gegenüber misstrauisch.«

Ein paar Tage nach dem Brand wurde Michael Graber beerdigt. Barbara und ihre fünf Kinder zogen in das verlassene Haus der Joders und hatten so wenigstens ein Dach über dem Kopf.

David war jetzt etwas über ein halbes Jahr alt und immer hungrig.

»Normalerweise würde man ihm jetzt zusätzlich Haferbrei geben«, sagte ihre Schwester Elisabeth, als Rebekka mit ihr darüber sprach.

Sie saßen alle gemeinsam im Schwarzbacherhof bei Tisch. Susanna hatte eine Suppe mit Rübenschnitzen und ein wenig Fleisch gekocht, Rebekka hatte Frühlingskräuter mitgebracht und Elisabeth etwas getrocknetes Obst von der kargen Ernte aus dem »Jahr ohne Sommer«,

wie das letzte Jahr inzwischen genannt wurde.

»Aber wir haben keinen Hafer und auch sonst nichts, aus dem man Brei machen könnte«, sagte Rebekka und schaukelte David auf ihrem Schoß.

Elisabeth strich ihr über die Wange. »Ich weiß. Auch meine Kinder sind hungrig. Wenn wir wenigstens Milch hätten, dann könnten wir Mütter sie trinken und unsere Kinder besser stillen.«

Joseph schüttelte traurig den Kopf. »Selbst wenn ich jetzt ein oder zwei Kühe irgendwo kaufen könnte, hätte ich nicht genug Futter für sie. Auf den Wiesen wächst zwar ein bisschen Gras, aber wenn es weiterhin so viel regnet, wird es auch dieses Jahr kein Heu geben.«

Daniel merkte auf. »Milch«, sagte er nachdenklich. »In unserem Dorf haben sie ein Kind mit Ziegenmilch aufgezogen, weil die Mutter bei der Geburt gestorben ist. Ziegen sind sehr genügsam. Sie brauchen kein Heu, sondern fressen Sträucher, Gestrüpp, sogar Baumrinde. Und ihre Milch könnt ihr auch euren Kindern geben. Etwas Geld habe ich noch. Ich gehe los und versuche, irgendwo Ziegen zu kaufen.«

»Warum sind wir nicht früher auf diese Idee gekommen?«, sagte Joseph, und echte Anerkennung lag in seiner Stimme. »Ich gebe dir Geld mit, kauf so viele Ziegen, wie du bekommen kannst, und bring auch einen Bock mit. Wir haben bisher keine Ziegen gehalten, weil sie alles abfressen und dann nichts mehr für die Rinder und Pferde bleibt, aber nun ...«

Zwei Tage später brach Daniel auf, Elisabeths Mann Michael begleitete ihn.

Ruben blieb in der Mühle. Daniel hatte ihn darum gebeten, er wollte Rebekka und David nicht ohne Schutz zurücklassen. Susanna kam jeden Tag für ein oder zwei Stunden vorbei. Sie half Rebekka bei der Hausarbeit und saß anschließend mit Ruben in der Stube. Rebekka ließ sie dort alleine. Ab und zu hörte sie Susanna leise lachen, wenn sie mit ihm sprach. Sie machte einen zufriedenen Eindruck, und Ruben wirkte sehr glücklich. Er war erwachsener geworden in den letzten Monaten, hatte seine Schüchternheit verloren, und an der Art, wie seine Augen Susanna folgten, erkannte Rebekka, dass er ihre Schwester aufrichtig liebte.

Rebekka dachte an Gideon. Deborah war nach dem Tod ihrer Tochter in eine Traurigkeit versunken, aus der sie bisher niemand hatte holen können. Sie war blass und mager, und die Schwermut umhüllte sie. Während des Liebesmahls nach der Gemeeh saß sie meist mit gesenktem Kopf und redete nur, wenn sie angesprochen wurde. Gideon schien jegliches Interesse an seiner Frau verloren zu haben, er sah kaum einmal zu ihr hinüber, sondern hockte bei den unverheirateten Männern, bis es Zeit war, nach Hause zu gehen. Rebekka bedauerte Deborah und war gleichzeitig froh, dass Susanna nicht mit Gideon verheiratet war. Ruben war verlässlicher und nicht so oberflächlich. Sie hoffte, dass er und Susanna ein Paar würden.

Nach vier Tagen kehrte Daniel zurück und bracht fünf Ziegen und einen Bock mit, die er einem Juden abgekauft hatte. Zwei der Ziegen waren trächtig, eine hatte bereits ein Zicklein und konnte gemolken werden. Michael nahm zwei von ihnen und den Bock, Daniel und Rebekka behielten drei, darunter eine trächtige und die mit dem Zicklein.

»Es war schwierig«, berichtete Daniel. »Diejenigen, die Ziegen haben, verkaufen sie nicht. Ich habe sie nur bekommen, weil der Mann auswandern wird. Die Juden werden verfolgt, man behauptet, sie würden Korn horten, um die Preise hochzutreiben und sich bereichern.«

»Wie immer«, sagte Joseph. »Jedes Mal sind erst die Juden die Sündenböcke und dann wir.«

Daniel nickte. »Das macht mir Sorgen. Vielleicht bleibt es nicht bei diesem Überfall auf die Grabers. Zwar gibt es mittlerweile in den Städten Suppenküchen und Armenspeisungen, aber die Not ist immer noch groß, und der Zorn wächst.«

»Was, wenn es nie besser wird?«, fragte Rebekka Daniel am selben Abend und sprach damit ihre größte Angst aus. »Wenn das Wetter jetzt immer so bleibt? Dann werden wir irgendwann verhungern.«

»Es wird nicht immer so bleiben«, gab Daniel leise zurück.

»Wir haben letztes Jahr gedacht, es sei eine Ausnahme und es werde besser werden. Doch dieses Jahr ist es fast genauso schlimm. Was ist, wenn dieser seltsame Mann aus Italien recht hatte, wenn die Sonne nicht mehr genug Kraft hat?«

Daniel schüttelte den Kopf. »Dann wäre es überall kalt und nass, aber das ist nicht so. Der Jude, von dem ich die Ziegen gekauft habe, hat Verwandte in Russland. Dort war es letztes Jahr warm, und sie hatten eine sehr gute Ernte. Er erzählte mir, dass die Regierung Getreide aus Russland gekauft hat.«

Das tröstete sie ein wenig. Mittlerweile wusste sie gar nicht mehr, wie es sich anfühlte, richtig satt zu sein.

Bei der nächsten Gemeeh brachte Thomas Baumgartner einen Brief mit und bat darum, ihn nach dem Gottesdienst vorlesen zu dürfen.

»Er ist von meinem Onkel in Amerika. Er ist mit seiner Familie während des Krieges ausgewandert. Er schreibt: ›Lieber Thomas, mit Entsetzen habe ich deinen Bericht von der Hungersnot in der alten Heimat gelesen. Auch wir hatten hier große Kälte und Missernten, doch musste unser Vieh nicht verhungern, denn es gibt hier endlose Weiden, auf denen immer Futter zu finden ist. Außerdem gibt es viel Land zu bebauen, so dass es nichts ausmacht, wenn auf einem Feld mal weniger wächst. Unsere Gemeinde ist nicht sehr zahlreich, die Höfe liegen weit auseinander, es gibt noch viel Platz. Das Land ist fruchtbar, hier gedeihen Getreide, Mais und Kartoffeln. In den Wäldern gibt es viel Wild, und jeder darf es jagen. In den Flüssen tummeln sich die Fische. Trotz des schlechten Wetters haben wir immer genug zu essen. Es gibt keine Zünfte oder Stände, hier in Amerika sind alle Menschen gleich, und jeder ist frei, zu tun, was er möchte oder kann. Niemand schreibt einem vor, welchen Beruf man ergreifen muss.««

Thomas ließ den Brief sinken und blickte auf.

»Ich habe beschlossen, mit meiner Familie nach Amerika zu gehen. Vielleicht wird die Ernte dieses Jahr ein wenig besser, aber wir hungern, alles ist teurer geworden, und ich weiß nicht, wovon ich neues Vieh kaufen soll. Mein Geld reicht gerade noch für die diesjährige Pacht. Ich denke, zu unseren Brüdern nach Pennsylvania zu gehen und dort zu leben, ist eine bessere Lösung, als auf die Wohltaten des Königshauses angewiesen zu sein.«

Ein Raunen zog durch den Raum, das rasch lauter wurde. Rebekka sah zu Daniel. Er saß kerzengerade, sein Blick war abwesend, wie nach innen

gekehrt.

Schließlich meldete er sich zu Wort. »Das klingt fast zu schön, um wahr zu sein.«

»Meine ältere Schwester ist vor zehn Jahren mit ihrem Mann ausgewandert«, sagte Esther Graber. »Sie beschreibt es genauso. Ich werde mit meinen Kindern zu ihr ziehen.«

Der Nachmittag schritt voran, und Daniel war schweigsam und in Gedanken versunken.

Als sie an diesem Abend zu Bett gingen, nahm er sie in den Arm. »Könntest du dir vorstellen, dort zu leben?«

Natürlich wusste sie, was er meinte, und doch fragte sie. »In Amerika?« Es war ein Versuch, Zeit zu gewinnen, dem auszuweichen, was sie am Nachmittag in seinem Gesicht gelesen hatte.

»Ja.«

»Du würdest deine Mühle aufgeben? Nach all der Arbeit, die du hineingesteckt hast?«

»Es ist nicht meine Mühle, sie gehört dem Pachtherrn. Und nach all meiner Arbeit ist sie in einem guten Zustand. Wenn es ihm einfällt, dass jemand anderes sie gewinnbringender betreiben kann, setzt er uns vor die Tür.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich hatte vorher nie an so etwas gedacht, aber gestern hat mir Ruben erzählt, dass einer in Zweibrücken von seinem Hof vertrieben wird. Angeblich hat er sich bereichert und mit Korn gewuchert. Dabei war er nur vorsichtig und hat klug gewirtschaftet. Der Kläger will seinen Hof. Auch hier gibt es Menschen, die behaupten, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, weil bei uns keiner verhungert ist. Im Vergleich zu den Leuten da draußen geht es uns noch ganz gut.« Er machte eine Pause. »Bisher wirft die Mühle kein Geld ab, und auch dieses Jahr wird es nicht viel Korn zum Mahlen geben. Wovon sollen wir leben?«

Darüber hatte sie sich auch schon Gedanken gemacht – und sie dann von sich weggeschoben. Sie immer wieder gesagt, dass sie den Winter überstanden hatten und der Frühling bevorstand. Doch nun war es Frühling, und sie konnte die Sorgen nicht mehr wegschieben. Aber fortgehen? In ein fremdes Land?

»Aber du hast doch selbst gesagt, das Wetter wird wieder besser werden. Es ist ja auch schon wärmer, und es regnet nicht mehr so viel. Dann wächst auch wieder Getreide. Und wenn es dieses Jahr nicht viel zu mahlen gibt, dann vielleicht nächstes Jahr.«

»Vielleicht«, sagte Daniel und küsste sie. Doch die Sorge war weder aus seiner Stimme noch aus seinem Gesicht gewichen.

Das Wetter blieb gut. Es war zwar nicht so warm wie sonst im Hochsommer, doch es regnete nicht mehr so viel. Jeden Morgen trieb Rebekka die Ziegen aus dem Stall und ließ sie an den Wegrändern und am Schwarzbach weiden, während sie Brennnessel und andere Kräuter sammelte. David ließ sie so lange in der Mühle bei Daniel. Jetzt, da sie Ziegenmilch hatte, stillte sie ihn nicht mehr so oft.

Was ihr Vater gesagt hatte, war richtig: Die Ziegen fraßen jedes bisschen Gras, das sie fanden, bis auf die Wurzeln ab, ebenso die jungen Triebe von Bäumen und Büschen, und sie schreckten auch vor dornigen Gehölzen nicht zurück. Wenn sie die unteren Äste kahl gefressen hatten, stellten sie sich auf, reckten den Hals und erreichten auch Äste in Mannshöhe. Das schadete natürlich den Bäumen, und unter normalen Umständen hätte man das nicht zugelassen, doch jetzt war es ein Segen, dass diese Tiere wirklich alles fraßen.

Morgens und abends molk Rebekka. Sie fütterte David mit der Ziegenmilch, und auch sie und Daniel tranken davon. Die Milch schien nahrhafter zu sein als Kuhmilch. Sie sättigte gut, und Rebekka hatte das Gefühl, dass sie ein wenig zugenommen hatte. Nachdem auch die andere Ziege geworfen hatte, hatte sie genug Milch, um Susanna etwas abzugeben und Käse daraus zu machen.

Anfang August klopfte jemand an der Tür. Daniel öffnete, Rebekka hielt sich im Hintergrund. Vor der Tür stand ein Mann Anfang dreißig, abgemagert und in zerlumpten Kleidern.

»Ich war Knecht beim Oflingerbauern in Mehlingen«, sagte er. »Ich suche Arbeit.«

»Es tut mir sehr leid, aber ich habe bereits einen Mühlknecht, den ich nicht bezahlen kann«, antwortete Daniel. »Ich kann dir nicht helfen.«

Der Mann presste die Lippen zusammen und nickte. »Weißt du

vielleicht sonst jemanden, der einen Knecht braucht?«

»Bei uns niemand. Aber vielleicht probierst du es in der Stadt. Dort gibt es zumindest Armenspeisung, und möglicherweise findest du dort Arbeit.«

Der Mann war nicht der Einzige. Im August zogen immer wieder Männer und Frauen durch Schönthal, klopfen an die Türen und baten um Arbeit. Es waren Knechte und Mägde, die von ihren Bauern entlassen worden waren. Weil es keine Arbeit mehr auf den Höfen gab, weil niemand mehr Geld oder Essen hatte, um sie zu bezahlen. Dass sie so weit gingen, sich bei den »Wiedertäufern« verdingen zu wollen, zeigte, wie schlecht es ihnen ging. Doch auch auf den Schönthaler Höfen gab es keine Arbeit für sie, und so manch einer verfluchte im Zorn denjenigen, der ihn abwies.

Obwohl das Wetter nicht mehr so schlecht war, würde es keine große Heuernte geben, das Gras stand nicht hoch genug.

»Selbst wenn ich mir wieder Rinder leisten könnte, wüsste ich nicht, wie ich sie über den Winter bringen soll«, sagte Thomas, als sie nach einer Gemeeh über die Zukunft sprachen. »Abgesehen davon, dass Kühe fast unbezahlbar sind. Ich habe von der Milchwirtschaft gelebt, ich weiß nicht, wie es weitergehen soll.«

Die Sorgen hatten tiefe Falten in sein Gesicht gezeichnet und graue Strähnen in sein braunes Haar gezogen. Martha erwartete ihr drittes Kind, und sie war viel zu dünn.

Wenigstens stand das Getreide einigermaßen gut im Korn, nach der Ernte würde es Arbeit für Daniel geben und wieder genug Brot für alle.

An einem Freitagnachmittag Ende August trieb Rebekka ihre Ziegen auf den Weg, der zum Hof ihres Vaters führte. David schlummerte bei Daniel in der Mühle.

Es war angenehm warm. Während die Ziegen am Weg und im Gestrüpp vor dem Wald fraßen, pflückte sie Brombeeren und lächelte in sich hinein. Vor zwei Jahren war Daniel ihr an dieser Hecke vor die Füße gefallen. Sie sah ihn heute noch vor sich, das blonde Haar, das in der Sonne leuchtete, sein verlegenes Lächeln. Da sie alleine war, begann sie leise zu singen. »Wenn alle Brunnlein fließen ...«

Ein erschrockenes Meckern unterbrach sie. Rebekka wandte sich um. Berta und ihr Zicklein fehlten. Wahrscheinlich waren sie ein Stück in den Wald gelaufen und suchten nun die anderen. Doch dann hörte sie eine Männerstimme.

»Eine Ziege mit Zicklein! Los Hannes, halt sie fest. Heute Abend gibt es gebratenes Fleisch.«

Rebekka hörte das Tier aufschreien und das wilde Gemecker von Berta, danach einen Fluch.

»Das verdammt Vieh geht auf mich los.«

Rebekka ließ den Korb fallen, drängte sich durch das Gestrüpp aus Ginster und Brombeeren am Waldrand und lief in den Wald. »Das ist meine Ziege!«

Vier Männer standen dort. Zwei hatten Berta an den Hörnern gepackt, die sich wild wehrte, ein anderer hatte dem Zicklein die Kehle durchgeschnitten.

»Deine Ziege? Dann hättest du besser aufpassen müssen«, sagte einer. »Jetzt ist es unsere.«

Hitze stieg in Rebekka auf. Es war ein Gefühl, als regne Feuer auf sie. Sie empfand keine Trauer, keine Angst, nur Wut. Diese Männer hatten das Zicklein getötet, und sie würden wohl auch Berta töten und essen.

»Es ist meine! Ihr habt das Kleine, aber Berta bleibt bei mir.« Sie schnaubte vor Zorn.

»Oh, das ist ja mal ein temperamentvolles Mädel«, sagte einer. »Und gut schaut sie aus, nicht so verhungert wie die Weiber aus unserem Dorf.«

Inzwischen reagierten die Ziegen auf dem Weg auf Bertas Meckern und erwiderten es.

»Da sind noch mehr«, rief derjenige, der der Wortführer zu sein schien. »Die holen wir uns auch. Heinrich, komm mit.«

»Nein! Das könnt ihr nicht machen. Das sind meine Ziegen.« Jetzt bekam sie es doch mit der Angst zu tun.

Die beiden Männer liefen an ihr vorbei und trieben die anderen Ziegen in den Wald.

Rebekkas Augen brannten. Was sollte sie tun? Den Männern die Tiere überlassen oder um Hilfe rufen? Doch wer würde sie hier hören? Sie

konnte nichts tun, außer die Männer zu bitten, ihr die Tiere nicht zu nehmen. Tränen liefen ihr über die Wangen, sie weinte vor Zorn und Hilflosigkeit.

Der Anführer packte sie am Arm. »Hör zu, Mädel, wenn du ein bisschen nett zu uns bist, dann lassen wir dir eine Ziege.«

»Was?« Verwirrt sah sie ihn an. Was wollte er? Doch dann johlten die anderen Männer, und sie begriff.

»Nein!« Sie versuchte, sich loszureißen, doch seine Hand umklammerte ihren Arm wie ein Schraubstock.

»Hab dich net so! Ist doch ein guter Tausch. Du machst die Beine breit, dafür behältst du eine Ziege.«

»Nein!« Jetzt schrie sie. »Las mich los! Hilfe!«

Der Mann zog sie an sich und hielt ihr den Mund zu. Sie kämpfte gegen seine Umklammerung, schlug und trat nach ihm, doch er lachte nur und zog sie tiefer in den Wald.

»Ein wildes Mädchen haben wir da gefangen. Das macht nichts, wir zähmen dich schon.«

Im Gerangel rutschte ihre Haube vom Kopf, und ihr Haar löste sich aus dem Knoten. Der Mann stieß sie zu Boden. Sie fiel auf die Knie. Bevor sie etwas tun konnte, war er schon bei ihr, drehte sie auf den Rücken und schob ihren Rock nach oben. Wieder schrie sie um Hilfe und versuchte, nach ihm zu treten. Er hielt ihre Beine fest.

»Hannes, komm her. Pack ihre Hände und halt ihr den Mund zu.«

Rebekkas Hände wurden über ihren Kopf gezogen und auf den Boden gedrückt, eine Hand legte sich über ihren Mund. Sie keuchte, rang nach Luft und wand sich. Der Mann vor ihr spreizte ihre Beine, sie spürte seine Hände an ihren Oberschenkeln. Die Angst lähmte sie, sie wehrte sich nicht mehr.

Er nestelte an seiner Hose, stöhnte und warf sich auf sie. Entsetzt keuchte sie auf, doch der Mann lag nur auf ihr und bewegte sich nicht.

Sie hörte einen dumpfen Schlag, und plötzlich waren ihre Hände und ihr Mund frei. Neben ihr fiel der andere Mann zu Boden. Sie wollte schreien, doch sie brachte nur ein schwaches Wimmern heraus.

Und dann sah sie Daniel. Er schwang einen dicken Ast gegen den dritten Mann, traf ihn in den Rücken, er stürzte. Der vierte sah sich kurz

um, nahm dann die Beine in die Hand und rannte stolpernd durch den Wald. Rebekka setzte sich auf. Jetzt sah sie auch, dass Daniel nicht alleine war. Ruben war bei ihm.

Der dritte Mann rappelte sich wieder auf, warf einen Blick auf die beiden Männer, dann rannte auch er davon.

Daniel fiel neben ihr auf die Knie, strich ihr das Haar aus der Stirn und sah ihr ins Gesicht. »Geht es dir gut?«

Sie zitterte so sehr, dass ihre Zähne aufeinanderschlugen und sie nicht reden konnte. So nickte sie nur. Er nahm sie in die Arme und presste sie an sich.

Währenddessen beugte Ruben sich über den Mann, der versucht hatte, ihr Gewalt anzutun. »Er kommt wieder zu sich.«

Rasch erhob Daniel sich und stellte sich breitbeinig vor den Mann, der sich jetzt aufsetzte, verwirrt umsah und sich den Kopf rieb.

»Du hast zwei Möglichkeiten«, sagte Daniel grimmig. »Entweder du machst dich davon und lässt dich nie wieder hier blicken, oder ich bringe dich vor Gericht wegen Diebstahl und versuchter Schändung meiner Frau. Und du kannst mir glauben, die Richter sind in diesen Zeiten nicht sehr nachsichtig mit Dieben.«

Der Blick des Mannes glitt von Daniel zu Ruben und dann suchend durch die Bäume.

»Wenn du deine Kumpane suchst, die haben sich aus dem Staub gemacht. Zwei von uns verfolgen sie.«

Der Mann rappelte sich auf, packte seinen Kameraden, der sich ebenfalls auf die Beine kämpfte, am Arm und lief los.

Daniel atmete auf und rieb sich über die Stirn.

»Zwei von uns verfolgen sie?«, sagte Ruben gedehnt.

Daniel zuckte mit den Schultern. »Sie wissen ja nicht, dass wir nur zu zweit sind.«

Er half Rebekka auf die Beine. Ihre Knie schienen weich wie Butter zu sein. Sie hob ihre Haube auf, klopfte sie aus und setzte sie auf. Mit zitternden Fingern versuchte sie, die Bänder zu binden, doch es gelang ihr nicht, also ließ sie sie hängen.

»Wie seid ihr hierhergekommen?« Hatten sie ihre Hilferufe doch gehört?

Ruben antwortete: »Susanna hat gesehen, wie die Männer die Ziegen in den Wald getrieben haben und dass der eine dich festgehalten hat. Sie wusste, dass sie dir nicht helfen kann, also ist sie zur Mühle gerannt. Sie ist dort geblieben und passt auf David auf.«

Sie machten sich auf den Heimweg. Daniel stützte sie, Ruben trieb die Ziegen vor sich her. Das tote Zicklein trug er über der Schulter. Irgendetwas schien ihn zu beschäftigen. Er hatte den Hut tief in die Stirn gedrückt und den Kopf gesenkt, so dass Rebekka sein Gesicht nicht sehen konnte. Immer wieder ballte er die freie Hand zur Faust, und sein Rücken war sehr steif.

Susanna kam ihnen entgegengelaufen. »Rebekka! Gelobt sei Gott, du lebst. Ich fürchtete schon, sie würden dir etwas antun.« Sie umarmte ihre Schwester, dann sah sie die Männer an. »Wie habt ihr es geschafft, sie zu überzeugen, euch die Ziegen zu lassen?«

Ruben hob den Kopf und warf einen Blick hinüber zu Daniel. Und plötzlich wusste Rebekka, was ihn beschäftigte. Daniel hatte gegen das Gesetz der Wehrlosigkeit verstoßen. Er war gewalttätig geworden.

Daniel erwiderte Rubens Blick mit grimmiger Miene. »Mit einem Knüppel.«

Susannas Augen wurden groß. »Was?«

»Was?«, wiederholte Daniel unwirsch. »Sie wollten Rebekka schänden. Glaubt ihr, ich sehe zu, wie jemand meine Frau vergewaltigt, ohne etwas zu tun?«

Rubens Gesicht zeigte deutlich seine Gefühle. Zweifel und Verständnis. Susanna strich Rebekka über die Wange. »Lasst uns hineingehen.«

Sie hielt Rebekkas Schulter umfasst, bis sie sich an den Tisch in der Stube setzte. Ruben folgte ihnen, doch Daniel nicht. Fragend sah Rebekka ihn an.

»Daniel bringt die Ziegen in den Stall.«

Dann schwiegen alle drei. Rebekkas Gedanken drehten sich im Kreis. Wenn Daniel nicht gekommen wäre, hätten wohl alle vier Männer sie vergewaltigt – und vielleicht anschließend getötet. Daniel hatte keinen von ihnen wirklich verletzt, er hatte nur dafür gesorgt, dass sie aufhörten. Mit Worten wäre es ihm nicht gelungen, es waren zwei Männer gegen vier gewesen. Vielleicht hätten die Räuber auch Daniel

und Ruben verletzt oder getötet. Sie konnte sein Handeln nicht verurteilen, und sie würde es auch vor der Gemeinde nicht tun.

27. KAPITEL

Daniel brachte die Ziegen in den Stall, gab ihnen Wasser und verriegelte die Tür.

Er ließ sich Zeit dafür, er musste nachdenken. Als Susanna zur Mühle gekommen war, außer Atem, mit vor Angst aufgerissenen Augen, hatte er keinen Augenblick überlegt, sondern war losgerannt, und Ruben war ihm gefolgt. Bis dahin hatte er nur an Plünderer gedacht, wie bei den Lehmanns, doch dann hatte er Rebekkas Schreie gehört und gewusst, welche Situation er vorfinden würde. Einen Ast vom Boden aufzuheben und dem Kerl zwischen Rebekkas Beinen über den Kopf zu ziehen, war eine Sache gewesen. Jetzt überlegte er, ob es vielleicht noch eine andere Möglichkeit gegeben hätte. Doch ihm fiel keine ein. Außerdem hatte es schnell gehen müssen, solange die Männer von Rubens und seinem Auftauchen überrascht waren. Nein. Er bereute nicht, was er getan hatte.

Er ging zum Haus, trat ein und verriegelte auch hier die Tür hinter sich. Vielleicht trieben sich noch mehr Landstreicher in der Gegend herum. Vielleicht kamen diese vier auch auf die Idee, noch mal zurückzukommen.

Rebekka, Susanna und Ruben saßen in der Stube am Tisch. Rebekka hatte David an die Brust gelegt und stillte ihn.

Auf dem Tisch standen ein Wasserkrug und Becher. Daniel ging zum Schrank, holte Gläser und eine Flasche Zwetschgenschnaps heraus, die er von den Lapps zur Hochzeit bekommen hatte, und schenkte jedem einen Schluck ein. »Ich denke, den brauchen wir jetzt.«

Niemand widersprach.

Ruben trank, dann räusperte er sich. »Ich muss den Vorfall melden.«

»Wenn du meinst«, sagte Daniel. Außer ihnen wusste niemand davon, und wenn es nach ihm ging, würde auch niemand jemals davon erfahren.

Unglücklich sah Ruben ihn an. »Es steht geschrieben: Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die linke hin. Und wenn dir einer das Hemd wegnehmen will, dann lass ihm auch den Mantel.

Und wenn ...«

Daniel unterbrach ihn: »Und wenn einer deine Frau schänden will, dann biete ihm auch ihre Schwester an. Ja?«

Susanna riss die Augen auf, und Ruben schluckte hörbar.

»Was hättest du getan, wenn es Susanna gewesen wäre, Ruben?«

Ruben senkte den Kopf, es sah fast aus, als würde er beten. Schließlich sagte er: »Das Gleiche wie du. Ich hätte gegen unsere Gesetze verstoßen, um sie zu schützen.« Er biss sich auf die Unterlippe. »Und ich würde die Buße dafür auf mich nehmen.«

»Und die wäre?«

Rebekka ergriff das Wort. »Sie würden ihn meiden. Das weißt du. Aber dann müssen sie mich auch meiden, denn ich werde zu Daniel halten. Ich werde mich niemals von ihm absondern. Ich habe um Hilfe gerufen. Hätte ich es nicht getan, wäre er nicht gekommen. Also liegt ein Teil der Schuld bei mir.«

Wärme flutete durch Daniels Adern, er lächelte sie an. Wenn sie zu ihm hielt, dann war es ihm egal, was die anderen dachten und taten. Dann war es ihm egal, wenn er gemieden wurde. Es würde ihm leidtun, die Freundschaft von Ruben, Thomas und Caleb zu verlieren, aber lieber das, als Rebekka zu verlieren. Und genau aus diesem Grund hatte er zugeschlagen, und dazu würde er stehen.

Ruben rang sichtlich mit sich.

»Wenn du es mit deinem Gewissen nicht vereinbaren kannst zu schweigen«, sagte Daniel, »dann melde mich, und ich nehme die Buße auf mich.«

»Ich war nicht dabei«, erklärte Susanna. »Ich weiß nicht, was dort im Wald geschehen ist. Wenn es dazu käme, dass darüber gerichtet wird, könnte ich nichts dazu sagen.«

Ruben nickte. »Ja, das verstehe ich.«

Er sah Rebekka an.

»Ich war außer mir vor Angst«, sagte sie. »Ich kann mich nicht daran erinnern, was passiert ist. Ich weiß nur, dass die Männer auf einmal wegliefen.«

Ruben dachte nach. Dann lächelte er. »Ich denke, sie sind erschrocken, dass auf einmal Hilfe kam, und haben das Weite gesucht.« Etwas ernster

setzte er hinzu: »So werde ich es meinem Vater sagen, denn verschweigen kann ich es nicht. Die Leute müssen gewarnt werden, dass Räuber hier sind und vielleicht wiederkommen. Seid ihr damit einverstanden?«

Ruben begleitete Susanna nach Hause. Er würde anschließend weiter zu seinen Eltern gehen.

Daniel sah noch mal nach den Ziegen, molk sie und nahm dann das Zicklein aus. Viel Fleisch war nicht an dem kleinen Tier. Er brachte es in den Vorratskeller unter dem Haus. Heute war ihm nicht nach Ziegenfleisch zumute, und Rebekka ging es sicher ähnlich.

Sie tranken Ziegenmilch zum Abendessen, das aus Rübenschnitzen und etwas Salzfleisch bestand.

Rebekkas Hände zitterten, als sie den Tisch abräumte. Er stand auf und zog sie an sich. Sie barg den Kopf an seiner Schulter und drängte sich bebend an ihn. Er ahnte, was in ihr vorging. Sie würde den Vorfall nicht so leicht vergessen können. So wie er die Gräuel in der Schlacht nicht vergessen konnte, auch wenn ihn nur noch selten Träume heimsuchten.

Er hielt sie fest, bis das Zittern nachließ.

»Ich habe gesungen«, sagte sie plötzlich.

»Wie? Wovon redest du?«

»Bevor ich diesen Männern begegnet bin, habe ich unser Lied gesungen. Vielleicht hätten sie mich gar nicht bemerkt, wenn ich es nicht getan hätte. Vielleicht war es der Teufel, der sie zu mir geführt hat. Weil ich gesungen habe.«

Innerlich schüttelte er den Kopf über ihre Gedanken. Das kam von den frömmelnden Predigten, die Jakob Schmucker oder Aaron Eberly hielten. Die sahen in allem den Teufel, wetterten gegen jedes noch so harmlose Vergnügen und merkten nicht, dass sie selbst in ihrem Fanatismus dem Teufel die Tür öffneten. Zum Glück war Caleb Wagner ein anderer Typ Mensch.

Er nahm Rebekka an den Schultern und sah ihr ins Gesicht. Sie war erschreckend blass, ihre Augen waren dunkelgrau und riesig.

»Denkst du, wenn du ein Lied aus dem Ausbund gesungen hättest, hätten sie dich nicht gehört?«

Stumm schüttelte sie den Kopf.

»Siehst du. Ich glaube nicht, dass Gott so grausam ist, dich für ein Lied zu bestrafen. Und vielleicht sogar einem Kind die Mutter zu nehmen. Wer so etwas behauptet, hat keine Ahnung. Und Jesus hat zwar gesagt, wir sollen unseren Nächsten lieben wie uns selbst, aber er hat nie verlangt, dass wir unser Leben seiner Lust und seiner Gier opfern. Denn würden wir damit nicht ihn in seiner Sünde unterstützen?«

Ein Lächeln erhellte ihr Gesicht. »Du meinst, du hättest ein gutes Werk getan, weil du diesen Mann daran gehindert hast, zu sündigen?«

Er stutzte, dann sah er den Schalk in ihren Augen. »Ich habe weniger an ihn gedacht als an dich, aber sollte ich mich rechtfertigen müssen, wäre das ein guter Grund.«

Sie umarmte ihn. »Ich liebe dich, Daniel Hochleitner. Und ich bin sehr froh und sehr stolz, deine Frau zu sein. Ich werde niemals von dir lassen, solange ich lebe.«

Er schlang seine Arme um sie und küsste sie innig. Doch in seinem Kopf mahnte eine leise Stimme, dass sie vielleicht anders denken würde, wenn sie alles über ihn wüsste.

Bevor sie zu Bett gingen, kontrollierte er alle Türen und Fenster, ob sie auch wirklich verschlossen waren.

In der Nacht schreckte er auf. Schweiß rann ihm über den Rücken, sein Herz schlug wie rasend. Er hatte von Waterloo geträumt und von Niebergall, der über seine Schwester gebeugt stand. In seinem Traum hatte er nicht nur ihn getötet, sondern auch den Kerl, der Rebekka hatte vergewaltigen wollen. Er sah noch die zuckenden Beine des Mannes, sah, wie seine Augen brachen. Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, um die Bilder zu vertreiben. Es war nur ein Traum. Er hatte niemanden getötet.

Neben ihm lag Rebekka und atmete tief und gleichmäßig. Langsam legte er sich zurück, doch er fand keinen Schlaf. Dieses Mal war es gut gegangen, doch was, wenn noch mehr Plünderer den Weg nach Schönthal fänden? Die meisten wussten, dass die Täufer sich nicht wehren würden, und damit waren sie leichte Beute.

Daniel hatte nicht das Zeug zum Märtyrer, die Geschichten aus dem

Märtyrerspiegel fand er nicht erhebend, sondern schrecklich. Und nie, niemals würde er zulassen, dass jemand seiner Frau oder seinem Sohn etwas antat. Und noch etwas trieb ihn um. Einer der Männer war ihm bekannt vorgekommen. Er hatte ihn an jenen Mann erinnert, den er bei seinem Treffen mit dem echten Daniel aus der Schenke geworfen hatte. Vielleicht war er es gewesen? Leicht konnte bei den herumziehenden Bettlern einer dabei sein, der ihn von früher kannte und ihn denunzierte. Es war unwahrscheinlich, dass man nach einem Jahr noch nach ihm suchte, doch das Urteil gegen ihn bestand nach wie vor, und wenn man ihn zufällig fände ...

Was konnte er tun, um seine Familie zu schützen? Immer mehr Menschen hatten ihre Heimat verlassen, auf der Suche nach Arbeit, nach Nahrung. Er dachte an den Brief aus Amerika, den Thomas vorgelesen hatte. Ein fernes, schönes Land, in dem es Weite gab, keine Stände, keine Zünfte und offenbar auch keinen Hunger, wenn man den Berichten glauben konnte.

Doch seine Mühle aufgeben? Er hatte so viel Arbeit hineingesteckt. Mit ihr hatte sich sein Lebenstraum erfüllt.

Natürlich konnte er in Amerika günstig Land erwerben und Vieh halten. Vielleicht Pferde züchten, das würde ihm auch gefallen. Aber eigentlich hatte er immer Müller sein wollen. Vielleicht sollte er wie Rebekka daran glauben, dass das Wetter wieder besser werden würde, dass es nächstes Jahr eine gute Ernte geben würde. Dann gäbe es genug Getreide zum Mahlen für ihn und keine hungernden Horden mehr, die das Land unsicher machten. Er schloss die Augen und sprach ein Gebet. Danach fühlte er sich besser und schlief ein.

Die nächste Gemeeh fand bei den Lapps statt. Als Daniel und Rebekka in die Scheune kamen, war ihm etwas flau im Magen. Was hatte Ruben seinem Vater erzählt? Doch Ruben begrüßte ihn freundlich wie immer.

Am Ende der Predigt ergriff Caleb das Wort, sprach von Räufern und Plünderern, die die Gegend unsicher machten. »Drei Männer und zwei Frauen haben im Gerberhof gebettelt, und als Hannah ihnen etwas geben wollte, haben sie die Vorratskammer geplündert und sich anschließend aus dem Staub gemacht. Vier Männer wollten Rebekka Hochleitners

Ziegen stehlen, sind aber davongelaufen, weil Daniel und Ruben dazukamen. Ich würde allen raten, die Haustüren zu verschließen und sie keinem Fremden zu öffnen.«

Beifälliges Gemurmel zog durch die Scheune. Dann erhob sich Jakob Schmucker.

»Die Männer sind davongelaufen, bloß weil Bruder Daniel und Bruder Ruben kamen? Da frage ich mich, was die beiden getan haben.«

Jakob mal wieder, dachte Daniel. Wenn der nur was zu meckern hatte. Und gegen ihn hatte er wohl von Anfang an etwas gehabt, wenn er auch nicht wusste, warum.

»Nun ja«, sagte Caleb langsam. »Die beiden sind nicht gerade klein. Vielleicht haben sie die Räuber erschreckt.«

»So, wie die Plünderer am Schwarzbacherhof im letzten Jahr? Ich habe gehört, dass auch du, Bruder Caleb, dabei warst und die Männer sehr eingeschüchtert waren.«

»Ich kann nichts dafür, dass mich Gott so geschaffen hat, wie ich bin«, gab Caleb zurück. »Ja, meine Erscheinung mag manch einen einschüchtern, aber ich habe noch nie in meinem Leben jemandem Gewalt angetan.«

»Nun, es steht geschrieben: Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die linke hin.«

»Aber man muss den Schläger nicht dazu ermutigen«, entfuhr es Daniel. »Und es steht nirgendwo, dass man seine Familie nicht beschützen darf.«

Jakobs Augen blitzten. »Aber niemals darf man Gewalt anwenden.«

»Keiner weiß im Voraus, was er tun wird, wenn er bedroht wird. Schön für dich, wenn du genug Nächstenliebe empfindest.« Daniel konnte den Spott in seiner Stimme nicht unterdrücken. Die Zeit der Märtyrer war schon lange vorbei, die Leute aus Schönthäl kannten deren Leiden nur noch aus dem Märtyrerspiegel. Da war es leicht, zu glauben, man wäre genauso stark und mutig. Daniel hatte erlebt, wie Offiziere, die vorher das Maul vollgenommen hatten, sich in der Schlacht vor Angst eingenässt hatten, während Bauernbuben über sich hinausgewachsen waren und heldenhafter gekämpft hatten als manch alter Soldat.

Als hätte Jakob seine Gedanken gelesen, wettete er los: »Nichts und niemand wird mich jemals dazu bringen, Gewalt gegen meinen Nächsten gebrauchen. Auch wenn sie mir meine Vorräte rauben, mein Haus niederbrennen, ja, sogar wenn sie meine Familie bedrohen. Und das Gleiche erwarte ich von jedem redlichen Mitglied der Gemeinde. Denn sonst werden wir in der Hölle schmoren.«

Unwillkürlich sah Daniel hinüber zu den Frauen, zu Jakobs Frau, die bei seinen Worten ergeben den Kopf gesenkt hatte.

»Nun, Bruder Jakob«, sagte er dann. »Ich finde, deine Rede hat durchaus eine einschüchternde Wirkung auf einige hier.«

Jakobs Gesicht lief rot an, doch bevor er etwas sagen konnte, ergriff Caleb das Wort. »Ich habe jedenfalls niemandem mit der Hölle gedroht.«

Zwei Tage später kam Susanna zur Mühle. Ihr Gesicht war erschreckend weiß.

»Der Herr von Mendorff hat die Pacht erhöht, und er verlangt einen großen Teil in Naturalien. Er sagt, wegen der besonderen Umstände.«

Besondere Umstände, dachte Daniel grimmig. Es war klar, was dahintersteckte. Irgendjemand war hinter Joseph Lehmanns Land her, und da er es so nicht bekommen konnte, weil Lehmann regelmäßig seine Pacht zahlte, hatte derjenige einen Weg gesucht und gefunden. Niemand konnte in diesem Jahr die Pacht in Naturalien zahlen, das wusste Herr von Mendorff genau. »Was will er denn haben?«

»Hauptsächlich Getreide.«

»Natürlich«, sagte Ruben. »Das lässt sich dann am schnellsten zu Geld machen.«

Daniel schüttelte den Kopf. »Ich glaube, darum geht es ihm nicht. Wenn er Geld wollte, würde er Geld verlangen.« Er äußerte seine Vermutung.

»Können wir genug Getreide kaufen?«, fragte Rebekka.

»Nein«, erwiderte Susanna. »Vater sagt, er hat auch so für die Pacht nicht genug Geld. Er hat gehofft, der Herr von Mendorff würde sie ihm stunden oder in Raten zahlen lassen.«

»Selbst wenn wir genug Geld hätten, darf man nur kaufen, was man selbst braucht. Auch das weiß von Mendorff.« Daniels Gedanken rasten.

Wenn Joseph von seinem Land vertrieben wurde, dann würde er selbst auch die Mühle verlieren. Vielleicht nicht sofort, aber sobald sie gut lief und Gewinn abwerfen würde. Er ballte die Fäuste. Und derjenige, der sie übernahm, würde ein neues Gerinne, eine renovierte Mühle und ein schönes Wohnhaus bekommen, ohne einen Finger dafür gerührt zu haben. Er sah Rebekka an.

»Wir müssen mit deinem Vater reden.«

»Deshalb bin ich hier«, sagte Susanna. »Ich soll euch bitten, zur Abendmahlzeit zu uns zu kommen. Du auch, Ruben.«

»Wir kommen gerne«, antwortete Rebekka. »Ich bringe Ziegenkäse und Milch mit.«

Joseph empfing sie ernst, aber gefasst. Samuel dagegen wirkte zornig.

Auf dem Tisch in der Stube stand ein Topf Suppe, daneben lag ein kleiner Laib Brot. Rebekka stellte ihr Mitbringsel dazu, dann nahmen alle Platz, senkten die Köpfe und beteten.

Daniel fiel es schwer, innerlich wettete er gegen denjenigen, der hinter Josephs Land her war, und wünschte ihm die Pest an den Hals.

»Wir wollen erst essen, dann reden wir darüber, wie es weitergehen soll«, erklärte Joseph.

Susanna rührte sichtlich appetitlos in ihrer Suppe herum und warf zwischendurch immer wieder einen Blick auf Ruben.

Daniel fragte sich, ob sie noch mehr bedrückte als der drohende Verlust ihres Elternhauses. Ruben wollte um ihre Hand anhalten, hatte er Daniel letzte Woche gesagt. Wenn sie heirateten, würde Susanna zu ihm ziehen. Joseph und Samuel würden irgendwo unterkommen, daran bestand kein Zweifel. Auch für Rebekka, ihn und das Kind würde sicher etwas gefunden werden, die Ammannleit ließen keinen im Stich. Aber er wollte nicht in Schönthal bleiben und zuschauen, wie ein Fremder seine Mühle betrieb. Wenn es so weit käme, würde er fortgehen. Er hoffte, dass Rebekka ihn verstand. Sie würde ihm folgen, daran zweifelte er nicht, doch er wollte und wünschte sich, dass sie diese Entscheidung mittrug.

Nach dem Essen räumten Rebekka und Susanna den Tisch ab. Rebekka nahm David auf den Schoß und fütterte ihn mit kleinen Brotstückchen. Er

hatte inzwischen schon Zähne und kaute gerne auf irgendetwas herum.

Joseph richtete sich auf und räusperte sich. »Ich werde von Mendorff sagen, dass ich die Erhöhung der Pacht nicht bezahlen kann, weder in Naturalien noch mit Geld. Ich werde zahlen, was ich letztes Jahr bezahlt habe.«

»Dann nimmt er dir das Land«, sagte Rebekka.

»Ich weiß.« Josephs Stimme war sehr rau, er räusperte sich erneut, bevor er weitersprach. »Ich weiß, dass schon im letzten Jahr viele Ammannleit dem Ruf unserer Brüder jenseits des Ozeans gefolgt und nach Amerika gegangen sind, wo sie ihre Religion in Freiheit ausüben können und es Land genug gibt. Ich habe beschlossen, das auch zu tun.«

Überrascht sah Daniel ihn an. »Du willst auswandern?«

Rebekka schien genauso überrascht, aber sie wirkte nicht schockiert, sondern eher nachdenklich. Susanna senkte sichtlich betreten den Kopf, und Samuels Augen strahlten.

Nun begriff Daniel auch, was Susanna bedrückte. Sie musste sich entscheiden. Wenn sie mit ihrem Vater ging, musste sie sich von Ruben trennen. Doch wenn sie Ruben heiratete und hierblieb, würde sie ihren Vater und ihren Bruder nie wiedersehen.

»Warum willst du fortgehen?«, fragte Rebekka. »Es gibt doch auch hier Möglichkeiten. Ich dachte ... es hieß ...« Sie errötete.

»Was hieß es?«

»Dass du dich mit der Witwe Graber zusammentun würdest.«

Nun errötete auch Joseph. »Ja, daran hatte ich gedacht. Ich brauche eine Frau, und Esther braucht einen Vater für ihre Kinder. Und ich mag sie sehr. Aber ich möchte nicht, dass man sagt, ich würde sie nur heiraten, weil ich meinen Hof verliere.«

Susanna sah auf. »Niemand würde das denken oder so über dich reden.«

»Vielleicht hast du recht. Aber der Graberhof ist ebenfalls gepachtet. Wer weiß, ob dort nicht dasselbe geschieht. Nein. Ich will mein eigenes Land, das mir niemand nehmen kann, und deshalb gehe ich nach Pennsylvania. Aber vorher verkaufe ich alles hier. Die Möbel, die Geräte, die Kutsche.«

»Ich spiele auch schon länger mit dem Gedanken, nach Pennsylvania zu

gehen«, sagte Daniel. »Wer auch immer den Schwarzbacherhof übernimmt, es wird keiner von uns sein. Über kurz oder lang wird derjenige sich einen anderen Pächter für die Mühle suchen.«

»Ja, das fürchte ich auch«, sagte Joseph. »Ich würde mich freuen, wenn wir gemeinsam gehen könnten. Es ist bestimmt nicht leicht, in einem fremden Land neu anzufangen, selbst wenn es Brüder sind, die uns dort erwarten.«

Daniel sah zu Rebekka. »Wie denkst du darüber?«

Sie seufzte. »Wir haben ja schon einmal darüber gesprochen. Da konnte ich es mir nicht vorstellen. Aber hier zu leben und zu sehen, wie in meinem Elternhaus Fremde leben, Fremde das Land bestellen, Fremde unsere Mühle betreiben – das kann ich mir noch viel weniger vorstellen. Dann lieber in einem anderen Land neu anfangen.«

Eine Welle von Stolz und Liebe überflutete Daniel bei ihren Worten. Das war Rebekka. Mutig wie immer.

»Ja also«, meldete sich Ruben zu Wort. »Mein Vater hat gesagt, ich solle noch nicht darüber reden, aber ich weiß, dass meine Worte unter uns bleiben: Er überlegt auch zu gehen.«

Bei seinen Worten leuchteten Susannas Augen, und ein Lächeln zog über ihr Gesicht.

»Caleb? Aber das wäre ja großartig«, entfuhr es Daniel. Mit Caleb Wagner hätten sie einen fähigen Mann bei sich, einen geborenen Anführer.

»Aber Caleb bewirtschaftet sein eigenes Land, und die Werkstatt gehört ihm«, warf Joseph ein. »Niemand kann ihn vertreiben.«

»Das ist richtig. Aber es gefällt ihm nicht, dass Menschen wie Jakob Schmucker neuerdings so viel Gehör finden. Menschen, die meinen, sie müssten strenger sein als Jakob Ammann selbst. Und da Schmucker demnächst zu den Ältesten gehören wird, fürchtet Vater, dass es zu vielen Entscheidungen kommt, mit denen er nicht einverstanden ist.«

Daniel nickte. »Das fürchte ich allerdings auch.«

28. KAPITEL

Schlaflos lag Rebekka im Bett und betrachtete das Mondlicht, das immer wieder aufleuchtete. Es war Vollmond, und ein stürmischer Wind trieb die Wolken schnell über den Himmel. Einen Monat war es jetzt her, dass sie bei ihrem Vater gesessen und über Auswanderung gesprochen hatten. Einen Monat, in dem so viel passiert war. An jenem Abend hatte sie noch gedacht, es würde lange dauern, bis sie Deutschland verlassen könnten. Doch plötzlich wurde überall davon gesprochen, als hätte sich das Thema Auswanderung wie eine ansteckende Krankheit durch die Luft verbreitet.

Elisabeth erzählte bei einem Besuch in der Mühle, dass auch die Gerbers darüber nachdachten, nach Amerika zu gehen. Am Washtag hatte Martha Baumgartner davon gesprochen, dass ihr Mann lieber in Pennsylvania eine neue Rinderzucht aufbauen wollte als hier. Und dann hatte Deborah Lapp beim Liebesmahl nach der Gemeeh einen Brief von ihrem Vater aus Bolanden mitgebracht, in dem die Anzeige einer Zeitung aus Worms lag. Sie zeigte zwei Schiffe, und im Text stand, dass am ersten und am fünfzehnten Dezember je ein Schiff von Rotterdam nach Philadelphia auslaufen würde. Anmeldung sei sofort erbeten.

Sieben Familien entschlossen sich, das Land zu verlassen.

Ihr Vater mit Samuel, Ruben und Susanna, die letzte Woche geheiratet hatten, die Wagners, die Gerbers, die Baumgartners, Gideon und Deborah Lapp, die Witwe Esther Graber mit ihren Kindern sowie Daniel und Rebekka mit ihrem Kind.

Caleb sammelte von allen Ausreisewilligen Geld ein und reiste in Begleitung von Daniel und Ruben zu dem Agenten in Worms, von dem die Anzeige in der Zeitung stammte. Bei ihm buchte er für alle eine Passage auf einem Schiff, das Rotterdam am fünfzehnten Dezember verlassen sollte. Für jeden Erwachsenen kostete die Überfahrt nach Amerika hundertachtzig Gulden, für Kinder von vier bis vierzehn Jahren mussten neunzig Gulden bezahlt werden. Der Mann gab Caleb auch die Adresse eines Handelshauses in Rotterdam, das ihnen mit der Unterkunft und den

Formalitäten vor Ort behilflich sein würde.

Vor zwei Wochen dann waren sie beim Bezirksamt gewesen, um sich die Erlaubnis zum Auswandern und die dazu nötigen Pässe zu besorgen. Es wurde geprüft, dass niemand Schulden hatte. Zu Rebekkas Entsetzen hatte man von allen verlangt, auf ihre Bürgerrechte zu verzichten und eine entsprechende Verzichtsurkunde zu unterschreiben. Caleb hatte nur mit den Schultern gezuckt.

»Wir verlieren nichts. Wir hatten doch nie Rechte in diesem Land.«

Und nun war es schon ihre vorletzte Nacht in der Mühle. Übermorgen würden sie aufbrechen.

Auf Anraten des Agenten in Worms hatte Daniel seine Werkzeuge in Kisten verpackt und würde sie mitnehmen. Werkzeuge seien in Amerika nur schwer zu bekommen und viel teurer als in Deutschland, hatte der Mann Caleb gesagt. Er hatte ihnen auch geraten, Lebensmittelvorräte für die Überfahrt mitzunehmen, da die Verpflegung auf den Schiffen nicht gut sei, doch sie hatten kaum noch Vorräte.

Ihre Ziegen hatte Rebekka Elisabeth geschenkt. Sie und Michael wollten in Schönthal bleiben. Auch der Hund Fleck hatte bei ihrer Schwester ein neues Zuhause gefunden.

Daniel bewegte sich, tastete nach ihrer Hand. »Wie lange bist du schon wach?«

»Lange. Ich weiß es nicht genau.«

»Hast du Angst?«

»Ja. Ich habe Angst. Es ist ein fremdes Land, wir können die Sprache nicht, wir wissen nicht, was uns erwartet.«

Er nahm sie in die Arme. »Alles wird gut. Du hast doch gehört, was sie aus den Briefen vorgelesen haben. Es gibt dort Mennoleit und Ammannleit. Die sprechen Deutsch. Und ich habe gehört, Englisch sei recht schnell zu lernen.«

1818

Der Himmel über Amerika

29. KAPITEL

Rotterdam war groß. Rotterdam war laut.

Zwei geruhssame Wochen lang waren sie auf einem Frachtschiff den Rhein hinaufgefahren, hatten morgens die Nebel über dem Fluss aufsteigen sehen. An den meisten Tagen hatte es zum Glück nicht geregnet, und manchmal hatte sogar die Sonne geschienen. Rebekka und Daniel hatten viel Zeit an Deck verbracht, die vorüberziehende Landschaft bestaunt. Die terrassenförmigen Weinberge, die sich rechts und links am Ufer erhoben, später die Burgen. Als sie weiter nach Norden kamen, wurde der Fluss breiter, die Ufer wurden flacher, die Landschaft eintöniger. Als sie die ersten Windmühlen entdeckten, leuchteten Daniels Augen.

»Schade, dass wir die Reise nicht unterbrechen können. Ich würde sie zu gerne ansehen.«

David zog sich mittlerweile an Kisten oder anderen Gegenständen auf dem Schiff hoch und wagte die ersten Schritte. Rebekka ließ ihn nicht aus den Augen.

Schließlich hatten sie Rotterdam erreicht. Die ersten zwei Tage hatte Rebekka Kopfschmerzen von dem ständigen Lärm und den vielen Menschen. Diese Stadt schien nie zu ruhen. Andauernd ratterten Pferdefuhrwerke über das Kopfsteinpflaster, die Straßen hallten wider vom Klappern der Pferdehufe, vom Knallen der Peitschen. Am Hafen wuchteten Arbeiter Kisten von den Wagen, stapelten sie am Kai, schleppten Säcke von den Schiffen zu den Fuhrwerken und umgekehrt. Noch nie hatte Rebekka so viele Menschen gesehen. Es gab große, bärtige Kerle, deren Muskeln schier die Hemden zu sprengen schienen, andere waren dunkelhäutig, manche gar schwarz. Zum ersten Mal verstand sie, was gemeint war, wenn Abraham von einem babylonischen Sprachengewirr gepredigt hatte. Die Männer schrien einander über Kisten und Kasten zu, jeder anscheinend in einer anderen Sprache. Kratzige oder gutturale Laute drangen an ihre Ohren. Kleinere, sehnige Männer mit gelblicher Haut und schmalen schwarzen Augen hatten eine seltsam singende Aussprache. Über dem Hafen kreisten weiße Vögel, die

pausenlos schrien. Und dann erst dieser Gestank! Es roch nach Fisch, nach menschlichen Ausdünstungen, nach Urin, nach dem Rauch aus den Kaminen der Häuser.

Oje, die Häuser. Sie waren mehrere Stockwerke hoch, schmalbrüstig, aneinandergedrängt wie verängstigte Schafe. Aus den Schankstuben drangen schon morgens Grölen und Gesang. Zum Glück hatte ihr Agent ihnen einen Gasthof empfohlen, der sauber war und wo sie nicht befürchten mussten, ausgeraubt zu werden. Der Wirt schien sogar entzückt über die sieben Familien zu sein, die beinahe alle Zimmer des Gasthofes belegten.

»Mich wundert es nicht«, sagte Daniel trocken, als Rebekka sich davon überrascht zeigte. »So reinliche Gäste, die sich nicht betrinken und keinen Streit anfangen, hat jeder Wirt gerne.«

»Sind andere nicht so?« Sie wunderte sich, woher er das wusste.

»Nein. Du hörst doch, wie es aus den anderen Schankstuben schallt. Und auch wenn die Wirte sicher alle die Bezahlung im Voraus einfordern, so bleiben sie doch auf ihren Unkosten sitzen, wenn ihnen jemand im Streit das Mobiliar zerschlägt oder die Zimmer wie einen Schweinestall hinterlässt.«

»Man könnte fast meinen, du hättest viel Erfahrung mit Wirtshäusern«, sagte sie lachend. Er wusste mehr über die Welt als alle Männer, die sie kannte – und mehr, als es ihrem Vater lieb war. Manchmal warf er Daniel seltsame Blicke zu, wenn dieser erzählte.

»Ich bin ein bisschen herumgekommen. Nicht nur von Waldeck nach Schönthal. Als mein Vater noch lebte, habe ich auch eine Gemeinde der Ammannischen in Idstein besucht und eine Zeitlang bei einem Vetter meines Vaters gelebt.«

»Davon hast du bisher nie erzählt. Daher also weißt du von dem Piano.« Rebekka erinnerte sich an den Tag, als er ihr die Maultrommel gezeigt hatte.

Er lächelte. »Ja. Ich habe schnell gemerkt, dass es in Schönthal strenger zugeht als bei uns in Hessen, und als Schmucker einmal gegen die Brüder wettete, die mit Instrumenten musizieren, schien es mir klüger, nichts von Idstein zu erzählen.«

Das verstand sie gut. Schmuckers Predigten hatten immer einem

Gewittersturm geglichen, wenn er mit seinen Worten Gottes Zorn auf die Häupter der Gemeinde beschworen hatte.

Zwei Wochen blieben sie in Rotterdam. Während der Großteil ihrer Gemeinschaft lieber im Gasthaus blieb, zog es Daniel hinaus, und auf seine Bitte hin begleitete Rebekka ihn. Esther kümmerte sich so lange um David, sie hatte keine Lust auf Spaziergänge.

Aber Caleb und seine Frau schlossen sich ihnen an, ebenso wie Ruben und Susanna.

Sie gingen durch die Straßen, staunten über die Geschäfte, die sowohl Nützliches wie Möbel, Stoffe und Werkzeuge, aber auch Tand anboten. Zu Rebekkas Überraschung schien es hier keinen Mangel an Nahrungsmitteln zu geben. Am Hafen wurden Schweine auf die Schiffe getrieben, Kisten mit Hühnern und Gänsen verladen. Im Gegenzug wurden Säcke mit Getreide und Kisten mit Südfrüchten entladen.

Am Hafen kamen sie an Ständen mit frischem Fisch und Muscheln vorbei. Einfach gekleidete Mägde, aber auch aufgetakelte Frauen standen dort und feilschten um die Preise. Hafenarbeiter oder Matrosen lachten die Frauen an und schäkerten mit ihnen. Die Stadt schien zu pulsieren.

»Hier gibt es alles«, sagte Susanna und machte große Augen. »Man könnte glauben, es gab nie eine Not.«

Daniel schüttelte den Kopf.

»Hier bekommst du nur dann alles, wenn du es bezahlen kannst. Viele können es nicht.«

Er deutete auf eine Frau in zerlumpten Kleidern, die an einer Hauswand saß und bettelte. Auf ihrem Schoß schlief ein Kind. Die nackten Beine und Arme waren so dünn, dass die Knochen spitz hervorstanden.

In einer Seitenstraße standen zwei Frauen mit bemalten Gesichtern und aufreizend ausgeschnittenen Kleidern. Sie trugen ihr Haar offen. Eine hatte die Röcke hochgezogen, dass ein Bein bis übers Knie entblößt war.

Susanna packte Rebekka am Ärmel und starrte zu den Frauen. »Sind das ...?«

»Huren«, beendete Lea Wagner den Satz mit lauter Stimme und sah die beiden Frauen empört an. Die erwiderten ihren Blick ohne jede Scham, eine schnitt ihr sogar eine Grimasse, die andere zog den Rock noch ein bisschen höher und wackelte mit den Hüften.

Rebekkas Wangen glühten, ebenso Susannas, und auch über Caleb Wagners und Rubens Gesichter breitete sich eine zarte Röte aus, sie sahen zu Boden. Leas Haube zitterte vor Empörung, mit hoherhobenem Kopf marschierte sie weiter. Daniel wirkte völlig unbeeindruckt, als wäre es nicht das erste Mal, dass er Huren zu Gesicht bekam.

Nachdenklich sah Rebekka ihn an. Konnte es sein, dass er schon einmal in einer Hafenstadt gewesen war? Oder hatte es in Idstein etwa auch käufliche Frauen gegeben?

Die Verpflegung in ihrem Gasthaus war sehr einfach, aber durchaus ausreichend. Trotzdem gingen die Männer manchmal zum Hafen und kauften frischen Fisch, den der Wirt für sie zubereitete.

»Bekommen wir nicht auf dem Schiff noch genug Fisch?«, fragte Elisabeth.

Caleb verneinte. »Der Agent hat gesagt, die Verpflegung sei sehr schlecht. Pökelfleisch, hartes Brot und ab und zu Suppe.«

Je länger sie in der Stadt waren, desto mehr wurde Rebekka klar, wie klug Caleb Wagners Entscheidung gewesen war, die Schiffspassage über die Agentur in Worms zu buchen und nicht erst hier nach einem Schiff zu suchen.

In der Stadt wimmelte es von Menschen, die dort gestrandet waren. Viele hatten Haus und Hof verkauft und waren betrügerischen Agenten auf den Leim gegangen, die ihnen das Geld aus der Tasche gezogen hatten, ohne eine Schiffspassage zu buchen. Andere waren auf gut Glück nach Rotterdam gekommen und warteten seit Wochen, manchmal sogar schon Monaten darauf, dass sie ein Schiff fänden – bis ihnen das Geld ausging und sie bettelnd durch die Straßen zogen.

Zum ersten Mal hörte Rebekka von Redemptionern. Manche Kapitäne nahmen Menschen mit, obwohl sie das Geld für die Fahrt nach Amerika nicht aufbringen konnten. In Amerika wurden sie als Arbeitskräfte an denjenigen vermittelt, der die Überfahrt bezahlte. Dafür mussten Erwachsene mindestens drei Jahre, Kinder und Jugendliche bis zum

einundzwanzigsten Lebensjahr für denjenigen arbeiten. Das hatte durchaus Vorteile, mussten sie sich doch nicht sofort und auf sich gestellt in einem fremden Land zurechtfinden. Sie konnten sich darauf verlassen, dass sie in den ersten Jahren Unterkunft, Arbeit und Essen hatten. Es waren meist junge Leute, vor allem Männer Mitte oder Ende zwanzig, die sich als Schuldknechte verdingten – weil sie in ihrer Heimat keine Zukunft mehr sahen.

Das Redemptioner-System hatte bis letztes Jahr gut funktioniert, erzählte ihnen der Wirt ihres Gasthauses, doch jetzt warteten so viele Menschen auf eine Überfahrt, während in Amerika nicht mehr so viele Arbeitskräfte gebraucht wurden, dass die meisten Kapitäne auf einer Bezahlung im Voraus bestanden. Und diejenigen, die es nicht taten, schlossen Arbeitskontrakte für immer längere Zeit.

»Was wird aus denen, die keine Überfahrt bekommen?«, fragte Rebekka.

Ihr Wirt hob die Schultern. »Die betteln, oder sie versuchen, nach Hause zurückzukehren.«

Und dann war es so weit. Die *Sam Hop*, das Schiff, das sie über den Ozean bringen sollte, war zum Auslaufen bereit.

Zunächst kam es Rebekka riesig vor. Doch dann blickte sie auf das Meer, das sich dahinter erstreckte, und das Schiff erschien ihr nicht mehr so groß.

Als sie mit ihrem Gepäck am Hafen standen und darauf warteten, an Bord zu gehen, wurde ihr bang. Hier drängten sich so viele Menschen, die alle Platz finden mussten. Auch ihr Vater wirkte besorgt.

»Und dabei heißt es, amerikanische Schiffe seien besser, weil die Kapitäne nicht so viele Leute mitnehmen«, murmelte er.

»Woher weißt du das?«, fragte sie.

»Das hat Caleb erzählt, als er die Passagen gebucht hat.«

Etwas verwundert bemerkte Rebekka die vielen Koffer und Kisten, die manche Passagiere mitnahmen. Sie wurden von Matrosen in einen extra Laderaum gebracht.

Die Schönthaler Familien hatten alle nur das Nötigste bei sich, nur Caleb und Daniel hatten Kisten gepackt, in denen sie Werkzeug verstaut

hatten. Diese trugen sie selbst in den Laderaum des Schiffes.

Und dann war es so weit, über den Laufgang betraten sie schließlich die *Sam Hop*. Daniel trug David auf dem Arm. An Deck wandte sich Rebekka noch einmal um, blickte zurück auf die Stadt, bevor sie von Matrosen eine steile Treppe hinunter ins Zwischendeck gescheucht wurden.

Unten angekommen, sah Rebekka sich um. Hier also würde sie die nächsten Wochen verbringen.

Es war ein großer Raum, doch wenn sie an die vielen Menschen dachte, die hier unterkommen mussten, wurde ihr unbehaglich zumute. An den Wänden befanden sich die Schlafstellen. Das waren einfache Holzböden, immer zwei übereinander, die mit dünnen Trennwänden unterteilt waren. In ein solches Abteil passten drei oder vier Leute. Auf den Boden vor diesen Schlafstellen wurden die Kisten mit der Habe der Auswanderer gestellt. An den Stützbalken hingen Schüsseln und Tassen.

Der Mann, der sie hinuntergeführt hatte, wies den Leuten ihre Schlafplätze zu. Die Gruppe aus Schönthal bekam acht solche »Abteile«, jeweils vier übereinander, nahe der Treppe.

»Wir schlafen oben«, sagte Daniel, übergab David an Rebekka und legte den Sack mit ihren Decken und Kleidern zum Wechseln in eine der oberen Kojen. Rebekka runzelte die Stirn. »Dann müssen wir jedes Mal hochklettern«, wandte sie ein.

»Ja, aber da oben ist ein Bullauge.« Daniel deutete auf ein kleines rundes Fenster. Es war geöffnet. »Dort bekommen wir wenigstens etwas frische Luft.«

Unter ihnen teilten sich Ruben und Susanna eine Schlafstelle mit ihrem Vater und Samuel. Daneben räumte Caleb Wagner seine Sachen ein. Er brauchte mit Lea und seinen Kindern zwei Schlafstätten.

Das Zwischendeck füllte sich, jeder bekam seinen Platz zugewiesen. Stimmen schwirrten durch den Raum. Rebekka hörte Wörter, die sie nicht kannte, andere Sprachen, nicht nur Deutsch und Holländisch, von dem sie in Rotterdam einiges aufgeschnappt hatte.

Auf der anderen Seite der Treppe, ihnen gegenüber, drängte sich eine Familie mit drei kleinen Kindern zusammen. Ihrer Kleidung nach waren sie Täufer. Sie sprachen einen merkwürdigen Dialekt mit vielen rauen

Lauten. Einige Worte verstand Rebekka. Lea ging zu ihnen hinüber und begrüßte sie in der gleichen Sprache.

»Das sind wohl Brüder aus der Schweiz«, sagte Caleb.

Als alle ihren Platz gefunden hatten, kam ein Mann in dunkelblauer Jacke in Begleitung eines Matrosen ins Zwischendeck.

Der Mann sagte etwas in einer Sprache, die sie auch in Rotterdam ab und zu gehört hatte. Der Mann neben ihm übersetzte seine Worte: »Ich bin der Kapitän der *Sam Hop*. Unsere Reise wird zwischen acht und vierzehn Wochen dauern, das kommt auf den Wind an. Wir legen in etwa zwei Stunden ab. Sie werden hier unten bleiben, bis wir die offene See erreicht haben. Danach können sie an Deck kommen. Sie müssen aber den Anweisungen der Matrosen Folge leisten. Wenn Segelmanöver anstehen, gehen Sie sofort nach unten.«

Der Kapitän nickte ihnen zu und stieg die Treppe nach oben. Der Matrose holte eine Liste heraus und verlas die Rationen, die jeder zum Essen bekommen würde.

»Sonntags ein Pfund Rindfleisch mit Gersten und zwei Suppen für fünf Frachten.«

»Frachten?«, fragte Joseph.

»Ein Erwachsener gilt als eine Fracht, ein Kind als eine halbe«, antwortete der Matrose und fuhr fort: »Montags ein Pfund Mehl und ein Pfund Butter für die ganze Woche. Dienstags ein halbes Pfund Speck mit Erbsen gekocht und drei Suppen, mittwochs ein Pfund Mehl, donnerstags ein Pfund Rindfleisch mit Kartoffeln, freitags ein Pfund Reis, samstags ein halbes Pfund Speck mit Erbsen, drei Suppen, zusätzlich ein Pfund Käse und sechs Pfund Brot für die ganze Woche. Dazu ein Maß Bier und ein Maß Wasser am Tag, alle Angaben gelten für fünf Frachten.«

»Das ist aber viel«, raunte Rebekka Daniel zu.

»Bedenke, dass alles durch fünf Leute geteilt wird. Es hört sich viel an. Mal sehen, was davon wirklich hier unten ankommt.«

Danach stieg auch der Matrose an Deck und schloss die Tür über der Treppe. Jetzt war das einzige Licht das fahle Leuchten einiger Öllampen, die von der Decke hingen. Von draußen hörte man die Rufe der Seeleute, das Schlagen von Segeln. Das Schiff begann zu schaukeln. Das Holz knarrte und ächzte.

Rebekka stillte David. Sie dachte an die Ziegen, die sie in Schönthal zurückgelassen hatten. Es gab Ziegen an Bord, sogar zwei Kühe und mehrere Schweine, aber ob die Menschen im Zwischendeck Milch bekommen konnten? Sie glaubte es eher nicht. Hoffentlich war diese Reise schnell vorbei.

Nach einiger Zeit veränderte sich das Schaukeln des Schiffes, es wurde zwar stärker, aber das Heben und Senken dauerte länger und wurde gleichmäßiger. Dann wurde die Luke geöffnet.

»Komm.« Daniel kletterte aus ihrem Lager. »Lass uns das Meer ansehen.«

Susanna hatte keine Lust, nach oben zu gehen, sie bot an, auf David aufzupassen. Daniel stieg hinter Rebekka die Stufen hoch.

Draußen empfing sie ein frischer Wind. Es roch nach Salz, aber nicht mehr nach Fisch wie im Hafen von Rotterdam, sondern frischer. Der Himmel war von Wolken bedeckt. Rebekka hielt inne, um die Bänder ihrer Haube fester zu ziehen, Daniel nahm den Hut ab, der ihm sonst vom Kopf geflogen wäre.

Der Wind fuhr durch sein Haar, das mittlerweile bis zu den Schultern reichte. Er lachte.

»Du wirst mir einen Zopf flechten müssen, so wie die Matrosen ihn haben.«

Rebekka lachte ebenfalls. »Das mache ich gerne.«

Sie trat hinter ihn, kämmte sein Haar mit den Fingern und flocht es zu einem Zopf. Da sie kein Band hatte, wand sie eine Haarsträhne um das Ende. Es stand ihm sehr gut, stellte sie fest. Er trug seinen Bart kurz und stutzte ihn regelmäßig. Ein langer Bart sei bei der Arbeit in der Mühle gefährlich, er könne sich zu leicht irgendwo verfangen, hatte er den Ältesten als Begründung genannt, und sie hatten es gebilligt. Rebekka gefiel es sehr.

Sie sah hinauf zu den Masten. Alle Segel waren gesetzt, blähten sich in der frischen Brise. Das Schiff hob und senkte sich gleichmäßig.

Etwas unsicher ging sie über den schwankenden Boden zur Reling. Dort hielt sie sich fest und schaute über das Meer. Das Schiff glitt durch die Wellen, die sich am Bug brachen. Am Horizont verschwammen Meer und Himmel zu dunklem Grau.

Sie sah nach hinten. Das Schiff zog eine weiße Schaumspur hinter sich her. Die weißen Vögel – Möwen, wie Rebekka jetzt wusste – folgten dieser Spur. Immer wieder stießen sie hinab auf die Meeresoberfläche und fingen Fische.

Dann blickte sie nach vorne. Dort, irgendwo hinter dem Horizont lag Amerika, dort wartete ein neues Leben auf sie. Die Unsicherheit und Angst, die sie bei diesem Gedanken oft empfunden hatte, verschwanden, als hätte der Seewind sie davongebblasen. Plötzlich fühlte sie sich zuversichtlich, voller Vorfreude. Sie hob das Kinn und atmete tief ein.

Daniel legte seine Hand auf ihre. »Großartig, nicht wahr? Diese unendliche Weite. Ich kann verstehen, dass es Leute gibt, für die es ihr Leben ist, zur See zu fahren.«

Sie blickte ihn an. Seine Augen funkelten. Mit dem Zopf und dem kurzen Bart wirkte er ebenso verwegen wie die Seemänner auf der *Sam Hop*. Auch er hielt sein Gesicht in den Wind, atmete durch. »Egal, was uns dort erwartet, wir werden unseren Weg finden.«

»Das werden wir«, sagte sie.

Ihre euphorische Stimmung hielt nur bis zum nächsten Tag. In der Nacht frischte der Wind auf und wurde schließlich zu einem Sturm. Einer der Matrosen kam ins Zwischendeck und ordnete an, alle Bullaugen zu schließen. Das Schiff rollte und schaukelte so sehr, dass Rebekka sich an dem Holzpfeiler, der ihre Bettstätte begrenzte, festhalten musste.

Zunächst wurde ihr schwindelig von dem Geschaukel, doch nach einiger Zeit packte sie die Übelkeit. Hastig kletterte sie aus der Kojen. Das nächsten Schwanken des Schiffes hätte sie fast umgeworfen, sie klammerte sich an das Geländer der Treppe.

»Was ist los?«, fragte Daniel.

»Mir ist übel.« Sie presste eine Hand vor den Mund. Sie musste nach draußen, bevor sie sich übergab.

»Da, nehmen Sie das.« Ein Mann reichte ihr einen Eimer. »Nach oben dürfen Sie jetzt nicht.«

Rebekka starrte auf den Eimer.

»Setz dich.« Daniel war aus der Kojen gesprungen und zog sie zu der Kiste vor den Schlafstätten.

Rebekka ließ sich darauf sinken, hielt den Eimer vor sich und versuchte, tief und gleichmäßig zu atmen. Vielleicht würde die Übelkeit vorbeigehen.

Doch dann hörte sie in einigem Abstand jemanden würgen, und kurz danach verbreitete sich der säuerliche Geruch nach Erbrochenem. Ihr Magen hob sich, und im nächsten Augenblick übergab sie sich.

Sie blieb nicht die Einzige. Immer mehr Menschen ging es schlecht, Jammern und Stöhnen füllten den Raum.

Rebekka übergab sich immer wieder, obwohl ihr Magen schon längst leer war. Irgendwann kletterte sie zurück ins Bett. Immer noch würgte sie, doch außer ein wenig Galle kam nichts mehr. Ihr Bauch schmerzte von den Krämpfen, ihre Kehle war wund. Noch nie hatte sie sich so elend gefühlt. Und die Übelkeit ließ einfach nicht nach. Ebenso wenig wie der Sturm.

Rebekka verlor jegliches Zeitgefühl. Sie hatte sich auf ihrem Lager zusammengerollt und dämmerte vor sich hin. Es war ihr gleichgültig, ob sie lebte oder starb, ob sie jemals Amerika erreichen würde, sie wollte nur, dass diese Übelkeit endlich aufhörte.

Daniel nötigte sie dazu, ein wenig zu trinken, doch sie erbrach sofort wieder. Er wischte ihr das Gesicht mit feuchten Tüchern ab, hielt ihr den Eimer, wenn sie würgte, weil sie selbst keine Kraft mehr hatte, und kümmerte sich um David.

Ab und zu zog kühle Luft durch den Raum. Dann war die Luke geöffnet, damit die Eimer nach oben gebracht und geleert werden konnten. Essen und Wasser wurden nach unten gegeben.

Irgendwann erwachte Rebekka aus einem Dämmerschlaf. Das Schiff schaukelte und rollte nicht mehr, sondern hob und senkte sich sanft und gleichmäßig. Sie setzte sich auf. Alle Bullaugen waren geöffnet, ebenso die Luke zum Deck. Sie rutschte zu dem Fenster an ihrer Schlafstätte und atmete gierig die kühle, frische Luft ein. Der Himmel war tiefblau, der Sturm vorüber. Immer noch schmerzte ihr Bauch, ihre Kehle war ausgedörrt, und ihre Zunge schien ihr größer als sonst. Aber wenigstens war ihr nicht mehr übel.

Daniel reichte ihr eine Tasse Wasser. Sie trank vorsichtig, in kleinen

Schlucken und mit Pausen dazwischen. Als sie nach einer gewissen Zeit nicht erbrach, bat sie Daniel heiser flüsternd um eine weitere Tasse. Sichtlich erleichtert holte er sie.

»Dem Himmel sei Dank. Du hast fast drei Tage hier gelegen.«

Kein Wunder, dass sie sich so schwach fühlte und solchen Durst hatte. Dann bemerkte sie, dass David gar nicht bei ihnen war. Hektisch sah sie sich um. War er etwa auch krank?

»Wo ist David?«

»Bei Esther und ihren Kindern. Sie ist nicht seekrank und ihre Kinder auch nicht. Dein Vater ist auch bei ihnen.«

»Seekrank?«

»Ja, so nennen sie diese Übelkeit. Die Seeleute sagen, es kommt von den Wellen.«

»Das heißt, es kann wiederkommen?« Sie hatte gedacht, es wäre irgendeine Krankheit gewesen, und gehofft, dass sie nun geheilt war.

»Einige werden wohl nur einmal seekrank, andere öfter.«

»Wenn ich das noch mal durchmachen muss, sterbe ich.«

»Man stirbt nicht daran, behaupten die Seeleute. Ich denke, sie haben recht. Während des Sturms ging es vielen Leuten sehr schlecht, aber gestorben ist niemand.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich noch lebe«, ertönte Calebs sonore Stimme aus der Schlafstätte unter ihnen. »In meinem ganzen Leben ist mir noch nie so elend gewesen. Wenn diese Reise vorbei ist, bekommt mich niemand mehr auf ein Schiff.«

»Schön, dass es dir besser geht, Caleb«, rief Daniel nach unten. »Was macht Lea?«

»Mir geht es auch besser«, antwortete Lea, aber ihre Stimme klang noch sehr zitterig.

Daniel wandte sich an Rebekka. »Fühlst du dich stark genug, um an Deck zu gehen? Es würde dir guttun.«

Sie war nicht sicher, ob sie den Anblick des Meeres jetzt ertragen konnte. Doch dann sah sie noch einmal durch das runde Fenster in den blauen Himmel und rappelte sich auf.

Sie bereute es nicht. Das Meer war dieses Mal nicht grau, sondern dunkelblau, die Sonne schien, und am Himmel standen nur ein paar

Schäfchenwolken. Daniel geleitete sie zur Reling. Als sie auf den Horizont sah, hatte sie das Gefühl, das Schiff würde weniger schwanken. Auch der kalte Wind tat ihr gut.

Das Wetter blieb nicht lange so gut. Zwar gab es keinen Sturm mehr, doch die Wellen gingen immer wieder hoch. Trotzdem hatten die meisten Menschen im Zwischendeck die Seekrankheit überwunden.

Rebekka gewöhnte sich an den Alltag auf dem Schiff. Morgens wurden die Eimer für die Notdurft an Deck getragen und geleert, danach das Essen und die Wasserration verteilt.

Wasser gab es nur zum Trinken, nicht zum Waschen. Rebekka versuchte, sich mit einem feuchten Tuch einigermaßen sauber zu halten, trotzdem hatte sie das Gefühl, dass sie und ihre Kleider grausig rochen. Sie vermisste es, sich jeden Tag zu waschen und ihre Kleidung regelmäßig zu lüften. Auch das Lüften war hier nicht möglich.

Ein weiteres Problem war die Langeweile. Sie war es nicht gewohnt, nichts zu tun. Müßiggang gab es bei den Ammannleit nicht, doch hier konnten sie nichts machen, außer zu beten und in der Bibel oder im Märtyrerspiegel zu lesen. Caleb hatte beide Bücher dabei und las ab und zu daraus vor.

Die Weltlichen setzten sich oft zusammen und spielten Karten, andere machten Musik. Einer hatte eine Fiedel dabei, andere spielten Gitarre oder Flöte.

Caleb und ihr Vater sahen aus, als würden sie sich am liebsten die Ohren zuhalten, doch Rebekka mochte die Musik. Wenn die Leute zu ihren Instrumenten griffen, lehnte sie sich zurück an die Bordwand und schloss die Augen. So konnte sie zuhören, ohne dass es auffiel.

David jauchzte, wenn er die Musik hörte.

»Er ist erst ein Jahr alt. Ich kann ihm nicht die Ohren zuhalten«, sagte Daniel, als ihr Vater ihn darauf ansprach, dass dies kein angemessenes Verhalten sei.

Wann immer es möglich war, gingen Rebekka und die anderen Schönthaler an Deck, um vor dem Gestank und der Enge im Zwischendeck zu flüchten. Solange keine Segelmanöver anstanden und sie den Matrosen nicht im Wege waren, wurde es geduldet.

30. KAPITEL

Wenn er alleine an Deck war, unterhielt Daniel sich gerne mit den Matrosen. Von seiner Zeit als Soldat konnte er ein wenig Englisch, immerhin hatte seine Truppe mit Wellingtons Leuten bei Waterloo gekämpft. Einer der Matrosen erzählte ihm, dass sie nach Süden fuhren und an einer Insel namens Madeira noch mal Proviant aufnehmen würden. Danach würden sie mit dem Nordostpassat nach Westen segeln.

Jetzt, da es wärmer wurde, verbrachten er und Rebekka viele Stunden an Deck. David bestaunte die dicken Taurollen vor den Masten, sah mit strahlenden Augen hinauf zu den Segeln. Lächelnd beobachtete Daniel ihn. Was seine Eltern wohl sagen würden, wenn sie erführen, dass sie Großeltern waren?

Von Rotterdam aus hatte Daniel einen langen Brief nach Hause geschrieben. Sie wussten nun, dass es ihm gut ging, dass er einen anderen Namen angenommen hatte, mittlerweile verheiratet war und ein Kind hatte. Er hatte natürlich weder geschrieben, wo er untergekommen war und unter welchem Namen er lebte, noch wohin er auswanderte. Wenn er in Pennsylvania heimisch geworden war, würde er sich wieder bei ihnen melden. Dann konnten sie ihm ebenfalls schreiben, denn als amerikanischer Staatsbürger musste er keine Verfolgung mehr fürchten.

Rebekka hatte er gesagt, dass er an seine Mutter schrieb, somit hatte er sie nicht belogen.

Lea war auf die Idee gekommen, eine Decke als Vorhang an den oberen Rand ihrer Schlafstätte zu nageln und viele der Passagiere hatten es nachgemacht, auch Rebekka und Daniel.

So hatten sie wenigstens nachts ein wenig Abgeschiedenheit. Leider half es nicht gegen die Geräuschkulisse aus Schnarchen, Röcheln und Husten. Da ihm die körperliche Arbeit fehlte, lag Daniel in den Nächten oft wach. Dann dachte er darüber nach, wie sehr sein Leben sich in den letzten vier Jahren verändert hatte. Angefangen hatte es mit dem hirnverbrannten Entschluss, sich der Armee von Nassau anzuschließen. Er hatte sich von den Anwerbern blenden lassen, wie so viele junge

Männer. Die schmucke Uniform, die Aussicht auf Abenteuer und Ruhm hatten ihn mehr gelockt als ein Dasein als Mühlknecht. Natürlich hatte er auch gehofft, dass er Charlotte damit beeindrucken würde. Heute konnte er über seine Eitelkeit und Dummheit nur den Kopf schütteln. Schon die Belagerung von Mainz 1814 hatte ihn von seinen Vorstellungen vom »lustigen Soldatenleben« kuriert. Nach der Kapitulation der Franzosen hatte das Herzogtum Nassau seine Soldaten dem Königreich der Niederlande überlassen, und so war es dazu gekommen, dass die herzoglichen Truppen bei Waterloo in der englisch-niederländischen Armee kämpften. Nach Waterloo hatte er ein langweiliges Leben als Mühlknecht plötzlich recht verlockend gefunden. Alles wäre besser gewesen, als weiterhin Soldat zu sein. Und dann war alles ganz anders gekommen. Jetzt lag er hier, neben sich hörte er Rebekkas regelmäßigen Atem, zwischen ihnen schlief David. Diesen beiden gehörte seine ganze Liebe. Er dankte Gott für die Begegnung mit Daniel Hochleitner, und er dankte Daniel dafür, ihm ein neues Leben geschenkt zu haben. Doch er bereute, dass er seine Eltern und Geschwister nie wiedersehen würde.

31. KAPITEL

Land in Sicht!« Gideon kam den Niedergang heruntergestürmt. »Wir können Amerika sehen!«

Seine Rufe hallten durch das Zwischendeck und holten die Menschen aus ihrer Lethargie. Ein Raunen ging durch den Raum, erste Jubelrufe wurden laut. Deborah sprang auf und fiel Gideon um den Hals, lachte und weinte gleichzeitig.

Rebekka blickte auf. War es wahr? Hatten sie es wirklich überstanden? Daniel griff nach ihrer Hand und zog sie auf die Beine. »Komm, lass uns nach oben gehen.«

Er nahm David auf den Arm und stieg hinter ihr die Stufen empor. Ihm folgten Caleb, Lea, Susanna und Ruben.

An Deck sah sich Rebekka um. Die meisten Menschen versammelten sich an der rechten Reling. Sie folgte Daniel nach vorne und starrte auf den Horizont, doch sie konnte nichts erkennen.

»Ich sehe nichts«, sagte Susanna, die neben ihr stand.

»Ich auch nicht.« Rebekka kniff die Augen zusammen. Die Sonne stand hinter ihnen, Schleierwolken zogen sich über den Himmel, und am Horizont lag der übliche Dunst.

Doch der Mann im Ausguck musste etwas gesehen haben, denn auch viele Matrosen blickten in dieselbe Richtung.

»Dort!« Daniel zeigte auf eine dunkle Linie, die sich in der Ferne abzeichnete.

Rebekka klammerte sich an die Reling. In Daniels Stimme klangen Freude und Begeisterung, doch sie war einfach nur erleichtert, dass diese Reise vorbei war, dass sie endlich von diesem Schiff gehen konnte.

Sie hatten es überlebt. Sie und ihr Kind und Daniel. Nicht alle hatten so viel Glück gehabt. Die kleine Tochter von Thomas und Martha war am Fieber gestorben. Martha war sehr krank gewesen, hatte sich aber wieder erholt.

Insgesamt waren drei Erwachsene und fünf Kinder gestorben. Ein Kind war während der Fahrt geboren worden.

Andere Schiffe kamen in Sicht, je mehr sie sich der Küste näherten. Ein kleiner Segler hielt direkt auf die *Sam Hop* zu. Als er sie erreicht hatte, wurde ein Boot zu Wasser gelassen, in dem drei Männer saßen. Zwei von ihnen ruderten es zur *Sam Hop* und drehten bei. Die Matrosen warfen eine Strickleiter aus. Einer der Männer kletterte behänd nach oben, während die anderen beiden sich abstießen und zurück zu ihrem Schiff ruderten.

Der Kapitän begrüßte den Mann und schien ihm dann das Kommando zu überlassen. Der Mann rief Befehle.

»Das muss ein Lotse sein«, sagte Daniel. »Sicher gibt es hier Untiefen.«

Neben Rebekka und Daniel drängten sich die anderen aus Schönthal an die Reling.

Auch als sie näher kamen, blieb die Küstenlinie flach und eintönig. Es gab keine Gebirge, keine Klippen, eigentlich gar keine besonderen Merkmale. ›Langweilig‹ war das Wort, das Rebekka einfiel. Sie war ein wenig enttäuscht. Es sah fast aus wie in Holland. Trotzdem blickte sie gebannt auf das Land, das ihre Heimat werden sollte. Allmählich konnte sie Einzelheiten erkennen. Ein paar Häuser, ein kleiner Hafen, dahinter Bäume, Bäume und wieder Bäume. Das Schiff fuhr an dem Ort vorbei.

Rebekka erinnerte sich daran, was man über Philadelphia erzählt hatte. Es lag an einem Fluss, der Delawär oder so ähnlich hieß. Dann war das hier wohl die Flussmündung. Wie riesig sie war! Die Ufer lagen so weit auseinander, dass sie keine Einzelheiten erkennen konnte.

Während sie weiterfuhren, rückten die Ufer näher. Zwischen den Bäumen entdeckte Rebekka vereinzelt Häuser, groß wie die Gutshäuser in der Heimat.

Immer weiter ging es den Fluss hinauf, an dessen Ufern sie nur Wald sah. Keine Dörfer, keine Stadt, keine Burgen wie am Rheinufer.

Endlich kam eine kleine Stadt in Sicht, die auch einen Hafen hatte.

»Ich dachte, Philadelphia wäre größer«, sagte Rebekka.

Es hatte doch geheißen, es sei eine Großstadt mit über fünfzigtausend Einwohnern.

»Das ist nicht Philadelphia«, sagte ein Mann neben ihr. »Philadelphia liegt weiter im Landesinneren, den Delaware hinauf. Das hier ist New

Castle.«

»Sie waren schon einmal hier?«, fragte Daniel.

»Ja, ich bin Händler und mache diese Reise zum dritten Mal. Heinrich Reintjes ist mein Name.«

Rebekka schauderte. Wie konnte jemand freiwillig so etwas wie diese Reise mehrfach auf sich nehmen? Aber sie hatte den Mann im Zwischendeck nie gesehen, wahrscheinlich hatte er ein anderes, bequemer Quartier gehabt.

Sie fuhren an New Castle vorbei, weiter stromaufwärts. Der Fluss verengte sich. Auch die Landschaft änderte sich. Sanfte, dicht bewaldete Hügel kamen in Sicht, von einer dünnen Schneedecke bestäubt, als hätte jemand Zucker darüber gestreut. Die Luft war frisch.

Wieder passierten sie eine Stadt.

»Das ist Wilmington«, erklärte Heinrich Reintjes. »Sehen Sie diese Gebäude dort hinten? Das sind Schießpulverfabriken. Von hier wird Schießpulver in die ganze Union geliefert.«

Daniel wirkte durchaus interessiert, Caleb runzelte die Stirn.

Eine Stunde später erblickten sie die nächste kleine Stadt.

»Wir sind fast da«, sagte Reintjes. »Das hier ist Chester.«

Rebekka entdeckte ein großes lang gestrecktes Gebäude aus rotem Backstein am rechten Ufer. Es war drei Stockwerke hoch und hatte zwei niedrigere Flügel. Über die ganze Front erstreckte sich ein Vordach, getragen von weißen Säulen. Es sah schön aus. Nicht nur ihr war das Gebäude aufgefallen.

»Ist das das Rathaus?«, fragte Gideon.

Reintjes lachte. »Nein, das ist das ›Lazeretto‹, die Quarantänestation.«

Zu Rebekkas Überraschung wurde der Anker geworfen. Kurze Zeit später kam ein Boot herangerudert. Zwei Männer kletterten über eine Strickleiter an Bord.

»Der Arzt und ein Gehilfe«, erklärte Reintjes. »Er untersucht die Leute, ob sie ansteckende Krankheiten haben. Wenn alles in Ordnung ist, fahren wir weiter nach Philadelphia.«

»Und wenn nicht?«

»Dann stellt er das Schiff unter Quarantäne. Die Kranken kommen dann ins Lazarett, alle anderen müssen warten, bis sicher ist, dass sie

sich nicht angesteckt haben. Wir sollten beten, dass er nichts findet.«

Es dauerte weniger lang, als Rebekka erwartet hatte, bis der Arzt mit seiner Untersuchung fertig war. Er begnügte sich damit, den Auswanderern in den Mund und in die Augen zu schauen, fragte in gebrochenem Deutsch, wie sie sich fühlten.

Die Matrosen untersuchte er gar nicht, er gab sich mit dem Wort des Kapitäns zufrieden, dass alles in Ordnung sei.

Trotzdem blieb die *Sam Hop* über Nacht vor Chester vor Anker. Rebekka, Daniel und die anderen kehrten enttäuscht ins Zwischendeck zurück. Noch eine Nacht in diesem stickigen dunklen Raum.

Am nächsten Morgen weckte sie das Rasseln der Ankerkette. Einen Augenblick blieb sie liegen, lauschte auf die Rufe der Matrosen, die die Segel hissten, auf das Knarren der Planken, als das Schiff sich in Bewegung setzte.

Die Luke zum Deck wurde geöffnet und Essen heruntergebracht. Der Duft von frischem Brot und Schinken verbreitete sich. Rebekka lief das Wasser im Mund zusammen.

Zum ersten Mal seit Wochen aß sie wieder mit Appetit. Frisches Wasser gab es auch. Noch nie hatte Wasser so köstlich geschmeckt. Trotz ihres Hungers aß sie langsam, zwischendurch fütterte sie David. Schließlich gingen sie wieder an Deck. Heute würden sie endlich Philadelphia erreichen.

Das Erste, was sie sahen, waren Masten. Zahlreiche Schiffe lagen vor der Stadt. Philadelphia selbst war auf den ersten Blick nicht besonders beeindruckend. Keine herausragenden Gebäude, keine Türme, kein Prunk. Eine schlichte Stadt. Die Stadt der Brüderlichkeit, der Bescheidenheit. Wie es sein sollte.

Rebekka fühlte Daniels Arm um ihre Schultern, sie sah in die Gesichter ihrer Mitreisenden. In Calebs Miene spiegelte sich die reine Freude, Lea lächelte versonnen. In Gideons Augen funkelte die Abenteuerlust, Deborah wirkte hoffnungsvoll. Ihr Vater stand neben Esther Graber. Die beiden waren sich auf der Schiffsreise nähergekommen, in aller Schicklichkeit natürlich, aber Rebekka war sicher, dass sie ihre Zukunft gemeinsam verbringen würden.

Die *Sam Hop* legte an.

Wieder kam ein Arzt an Bord, dieses Mal in Begleitung eines Mannes, der sich als Übersetzer der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvania vorstellte. Der Arzt erkundigte sich nach dem Gesundheitszustand der Passagiere, der Übersetzer fragte nach dem Verlauf der Reise, ob es genug zu essen und zu trinken gegeben hatte und ob sie gut behandelt worden waren.

Niemand beschwerte sich. Die Enge im Zwischendeck, der Schmutz, der Gestank, das Essen, das in den letzten zwei Wochen wenig und schlecht gewesen war, all das war nicht mehr wichtig. Es zählte nur, dass sie endlich angekommen waren. Alle wollten so schnell wie möglich an Land.

Allerdings durfte zunächst niemand von Bord gehen, stattdessen stürmten Leute auf das Schiff. Der Kapitän befahl alle Auswanderer, die ihre Überfahrt nicht bezahlt hatten, hinunter ins Zwischendeck. Gut gekleidete Männer folgten ihnen und begutachteten sie. Kräftige Männer fanden schnell jemanden, der Kosten für ihre Überfahrt übernahm. Wer jedoch geschwächt war, der wurde gar nicht beachtet.

»Sie werden verkauft wie Vieh auf dem Markt«, sagte Daniel. Er stand neben Rebekka am Niedergang und blickte angewidert hinunter. Entsetzt beobachtete sie, dass sogar Familien getrennt wurden, wenn Farmer zwar einen Mann, aber nicht dessen Frau und Kinder in den Dienst nahmen.

Sie drückte David an sich. So hatten sich das die armen Menschen, die sich dazu verpflichtet hatten, ihre Überfahrt abzuarbeiten, bestimmt nicht vorgestellt.

Caleb trat zu ihnen. »Wir dürfen an Land gehen.«

Erschüttert wandte Rebekka sich um und folgte den anderen Schöenthalern.

Nach den ersten Schritten an Land wurde ihr schwindelig. Der Boden schien unter ihr zu schwanken. Sie streckte die Hand nach Daniel aus. Er stützte sie.

»Ist Ihnen schwindelig? Das geht vorbei«, hörte sie eine fröhliche Stimme neben sich. Heinrich Reintjes lächelte ihr zu. Neben ihm stand ein Mann in einfacher Kleidung, die jedoch sehr hochwertig aussah.

»Das ist Johan Harding, mein Geschäftspartner«, stellte Reintjes ihn

vor. »Er ist Mennonite und hier in Philadelphia geboren. Wenn Sie Rat oder Hilfe brauchen, wenden Sie sich an ihn.«

Harding begrüßte sie höflich. »Seid ihr ebenfalls Mennoniten?«, fragte er mit Blick auf die Hauben der Frauen und die Bärte der Männer.

»Amisch-Mennonite«, antwortete Caleb und benutzte den Ausdruck, den die Engländer an Bord der *Sam Hop* gebraucht hatten. »Kannst du uns eine gute Herberge empfehlen?«

Um sie herum wimmelte es von Menschen. Frauen und Kinder der Seeleute, die ihren Männern auf der *Sam Hop* zuwinkten, Hafenarbeiter, die darauf warteten, die Ladung zu löschen, und Männer, die Unterkünfte anboten.

»Mein Vetter und seine Frau führen eine Pension in der fünften Straße. Es kann sein, dass er nicht genug Platz für euch alle hat, aber er kann euch andere Unterkünfte empfehlen.«

»Die fünfte Straße?«, fragte Daniel.

Johan Harding lächelte. »Die Straßen, die parallel zum Fluss verlaufen, sind nummeriert, die Querstraßen nach Bäumen benannt. Das macht es leicht, sich zurechtzufinden.« Er erklärte den Weg.

»Was ist mit unserem Gepäck?«, fragte Joseph.

Johan deutete auf einen Platz, auf dem eine große Anzahl Wagen stand. »Ihr könnt einen Wagen mieten. Bleibt ihr in Philadelphia, oder wollt ihr Land kaufen?«

»Wir möchten uns in Lancaster County niederlassen. Dort leben bereits Brüder von uns«, sagte Caleb.

Die Zimmer in der Pension erwiesen sich als sehr sauber, die Besitzer waren reizende, hilfsbereite Leute.

Rebekka verbrachte an ihrem ersten Tag in Amerika mehrere Stunden damit, ihr Haar und dann ihre Kleider zu waschen, bis sie sich endlich wieder sauber fühlte. Nach einer üppigen Abendmahlzeit aus warmem Brot, Mais und einer dicken Scheibe kurz gebratenem Rindfleisch, das ihre Wirtin als »Steak« bezeichnete, fielen Daniel, David und sie in ein sauberes, weiches Bett und schliefen durch, bis am nächsten Morgen die Sonne ins Zimmer schien.

Am nächsten Tag setzten sich die Männer zusammen und besprachen

das weitere Vorgehen. Johan Harding hatte ihnen geraten, Land über einen Agenten in Philadelphia zu kaufen oder, falls sie nicht genug Geld hätten, zu pachten.

Währenddessen erkundeten Rebekka und ein paar der Frauen die Stadt. Lea und Martha passten so lange auf die Kinder auf.

Als Erstes bemerkte Rebekka, dass sie hier nicht auffielen. Niemand verzog abfällig den Mund wegen ihrer schlichten Kleidung und der dunklen Hauben, auch nicht die Frauen, die viel prächtiger gekleidet waren.

Wie sauber diese Stadt war! Die Straßen waren breit und gerade, von Bäumen gesäumt. Die Häuser waren schlicht, es gab keine prachtvollen Bauten, aber auch keine elenden Hütten, alles wirkte gediegen und solide. Auf den Straßen fuhren Kutschen, die an die Dachwägele in Schönthal erinnerten. Die Pferde davor waren wohlgenährt, ihr Fell glatt und glänzend.

Sie kamen an einen Markt. Hier wurden nur Kartoffeln, Kohl und Mais angeboten, auch Äpfel, aber es war ja auch erst Ende Februar.

»Ich glaube, mir gefällt es hier«, sagte Deborah. »Meinetwegen könnten wir in Philadelphia bleiben. Es ist so sauber, und die Menschen sind freundlich.«

Am selben Abend erzählte Daniel ihr von dem Besuch bei dem Agenten. »Wir können gerodetes Land in Lancaster County kaufen, aber es ist teuer. Etwas weiter westlich gibt es ungerodetes Land wesentlich günstiger. Caleb möchte lieber selber das Land urbar machen, und ich stimme ihm zu. Ich möchte ein Stück mit einem Bach kaufen und eine Mühle bauen.«

»Darfst du das denn?«

»Ja. Es gibt hier keinen Mühlenzwang, jeder darf eine bauen, wenn er es kann. Es gibt wohl noch nicht genug hier. Vor allem fehlen Sägemühlen. Die Siedler bauen ihre Häuser aus dem Holz der Bäume, die sie fällen.«

»Aus Holz? Wird das im Winter nicht zu kalt?«

»Ich weiß nicht, wie kalt es hier im Winter wird, aber der Agent sagte, dass auch die deutschen Einwanderer in Holzhäusern leben.«

Nicht nur Daniel und Caleb hielten es für eine gute Idee, weiter westlich zu siedeln. Alle Schönthaler beschlossen, ungerodetes Land zu kaufen. Die Konditionen waren denkbar günstig, man bezahlte für einen Acre einen Dollar und fünfundzwanzig Cent. Gezahlt wurde in vier Raten, wobei die erste Rate vier Jahre nach dem Kauf fällig war und die weiteren Raten in den Folgejahren.

»Nach vier Jahren sollten wir genügend erwirtschaftet haben, um die Raten zu bezahlen«, sagte Caleb.

Daniel strahlte. »Dass das Land hier so günstig ist, hätte ich nie gedacht.«

»Nur für die, die bereit sind, dafür zu arbeiten«, warf Thomas Smith ein, der Agent, der an dem Treffen teilnahm.

In den nächsten Tagen trafen die Schönthaler Vorbereitungen für die Fahrt nach Westen. Sie kauften Planwagen, Pferde, packten Töpfe, Löffel, Becher und Teller in Kisten, denn dafür würden sie im Westen mehr bezahlen müssen als in Philadelphia, wenn sie überhaupt etwas bekämen. Thomas Smith stand ihnen bei der Zusammenstellung der Ausrüstung zur Seite. Er war es auch, der ihnen riet, mit der Abreise zu warten, bis sich ein größerer Treck gefunden hatte, und einen Führer anzustellen.

Zwei Wochen später ergab sich die Gelegenheit, auf die sie gewartet hatten. Ein Treck sollte neue Siedler nach Ohio führen.

Sie verließen Philadelphia an einem schönen Frühlingsmorgen. Rebekka saß neben Daniel auf dem Kutschbock des Wagens, der von zwei Pferden gezogen wurde. David hockte zwischen ihnen. Der Wagen selbst war ein einfacher Kasten auf Rädern, über den sich gebogene Metallstützen wölbten, über die wiederum Leinwand gespannt war. Wenn es warm war, konnte man die Leinwand an den Seiten hochrollen. Im Wagen hatten sie ihr Gepäck verstaut, des Weiteren eine Matratze, auf der sie schlafen konnten. Mehrere Decken und ein Gewehr.

Thomas Smith hatte ihnen gesagt, dass sie dringend Gewehre brauchten, um zu jagen. Also hatten Gideon, Thomas Baumgartner und Daniel sich jeweils eine Waffe und Munition zugelegt und sich von Thomas Smith zeigen lassen, wie man damit umging.

Aufregung erfasste Rebekka, als sie die Straßen von Philadelphia hinter sich ließen. Das Land, das sie erworben hatten, lag etwa hundertzwanzig Meilen westlich von Philadelphia, in der Nähe eines Flusses, der Susquehanna hieß. Etwas über eine Woche würden sie brauchen, bis sie es erreichten, erklärte ihr Führer. Rebekka fragte sich, warum ihre Reise so lange dauern sollte, doch als sie die Stadt hinter sich ließen, wurde es ihr klar. Der Weg – Straße konnte man es nicht mehr nennen – war in einem unfassbar schlechten Zustand. Schlaglöcher und Spurrinnen machten ein schnelles Vorwärtskommen unmöglich und schüttelten sie derartig durch, dass Rebekka glaubte, am ganzen Körper blaue Flecken zu haben.

Nach zwei Stunden kletterte sie vom Kutschbock und ging eine Zeit lang neben dem Wagen her.

Die Landschaft änderte sich, je weiter sie sich von der Stadt entfernten. Das Gelände wurde hügeliger, sie fuhren durch dichten Wald. Staunend betrachtete Rebekka die riesigen Bäume, die sich rechts und links des Weges erstreckten. Es gab keinen Pfad, keine Häuser, nur den Weg vor ihnen und den Wald.

Erst gegen Abend erreichten sie eine Siedlung. Sie schlugen ihr Lager auf einer Lichtung in der Nähe auf. Die Männer sammelten Holz und zündeten ein Feuer an. Rebekka und die anderen Frauen schnitten Zwiebeln, Möhren und Kartoffeln, gaben sie mit Dörrfleisch und Bohnen in einen großen Kessel mit Wasser, der dann an einem Dreibein über das Feuer gehängt wurde. Solange die Suppe köchelte, versorgten die Männer die Pferde. David schlief im Wagen. Rebekka holte einen Eimer und ging zum nahe gelegenen Bach, um Wasser zu holen.

Vorsichtig stieg sie die Böschung hinunter. Als sie den Eimer gefüllt hatte, blickte sie sich um. Das Plätschern des Baches übertönte die Geräusche des Lagers. Am gegenüberliegenden Ufer breitete sich der Wald aus. Majestätische Bäume, die ihre Zweige in den Himmel reckten, Büsche, die ein undurchdringliches Dickicht bildeten. Auf einem der Bäume sang ein Vogel. Im trockenen Laub raschelte etwas. Eine Maus? Gab es hier wilde Tiere? In Philadelphia hatte man erzählt, dass in den Wäldern Wölfe lebten, Wildschweine, Bären und eine Raubkatze, die Berglöwe genannt wurde. Und lebten nicht Eingeborene hier, die man

Indianer nannte? Plötzlich war ihr der Wald unheimlich. Er sah so anders aus als die vertrauten Wälder ihrer Heimat. Sie schüttelte den Kopf. Dieses Land war jetzt ihre Heimat. Je eher sie sich daran gewöhnte, desto besser. Sie nahm den Eimer und ging zu ihrem Wagen zurück.

Das Essen war noch nicht fertig, also wusch sie erst sich, danach David. Dann kämmte sie ihr Haar und flocht es wieder zu einem Zopf. Daniel kam von den Pferden, er sah müde aus.

»Hast du noch Wasser, oder soll ich noch mal welches holen?«, fragte er.

»Zum Waschen sollte es reichen.«

Daniel zog sein Hemd aus und wusch sich. Rebekka beobachtete ihn. Auf dem Schiff hatten sie nicht miteinander geschlafen. Jeder hätte es mitbekommen, trotz des Vorhangs vor ihrer Koje. Nicht alle Paare waren so zurückhaltend gewesen, in manchen Nächten hatte Rebekka Keuchen und Stöhnen aus anderen Schlafstätten gehört.

Daniel und sie hatten erst in Philadelphia wieder die Gelegenheit dazu gefunden. Nun würden sie wieder warten müssen, denn in diesem Planwagen konnte sie es sich nicht vorstellen. Abgesehen davon, dass ihr von dem Gerüttel der Fahrt alles wehtat.

Daniel bemerkte ihren Blick und lächelte. »Nicht mehr lange, und wir sind am Ziel.«

Als die Suppe fertig war, versammelten sich die Schönthaler zum Gebet, danach schöpfte sich jeder eine Schüssel aus dem großen Topf.

»Es ist fast wie beim Liebesmahl«, sagte Caleb.

Später ließ Daniel die Planen an dem Wagen ganz herunter und rollte die Matratze aus. Es war überraschend bequem, man lag in dem Wagen fast wie in einem kleinen Haus, die Planen bildeten ein schützendes Dach. Rebekka zog die Decke bis zum Kinn und schlief sofort ein.

Die Reise mit dem Planwagen war anstrengend, aber wenigstens nicht so eintönig wie die Schiffsreise. Wenn der Weg einigermaßen gut war, saß Rebekka auf dem Kutschbock und bestaunte die Landschaft. Unter den gewaltigen Bäumen wuchsen Farne, moosbedeckte Felsbrocken zogen sich die Berghänge hinauf. Immer wieder flossen kleine Bäche aus den Hügeln. Manchmal führte ein schmaler Weg von der Straße fort, in den

Bergwald hinein. Es roch nach Moos, nach Harz. Immer wieder wunderte sie sich, wie weitläufig hier alles war. Die Bäume, die Felsen, die Täler, alles war größer als in Schöndal.

Wenn sie sich sattgesehen hatte, ging sie mit Susanna, Deborah oder anderen Frauen neben den Wagen her. Dann sprachen sie darüber, wie sie sich ihre Zukunft vorstellten. Deborah hatte sich mit Martha Baumgartner angefreundet, beide hatten ein Kind verloren und spendeten sich gegenseitig Trost. Oft schloss sich Esther Graber der Gruppe an. Sie und Joseph würden heiraten, sobald sie ihr Ziel erreicht hatten. Rebekka freute sich darüber. Sie vermisste ihre Mutter, doch ihr Vater war zu jung, um alleine zu bleiben, und er schien Esther sehr zu mögen.

Nach neun Tagen erreichten sie Harrisburg. Ab hier sollte es nur noch eine Tagesreise zu ihrem Land sein. Sie übernachteten in der Nähe der Stadt. Am nächsten Morgen fuhr der Treck weiter in Richtung Pittsburg. Die Schöndaler trennten sich nach ein paar Stunden von der Wagenkolonne, folgten einem schmalen Weg nach Süden und erreichten schließlich Jacobsville, die Siedlung, an die ihr zukünftiges Land anschloss.

Caleb klopfte an die Tür des ersten Hauses an der Straße.

Eine Frau in schlichter dunkler Kleidung öffnete. Rebekka bemerkte, dass sie keine Haube trug. Ihr Haar war zu einem Knoten gebunden.

Ihr Blick glitt über Calebs hünenhafte Gestalt, zu seinem Gesicht und seinem Hut, dann sah sie hinüber zu den Planwagen und lächelte.

»Ihr seid Brüder? Kommt ihr von weit her?« Sie sprach Deutsch.

»Von sehr weit«, antwortete Caleb. »Wir sind aus der Pfalz über das Meer gekommen und haben hier Land gekauft.«

»Ihr wollt hier siedeln? Das ist schön. Wir sind nur wenige Familien und freuen uns über neue Gesichter und Nachrichten aus der alten Heimat. Mein Name ist Miriam Fisher, mein Mann Elias pflügt die Felder. Ich bringe euch zu Jonah Nussbaum, er ist so etwas wie unser Bischof. Er kann euch zeigen, wo euer Land liegt.«

Die Ammannleit oder Amisch, wie sie hier genannt wurden, von Jacobsville empfangen die Neuankömmlinge gastfreundlich. Es war kein

Dorf, sondern eine Ansammlung von sieben großen Farmen. Das Land der Schönthaler lag am westlichen Rand der Siedlung und bestand aus Wald. Ein Bach floss hindurch, gespeist von einigen Quellen. Das Wasser war wohlschmeckend, die Erde unter der Schicht getrockneten Laubs vom letzten Herbst dunkel und fruchtbar.

Das Stück Land, dass die Schönthaler gemeinsam gekauft hatten, umfasste sechshundert Acres, das ergab etwa fünfundachtzig Acres pro Familie.

»So viel Land brauche ich nicht«, erklärte Daniel. »Mir reicht die Hälfte, aber dafür möchte ich mir ein Stück aussuchen, das am Bach liegt. Ich will eine Mühle bauen.«

»Ich bräuchte ein möglichst ebenes Stück als Weide für meine Rinder«, sagte Thomas.

Joseph legte den Arm um Esthers Schultern. »Esther und ich werden heiraten. Wir brauchen Ackerland und Weiden. Eine Quelle wäre schön, aber davon gibt es ja genug.«

Auch die Gerbers wollten Ackerland, Gideon wünschte sich ein Gelände, auf dem er Pferde züchten konnte. Caleb würde sich ebenfalls am Bach niederlassen, er brauchte Wasser für die Schmiedearbeiten.

»Die Wagen, die ich hier gesehen habe, sind nicht gut. Ich werde bessere bauen.«

Ruben und Susanna äußerten den Wunsch, in der Nähe von Daniel und Rebekka zu wohnen. Ruben wollte weiterhin in der Mühle arbeiten, sein älterer Bruder Peter würde wie schon in Schönthal in der Werkstatt seines Vaters arbeiten.

Schließlich blickten alle Caleb an. Obwohl er nicht mehr ihr Bischof war, vertrauten sie seiner Führung.

»Ich bin dafür, dass Daniel sich sein Stück zuerst aussucht, weil es das kleinste sein wird. Danach verteilen wir den Rest.«

Daniel wählte ein Stück Land, das an einer Biegung des Baches lag.

»Schau«, sagte er zu Rebekka. »Da baue ich die Mühle. Ich muss nur hier das Wasser umleiten, in einen Graben. Dort kommt der Mühlenteich hin und dort das Wohnhaus. Wir haben viel Platz, ich wusste nicht, dass wir so viel Land bekommen. Wir können zwei oder drei Milchkühe halten

und Hühner, und auch Ziegen, wenn du willst.«

»Oh ja, ich hätte gerne wieder Ziegen. Und einen großen Gemüsegarten, am besten am Haus, damit ich aus der Küche direkt in den Garten gehen kann.«

»Bekommst du. Und eine große Küche. Die Erde hier ist fruchtbar, im Bach habe ich Krebse und Forellen gesehen, und in den Wäldern gibt es reichlich Wild. Wir werden nie wieder hungern.«

32. KAPITEL

Im Herbst 1821 stand Rebekka in ihrem Gemüsegarten, blickte über das Land und dachte an Daniels Worte. Seit drei Jahren lebten sie nun hier. Das erste Jahr war hart gewesen.

In den Wochen nach ihrer Ankunft hatten sie die ersten Bäume gefällt und daraus Blockhütten gebaut. Es waren einfache fensterlose Unterkünfte, die nur aus einem Raum und einer Feuerstelle bestanden, mit grob gezimmerten Möbeln, doch für den Anfang reichte es.

Dann machten sich die Männer daran, das Land zu roden, zunächst nur kleine Parzellen, ausreichend für ein Wohnhaus und einen Garten. Von den Alteingesessenen liehen sie sich einen Pflug und begannen, das gerodete Gelände zu bearbeiten. Alle paar Stunden wechselten sie sich ab, so dass der Pflug von den frühen Morgenstunden bis zum Abend im Einsatz war.

Sie kauften Nahrungsmittel von den anderen Siedlern, die ihnen auch zeigten, wo man Fallen im Wald aufstellen konnte und wo die Wildwechsel waren. Daniel, Gideon und Thomas gingen auf die Jagd, waren aber zunächst nicht erfolgreich.

Als der Frühling voranschritt, gingen Rebekka und Susanna in den Wald und sammelten Kräuter.

Auf den Frühling folgte ein überraschend heißer Sommer, die Sonne brütete wochenlang. Bei der Gartenarbeit schwitzte Rebekka so sehr, dass sie die Kleider wechseln musste. Nach dem ersten heftigen Sonnenbrand verstand sie auch, warum manche der Frauen, die schon länger hier lebten, darauf verzichteten, eine Haube zu tragen, und stattdessen einen Hut aufsetzten. Auch sie ging dazu über, denn die Krempe schützte ihr Gesicht vor der Sonne. Wenn sie dann ins Haus ging, hängte sie ihren Hut an einen Haken und ließ ihr Haar unbedeckt. Daniel gefiel es, und so trug sie nur noch eine Haube, wenn sie zum Einkaufen oder zur Gemeeh ging. Die anderen jüngeren Frauen wie Susanna, die Gerber-Schwester und Deborah handhabten es ebenso.

Auf den heißen Sommer folgte der Herbst und ließ die Wälder in Farben leuchten, wie Rebekka sie nie zuvor gesehen hatte. Zwischen

feuerroten Ahornbäumen, dunkelroten Blutbuchen und sonnengelben Espen setzten Tannen grüne Punkte. Das Farbenspiel war überwältigend und versetzte sie jeden Tag aufs Neue in Entzücken. »Indian Summer« nannten die alteingesessenen Amisch diese Zeit. Rebekka ertappte sich bei dem Gedanken, dass Menschen wie Jakob Schmucker dieses Schauspiel sehr missbilligen würden, war es doch alles andere als schlicht. Nichts war schlicht in diesem Land. Alles schien irgendwie gewaltiger zu sein als in der alten Heimat. Die Bäume höher und bunter, die Felsen schroffer, die Täler weiter. Selbst die Sterne schienen hier heller zu leuchten. Bei Neumond setzten Daniel und sie sich manchmal auf die Veranda und sahen in den Himmel, über den sich das Band der Milchstraße zog.

Auch der Winter war anders, es fiel mehr Schnee, als sie je zuvor gesehen hatte, der Wind heulte um die Blockhäuser. Rebekka hatte Moos gesammelt und es in die Ritzen zwischen den Holzbalken gestopft, um Wind und Kälte abzuhalten, aber es half nur bedingt.

Im nächsten Frühjahr wurde die Mühle fertig. Daniel hatte zunächst das Sägewerk errichtet und danach das Mahlwerk.

Die Sägemühle lief jeden Tag, Ruben und Daniel hatten alle Hände voll zu tun, denn hier wurden die Bretter für die Wohnhäuser, Scheunen und Ställe der neuen Farmen zugesägt.

In diesem Frühling war auch Rebekkas zweites Kind geboren worden. Eine Tochter, die sie Sarah nannten. Der Tradition zufolge hätte sie eigentlich Anna, nach Daniels Mutter, heißen sollen, doch Rebekka hatte darum gebeten, sie nach ihrer Mutter zu nennen.

Jetzt lebten sie schon mehr als drei Jahre hier, und sie waren wohlhabend. Die Gemeinde war gewachsen, es waren noch mehr Auswanderer aus Deutschland und der Schweiz gekommen und hatten das Land weiter westlich besiedelt. Inzwischen lebten einundzwanzig Familien hier. Und alle hatten das Holz für ihre Häuser in Daniels Mühle zusägen lassen.

Das Land hatte sich verändert in den letzten drei Jahren. Wo früher dichte Wälder gestanden hatten, wogte jetzt Weizen im Wind, mannshohe Maispflanzen bildeten dichte Felder, auf hügeligen Weiden grasten Kühe und Pferde. Statt der Blockhütten gab es großzügige Wohnhäuser.

Pfirsichbäume säumten die Wege. Und auch die Menschen hatten sich verändert. Ein wenig nur, aber spürbar. Die strengen Regeln des täglichen Lebens wurden großzügiger ausgelegt. In diesem weiten, prächtigen Land war kein Raum für Engstirnigkeit und Starrsinn. Niemand störte sich daran, wenn die Frauen im Haus und auf dem eigenen Hof keine Haube trugen oder ungetaufte junge Leute mal über die Stränge schlugen. Die Häuser der Gemeinde lagen weit auseinander, man sah sich oft nur alle zwei Wochen zur Gemeeh. Und gerade weil es unbeschränkte Gewissens- und Religionsfreiheit gab, musste man nicht mehr so sehr zusammenrücken. Es gab keinen Feind mehr.

Letztes Jahr war Jonah Nussbaum zum Bischof von Jacobsville gewählt worden. Die Wahl war nötig geworden, weil die Gemeinde so gewachsen war. Die Schönthaler hätten Caleb Wagner gewählt, doch der hatte gesagt, dass er das Amt gar nicht anstrebte.

Rebekka beobachtete Sarah, die zwischen den Gemüsepflanzen herumlief. Die Kleine war jetzt zweieinhalb Jahre alt und glich mit ihrem hellblonden Haar und strahlend blauen Augen ihrem Vater. David war inzwischen fünf und hielt sich fast den ganzen Tag bei Daniel und Ruben in der Mühle auf. Aus ihm würde sicher auch ein Müller werden.

Rebekka legte die Hand auf ihren Bauch. Noch war er flach, doch im Juni würde ihr nächstes Kind auf die Welt kommen.

»Rebekka!« Susanna kam durch den Garten gelaufen. Auch sie war inzwischen Mutter, Ruben und sie hatten zwei Söhne. Klein Caleb war drei Jahre und Klein Joseph, der Joe genannt wurde, knapp zwei Jahre alt. Beide tappten hinter ihrer Mutter her.

»Hallo Susanna.« Rebekka schnitt einen Kürbis ab und legte ihn in den Korb. »Brauchst du vielleicht Kürbisse? Ich weiß gar nicht mehr, wohin damit, so viele sind es dieses Jahr.«

Susanna lachte. »Nein danke, bei uns wachsen sie auch so gut. Ich habe schon zehn Gläser eingekocht.«

»Willst du etwas trinken? Ich wollte sowieso gerade Pause machen.«

»Gerne.«

Rebekka trug den Korb ins Haus, Susanna folgte ihr mit den Kindern.

In der Küche füllte Rebekka zwei Becher mit verdünntem Holundersaft

und setzte sich mit Susanna auf die Bank auf der Veranda. Die Sonne schien, die Bäume leuchteten in den Farben des Indian Summer. Von der Mühle klang das Geräusch der Säge. Es war eine kluge Entscheidung von Daniel gewesen, das Wohnhaus und die Mühle getrennt voneinander zu bauen, denn die Säge machte doch einen ziemlichen Lärm.

»Es ist das vierte Mal, dass ich das erlebe«, sagte Susanna und deutete auf die Farbenpracht. »Und jedes Mal staune ich. Der Herbst ist die schönste Jahreszeit.«

Rebekka lächelte. »Seit wir ein richtiges Haus mit Öfen haben, finde ich auch den Winter schön. Mit dem Schlitten zu fahren, ist ganz anders als mit dem Wagen. Leiser, weicher, als schwebte man.«

»Ja, und wenn dann der Frühling kommt und alles wieder grün wird, das ist auch wunderbar«, sagte Susanna. »Tatsächlich ist der Sommer die Jahreszeit, die ich am wenigsten mag. Es ist zu heiß. Bevor ich es vergesse: Ich soll Bescheid sagen, dass ein Treck aus Philadelphia angekommen ist. Sie lagern auf dem Land der Burkholders. Sie sind ziemlich erschöpft und hungrig. Alle sollen etwas zu essen spenden.«

»Wollen sie hier siedeln?«

»Nein, es heißt, sie wollen weiter nach Ohio, aber sie werden wohl ein paar Tage hier rasten.«

»Ich bringe morgen etwas vorbei. Wollt ihr zum Abendessen bleiben?«

»Das ist lieb, aber ich muss gleich wieder los. Ich habe Ruth versprochen, ihr beim Kohlstampfen zu helfen. Ihr Kind soll bald kommen.«

Ruth Gerber hatte im letzten Jahr Benjamin Kauffmann geheiratet, den Sohn eines Tischlers aus Jacobsville.

Am nächsten Morgen packte Rebekka Brot, Butter und Käse in einen Korb, stellte noch ein Glas eingemachten Kürbis hinein und packte die Hälfte ihres Apfelkuchens dazu. Dann ging sie zum Haus der Burkholders. Fünf Familien hatte in der Scheune der Burkholders eine erste Unterkunft gefunden, einige würden weiterreisen, andere wollten sich hier niederlassen. Jetzt sollten sie sich erst einmal ausruhen und essen.

John Burkholder begrüßte Rebekka. »Vielleicht möchtest du dich um

die Kinsingers kümmern? Sie werden nur einige Tage bleiben und dann weiter nach Westen ziehen. Sie sitzen dort drüben.«

Er deutete auf einen dunkelhaarigen Mann und eine blonde Frau. Beide schienen einige Jahre älter zu sein als sie selbst. Sie wirkten erschöpft, ihre Gesichter gezeichnet von den Strapazen der Seereise, aber sie lächelten glücklich in die Runde. Bei ihnen saßen zwei etwa fünfjährige Mädchen, die sich aufs Haar glichen, und ein Junge.

Lächelnd trat Rebekka zu ihnen und stellte den Korb auf den Tisch. »Herzlich willkommen in Jacobsville. Mein Name ist Rebekka Hochleitner.«

Der Mann stand auf und neigte den Kopf. »Grüß Gott. Mein Name ist Johannes Kinsinger, und das ist meine Frau Magdalena. Die Kinder sind David, Anna und Elisabeth. Unser ältester Sohn Simon spielt irgendwo da draußen.«

Rebekka packte den Korb aus. »Ich dachte, ihr habt nach der langen Reise bestimmt Hunger.«

»Ja, vielen Dank.« Die Frau erwiderte Rebekkas Lächeln. »Ich freue mich, dich kennenzulernen. Lebt ihr schon lange hier?«

»Wir sind vor etwas über drei Jahren aus Schönthal in der Pfalz hierhergekommen. Nach dem Jahr ohne Sommer und dem Hungerjahr danach.«

»Oh ja. Achtzehnhundert-und-erfroren«, sagte Johannes. »Damals hatten wir auch überlegt, zu gehen, doch unsere Töchter waren gerade ein paar Monate alt, und wir haben befürchtet, dass sie die Seereise nicht überleben würden.«

Rebekka verkniff sich die Frage, warum sie jetzt gekommen waren. Niemand verließ die Heimat ohne triftigen Grund, und meistens war es ein trauriger. Die Kinsingers würden es vielleicht irgendwann erzählen.

»Hochleitner ist übrigens mein Mädchennamen«, sagte Magdalena. »Aber davon gibt es viele. Von Verwandten in Schönthal habe ich bisher nichts gehört.«

»Oh, mein Mann Daniel kommt gar nicht aus Schönthal. Er kommt ursprünglich aus Hessen.«

»Dein Mann heißt Daniel? So ein Zufall! Ich habe einen Bruder, der so heißt. Woher stammt denn dein Mann?«

»Aus Waldeck. Er kam vor sechs Jahren zu uns nach Schönthal.«
Magdalenas Augen wurden groß. »Ein Daniel Hochleitner aus Waldeck? Und er lebt seit 1815 bei euch? Das wäre ...« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das kann nicht sein.«

»Was kann nicht sein?«

»Habt ihr Kinder?«, fragte Magdalena anstelle einer Antwort.

»Zwei. Sarah, unsere Tochter, ist zweieinhalb Jahre alt, unser Sohn David fünf. Und bald werden es drei sein.« Sie legte die Hand auf ihren Bauch.

»Herzlichen Glückwunsch.« Die Überraschung war aus Magdalenas Gesicht verschwunden, aber immer noch betrachtete sie Rebekka eingehend. »Ich war nur verblüfft, weil mein Bruder Daniel uns 1815 verlassen hat. Einige Zeit später kam ein Brief, dass er vorhabe, nach Amerika auszuwandern. Seitdem haben wir nichts mehr von ihm gehört.«

»Aber vielleicht ist mein Mann dein Bruder? Wäre das nicht eine wundervolle Überraschung, wenn ihr euch hier wiederfändet?«

»Das wäre schön«, sagte Magdalena. »Aber ich glaube es nicht.« Sie hielt inne, sah noch einmal Rebekka an. »Nein, er kann es nicht sein.«

Warum war Magdalena so sicher, dass Daniel nicht ihr Bruder war? Er hieß so, er kam aus demselben Ort.

»Bevor wir hier weiter herumrätseln, komm doch mit zur Mühle«, sagte sie. »Dann kannst du mit ihm reden.« Sie stand auf.

Magdalena griff nach ihrem Arm. »Warte. Wenn er mein Bruder ist, würde ich ihn gerne alleine treffen und mit ihm sprechen. Es war – es war nicht ganz einfach, als er gegangen ist.«

Hatten sie sich im Streit getrennt? Vor ihrer Hochzeit hatten sich einige in Schönthal gewundert, dass Daniel so wenig von seiner Familie erzählt hatte. Sie selbst hatte damals die Vermutung geäußert, dass er nicht im Guten gegangen war.

»Wenn du meinst. Ich lasse euch auch alleine.«

Magdalena zögerte kurz, doch dann nickte sie. »Gut, ich komme mit.«

Sie gingen schweigend, Magdalena schien tief in Gedanken versunken zu sein. Erst als sie an der Mühle ankamen, sprach sie wieder. »Eine schöne Mühle.«

»Das finde ich auch. Mein Mann und Caleb Wagner, der Stellmacher

und Schmied, haben sie gebaut.«

Rebekka öffnete die Tür und rief hinein: »Daniel, hier ist jemand, der dich sprechen möchte.«

»Ich komme gleich«, rief er zurück. »Ich muss nur noch das Mehl für Thomas in den Sack packen.«

Rebekka nickte Magdalena zu. »Geh einfach hinein.«

»Danke«, sagte diese. Zögernd betrat sie die Mühle.

Rebekka blieb noch kurz stehen und sah ihr nach, dann wandte sie sich zum Haus.

33. KAPITEL

Daniel verschloss den Sack mit dem Mehl. Wer wollte ihn wohl sprechen? Normalerweise kündigte Rebekka Besucher mit Namen an. Vielleicht war es einer von den Neuankömmlingen, der Holz für den Hausbau kaufen wollte.

»Guten Tag Daniel«, erklang eine unbekannte weibliche Stimme hinter ihm.

Er wandte sich um. Vor ihm stand eine hochgewachsene Frau, sie mochte einige Jahre älter sein als er. Er hatte sie noch nie zuvor gesehen, dann war sie wohl eine der Neuen. Doch warum sah sie ihn so an? Ihr Blick glitt von seinem Haar hinunter zu seinen Füßen und wieder hinauf, blieb an seinem Gesicht hängen. Langsam trat sie näher, sah ihm in die Augen.

Ein Prickeln lief über seinen Rücken, die Haare an seinen Armen stellten sich auf. Wer war sie, und warum wollte sie ihn sprechen? In seinem Inneren ahnte er bereits, dass ihn nun die Vergangenheit einholen würde.

»Grüß Gott«, antwortete er mit möglichst fester Stimme. »Wie kann ich helfen?«

Sie antwortete nicht auf seine Frage, stattdessen sagte sie: »Mein Name ist Magdalena Kinsinger, geborene Hochleitner.«

Ihm wurde schwindelig. Magdalena Hochleitner. Jakob hatte eine Schwester namens Magdalena erwähnt, mit der er sich sehr gut verstanden hatte. Was sollte er tun?

»Ich sehe, mein Name sagt dir etwas«, fuhr die Frau fort.

Er brachte keinen Ton heraus. Egal was er sagte, es konnte nur das Falsche sein. Wenn sie Daniels Schwester war, würde sie wissen, dass er nicht der echte Daniel war. Was sollte er tun? Wie konnte er erklären, was damals passiert war, warum er gelogen hatte. Und Rebekka – wie würde Rebekka reagieren, wenn sie die Wahrheit erfuhr?

Sein Herz raste, und seine Beine zitterten so sehr, dass er fürchtete umzufallen. Er trat einen Schritt zurück und lehnte sich an einen Pfosten.

»Du behauptest, Daniel Hochleitner zu sein«, sagte die Frau.

»Ich bin es.« Ihm blieb nur die Flucht nach vorn.

Sie schüttelte den Kopf. »Daniel Hochleitner ist mein Bruder.«

»Den Namen Hochleitner gibt es oft, und dass ich den gleichen Vornamen habe wie dein Bruder, ist Zufall.«

»Und dass dein Sohn David genauso heißt wie mein Ältester, benannt nach meinem Vater David Hochleitner, ist auch Zufall?« Ihre Stimme klang kalt. »Wo ist mein Bruder? Warum trägst du seinen Namen?«

Daniel presste die Lippen zusammen. Der Augenblick der Wahrheit war gekommen. Dann richtete er sich auf und sah Magdalena an. Er zitterte nicht mehr.

»Das ist eine lange Geschichte und schwierig zu erklären. Aber ich habe deinem Bruder nichts getan. Es war sein Wunsch, dass ich seinen Namen annehme. Er wollte mir helfen, und er wollte ein neues Leben anfangen.«

Noch während er sprach, dachte er, dass sie ihm das niemals glauben werde. Seine Worte klangen zu sehr nach einer Ausrede. Doch zu seiner Überraschung verschwand die Kälte aus ihrem Gesicht, sie nickte langsam.

»Erzähl mir, wo du ihn getroffen hast und was passiert ist.«

So kurz wie möglich schilderte er die erste Begegnung mit Jakob, erzählte, dass er desertiert war, und erwähnte auch, dass Jakob gesagt hatte, er könne nicht mehr bei den Ammannischen leben, jedoch ohne den Grund zu nennen.

»Das passt zu meinem Bruder«, sagte sie. »Er hatte einen triftigen Grund, unsere Gemeinde und die Ammannischen für immer zu verlassen.«

Verblüfft sah Daniel sie an. »Du kennst den Grund?«

Ruhig erwiderte sie seinen Blick. »Du anscheinend auch.«

»Ja. Er wollte seiner Familie keine Schande machen.«

»Wir verstehen uns. Ich bin die Einzige aus der Familie, die weiß, warum er gegangen ist. Ich gebe zu, als mir deine Frau gesagt hat, wie dein Name ist, hatte ich kurz die Hoffnung, dass mein Bruder vielleicht die richtige Frau gefunden hat, eine, die er lieben kann. Aber im Grunde wusste ich, dass du es nicht bist. Deshalb hab ich auch deine Frau gebeten, alleine mit dir sprechen zu dürfen.«

»Und nun?«

Magdalena sah zu Boden, ging ein paar Schritte auf und ab, bevor sie antwortete. »Ich werde ihr die Wahrheit sagen, dass du nicht mein Bruder bist.«

Daniels Mund wurde trocken.

Sie fuhr fort: »Ich werde sagen, dass es Zufall ist, eine Namensgleichheit. Wie du sagtest, Hochleitners gibt es viele.«

Wieder sah sie ihn lange an. »Mein Bruder war ein guter Menschenkenner. Wenn er dir geholfen hat, musste er dich für einen guten Mann halten.«

»Ich weiß nicht, ob ich ein guter Mann bin. Ich versuche es. Die Wahrheit ist, dass ich meinen Frieden bei den Täufern gefunden habe – und eine Frau, die ich über alles liebe. Ich versuche, Gutes zu tun und zu helfen, wo ich kann.«

»Ich bin nicht diejenige, die über dich richtet. Wenn ich sage, dass du nicht mein Bruder bist, lüge ich nicht, und mehr muss nicht gesagt werden.«

Er konnte nicht anders, er verneigte sich vor ihr.

»Daniel sprach mit großer Hochachtung und voller Liebe von seiner Schwester, als wir zusammen nach Süden wanderten. Ich dachte immer, dass sie eine großartige Frau sein muss.«

Sie lächelte. »Du verstehst dich auf Worte. Aber ich glaube dir. Und deine Frau sieht glücklich aus. Ich werde dieses Glück nicht zerstören.«

»Ich danke dir.«

Er sah ihr nach, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, dann setzte er sich auf einen der Kästen, in denen das Korn aufbewahrt wurde. Das war knapp gewesen. Er verdankte es nicht nur ihrer Großherzigkeit, dass sie schweigen würde. Sie schützte auch ihren Bruder. Denn wenn sie ihn beschuldigte, sich fälschlicherweise als Daniel Hochleitner auszugeben, dann würde die Wahrheit über den echten Daniel ans Licht kommen.

»Eigentlich schade«, sagte Rebekka beim Abendessen. »Ich hätte es Magdalena gegönnt, dass sie ihren Bruder wiederfindet. Sie ist eine sehr nette Frau.«

»Ja, das finde ich auch.« Er stimmte aus vollem Herzen zu.

»Wobei das schon ein seltsamer Zufall ist, dass du so heißt wie ihr Bruder und ihr ältester Sohn so wie unserer.«

»Ich vermute, dass wir schon um einige Ecken miteinander verwandt sind. Und du weißt, es gibt in jeder Familie Namen, die immer wieder vergeben werden.«

Er war dankbar dafür, dass die Familie Kinsinger bald weiterziehen würde. Zu leicht konnte sich er oder Magdalena versehentlich verraten.

»Aber eigentlich hätte mir klar sein müssen, dass du nicht ihr Bruder bist«, fuhr Rebekka fort. »Sie schien absolut sicher, dass er nicht verheiratet ist, und als ich sagte, dass wir Kinder haben, hat sie mich ganz ungläubig angesehen. Vielleicht hat er eine unglückliche Liebe in seiner Gemeinde zurückgelassen.«

»Vielleicht«, sagte Daniel. »Jedenfalls hat er wohl ein Geheimnis.« Dann wechselte er das Thema. »Heute war Heinrich Zerl, einer der Neuankömmlinge bei mir. Er möchte Holz für seine Scheune in der Mühle sägen lassen.«

Rebekka lächelte. »Er wird nicht der Einzige bleiben. Eine Sägemühle zu bauen, war die beste Idee, die du jemals hattest.«

»Nein«, widersprach er sofort. »Die beste Idee, die ich jemals hatte, war, dich zur Frau zu nehmen.«

Einige Tage später zogen diejenigen weiter, die nach Ohio wollten, um dort zu siedeln. Mit ihnen auch Magdalena und ihre Familie. Daniel verabschiedete sich herzlich von ihr, doch insgeheim war er froh, dass sie fortzog. Ihre Gegenwart hatte ihn ständig an seine Lüge erinnert, und er hatte immer noch ein schlechtes Gewissen, obwohl er nun seit sechs Jahren mit den Ammannleit lebte und sich ihnen zugehörig fühlte.

Er schrieb regelmäßig nach Hause, auch das belastete sein Gewissen, denn er tat es heimlich, gab die Briefe auf, wenn er im Frühjahr und im Herbst nach Harrisburg fuhr, um Dinge zu kaufen, die man in Jacobsville nicht bekommen konnte. Sein Vater hatte ihm zweimal geantwortet. Er freute sich, dass es Daniel gut ging, dass er eine Heimat gefunden hatte und ein Mühle. Über seine Zugehörigkeit zu den Ammannleit schrieb er nichts, Daniel wusste, dass es seinem Vater nicht besonders gefiel. Dafür

berichtete er von der Familie. Barbara hatte ihren Franz geheiratet und zwei Kinder bekommen. Seiner Mutter ging es gut. Georg, sein Bruder machte jetzt die Hauptarbeit in der Mühle.

Daniel hatte die Briefe in der Poststation in Harrisburg abgeholt und bewahrte sie in einer Schublade in der Mühle auf. Wegwerfen wollte er sie nicht, es war die letzte Verbindung zu seiner Familie. Doch er bereute es nie, dass es ihn nach Schönthal verschlagen hatte. Und er war glücklich, die Reise nach Amerika gewagt zu haben. Er liebte dieses weite, großartige Land, die Weltoffenheit seiner Bewohner, die auch auf die Amisch abfärbte. Er liebte seine Kinder, und er liebte Rebekka. Er war ein glücklicher Mann.

34. KAPITEL

Im Mai 1822 kamen neue Siedler, dieses Mal Weltliche. Sie gründeten nördlich von Jacobsville eine Gemeinde. Auch sie kamen zu Daniels Mühle, um Korn zu mahlen oder Holz für den Bau ihrer Häuser zusägen zu lassen. Daniel arbeitete hart, aber er verdiente auch viel Geld, und nach wie vor liebte er die Mühle und seine Arbeit.

Rebekka arbeitete in ihrem Gemüsegarten. Sie bewegte sich langsam, denn sie fühlte sich schon recht schwerfällig, doch sie wollte so viel wie möglich erledigen, bevor das Kind geboren wurde.

David und Sarah hockten zwischen den Bohnenstangen und rupften Unkraut. Dort konnten sie am wenigsten Schaden anrichten und hatten etwas zu tun.

»Hello?«, rief jemand.

Rebekka wandte sich um. Auf dem Weg stand ein Mann mit dunkelbraunen Locken, den Hut in der Hand. Er war so einfach gekleidet, dass er fast wie ein Täufer aussah, nur trug er einen braunen Vollbart. Er räusperte sich.

»I am searching for the mill«, sagte er mit starkem deutschem Akzent.

Rebekka lächelte. »Grüß Gott. Da bist du hier richtig. Dort drüben ist die Mühle.«

Erleichtert erwiderte der Mann ihr Lächeln. »Sie sind Deutsche, wie schön. Mein Englisch ist noch nicht so gut. Ich bin Hans Lenze. Ich habe einige Meilen von hier Land gekauft und möchte ein Haus bauen und wollte fragen, ob ich das Holz zusägen lassen kann.«

»Aber natürlich. Mein Mann ist der Müller hier. Ach, da kommt er ja.«

Daniel, Ruben und Thomas Baumgartner kamen eben aus der Mühle und trugen einige Bretter zu Thomas' Wagen. Der Fremde wartete, bis sie aufgeladen hatten, dann ging er zu ihnen.

»Gott zum Gruß. Ich wollte den Müller sprechen, es geht um Holz für ein Haus, das ich bauen möchte.«

»Ich bin der Müller«, sagte Daniel – und dann schien er zu erstarren. Sein Gesicht wirkte plötzlich völlig blutleer, er sah aus wie jemand, dem man einen Eimer kalten Wassers über den Kopf gegossen hatte.

Die Schritte des Fremden stockten, er stand da und starrte Daniel an.
»Ja, ist denn das die Möglichkeit! Andreas! Andreas Faber. Wie kommst du denn hierher?«

Sichtlich erfreut lief der Mann auf Daniel zu und klopfte ihm auf die Schulter. »Du bist der Müller hier? Dann hast du dir deinen Traum von einer eigenen Mühle erfüllt. Seit wann lebst du schon hier? Ich hätte dich fast nicht erkannt.«

Daniel rührte sich nicht, nur sein Blick wanderte von dem Fremden zu Rebekka und zurück.

Sie ging langsam auf die Männer zu. Warum sagte Daniel nichts? Dieser Mann irrte sich, er verwechselte ihn mit irgendjemandem.

Jetzt schien auch der Fremde zu bemerken, dass Daniel überhaupt nicht reagierte. Unsicher trat er einen Schritt zurück, sah hinüber zu Ruben und Thomas, die wie angewurzelt neben dem Wagen standen.

»Was ist los? Andreas, warum sagst du nichts?«

Die Zeit verrann, Rebekka wusste nicht, wie lange sie darauf wartete, dass Daniel den Irrtum aufklärte.

Doch es war Ruben, der schließlich sprach. »Sie müssen sich irren. Das ist Daniel Hochleitner, ein Mitglied unserer Gemeinde. Sicher verwechseln Sie ihn.«

»Verwechseln? Nein. Andreas war mein bester Kamerad, er war mit mir im Krieg, wir haben zusammen gekämpft, im selben Lager geschlafen. Und er wollte immer Müller werden, nur war er der jüngere Sohn, deshalb konnte er die Mühle seines Vaters nicht übernehmen.«

Rebekka blickte in Daniels erstarrtes Gesicht. Er sah ganz anders aus, fremd. Vor sechs Jahren war er als Fremder nach Schönthal gekommen. Die Worte ihres Vaters fielen ihr ein. *Wir wissen nichts über ihn.*

Trotz der Hitze zitterte sie so sehr, dass sie die Zähne zusammenbiss, damit sie nicht klapperten. Alle ihre Sinne schienen geschärft, sie hörte das Säuseln des Windes in den Zweigen, das leise Klappern des Mühlrads, sie roch den Duft der Kräuter im Garten und sah die Gesichter der Männer neben dem Wagen gestochen scharf. Rubens ungläubige Miene, Thomas, der völlig fassungslos schien, und Daniel, der jetzt wieder sie ansah.

Ein Ruck ging durch seinen Körper. »Nein, Ruben, er irrt sich nicht.«

Seine Stimme war leise und kratzig. »Ich kann dir dein Holz zusägen, Hans. Aber jetzt möchte ich dich bitten, uns alleine zu lassen. Komm morgen wieder.«

»Oh mein Gott, Andreas, es tut mir leid«, stammelte der Fremde. »Ich wusste nicht ... ich wollte ja nicht ...«

»Es ist nicht deine Schuld.«

Rebekkas Beine gaben unter ihr nach, sie spürte noch, wie sie zu Boden fiel, dann wurde es schwarz um sie.

Sie erwachte auf dem Bett in ihrem Schlafzimmer. Verwirrt blickte sie sich um. Wie kam sie hierher? Ruckartig setzte sie sich auf. Es war heller Tag, Daniel saß auf einem Stuhl neben dem Bett und sah sie ernst an.

Und dann überfiel sie die Erinnerung mit der Wucht eines Donnerschlags.

»Wo sind die Kinder?«

»Unten. Susanna kümmert sich um sie. Ich habe Ruben gebeten, sie zu holen.«

Rebekka starrte auf ihre Hände. Sie fühlte sich leer. Daniel war ein Lügner, ein Betrüger. Er hatte sie belogen, er hatte jeden Einzelnen in Schönthal belogen. Sie hob den Kopf und sah ihn an. »Warum?«

Er begann zu sprechen. Erzählte von seinen Eltern, seiner Schwester. Fassungslos hörte sie, dass er im Krieg gegen Napoleon gekämpft hatte, dass er einen Mann getötet hatte, der sich an seiner Schwester vergehen wollte. In schlichten Worten erzählte er von seiner Flucht, der Begegnung mit Daniel Hochleitner, von dessen Vorschlag.

Sie kämpfte gegen den Drang, sich die Ohren zuzuhalten, weil sie diese entsetzliche Beichte nicht hören wollte.

»Das glaube ich dir nicht. Warum sollte einer von uns so etwas tun? Er hätte nicht nur seinen Glauben verraten, sondern auch uns. Niemals würde einer von uns einen von draußen einschmuggeln.«

»Er hatte einen Grund, aber der ist sein Geheimnis. Ich darf es nicht erzählen, das habe ich ihm versprochen.«

Sie schüttelte den Kopf. So etwas konnte nicht sein. Er log.

»Du hast uns ausgenutzt, unsere Gutgläubigkeit. Du hast uns betrogen, du hast mich betrogen. Unsere Ehe ist eine Lüge.«

»Nein, so ist es nicht. Ja, am Anfang dachte ich nur an meine Sicherheit. Ich wollte gar nicht bleiben, ich wollte gehen, sobald die Feldjäger mich nicht mehr suchten. Doch dann ist etwas mit mir passiert. Ich habe das Soldatenleben gehasst, ich habe das Töten gehasst. Ich hatte jede Nacht Alpträume. In Schönthal fand ich Frieden, ich fand die Mühle, ich begegnete dir.«

»Ach ja, die Mühle. Du wolltest immer eine haben, hat dieser Mann gesagt. Deshalb bist du geblieben, weil du sonst keine bekommen hättest.«

»Ich bin nicht wegen der Mühle geblieben. Zu Anfang vielleicht, aber dann habe ich mich in dich verliebt.«

»Und das soll ich dir glauben?« Sie stand auf. Ihre Beine waren schwer, als wären sie aus Stein. »Ich war Mittel zum Zweck.«

»Nein. Das warst du nie. Ich liebe dich, Rebekka. Deinetwegen bin ich geblieben.«

»Du brauchtest eine Frau.«

»Bitte, Rebekka«, beschwor er sie. »Ich sage dir die Wahrheit. Ich ...«

»Schweig!« Sie ging zur Tür. »Ich will nichts mehr hören.«

Sie warf die Tür hinter sich zu und stieg die Treppe hinunter.

Susanna war mit den Kindern in der Stube. Ohne etwas zu fragen, nahm sie Rebekka in die Arme, drückte sie an sich. Rebekka war dankbar für ihr Schweigen.

»Lass mich bitte alleine«, flüsterte sie und ging in die Küche. Daniel hatte sie nach ihren Vorstellungen gebaut. Sie hatte eine Tür zum Gemüsegarten, große Fenster, Schränke für Geschirr, einen großen Herd, in dem man auch backen konnte.

»Wer weiß, für wie viele du bald kochen musst«, hatte er gesagt, und der Schalk hatte in seinen Augen gesessen.

Für einige Augenblicke hatte sie das Gefühl, sich außerhalb ihres Körpers zu befinden. Sie spürte nichts. Sie sah sich in der Küche stehen, die Sonne schien durchs Fenster.

Sarah war ihr gefolgt und versuchte, auf einen der Stühle zu klettern, um an den Kuchen zu kommen, der dort zum Auskühlen stand. In ihrem Bauch bewegte sich das Kind so heftig, als spüre es ihren inneren Aufruhr. Ihr Kind, Daniels Kind. Daniel, der gar nicht Daniel war,

sondern ein Lügner, ein Soldat, ein Mörder, der sich in die Gemeinde in Schönthal eingeschlichen hatte, der sich in ihr Herz geschlichen hatte. Kein Wunder, dass er so erfahren war, kein Wunder, dass er so viele der Gebräuche nicht gekannt hatte, aber dafür sündige, weltliche Lieder.

Plötzlich hatte sie das Gefühl, dass tief in ihr etwas riss. Vielleicht war es ihr Leben, das in diesem Moment in zwei Hälften zerrissen wurde, sich in ein Davor und ein Danach teilte. Vielleicht war es ihre Seele. Ihr Herz schlug so heftig, dass es schmerzte. Ihr Gesicht fühlte sich so erstarrt an, als hätte sie es stundenlang dem eisigen Winterwind ausgesetzt.

Sarah hatte es geschafft, auf den Stuhl zu klettern. Rebekka hob sie herunter und stellte sie auf den Boden.

»Den Kuchen gibt es später.« Wie normal ihre Stimme klang. Ganz so, als wäre nicht eben der Himmel eingestürzt.

Verflucht sollte er sein! Sie packte eine Tasse, die noch auf dem Tisch stand, und warf sie mit solcher Wucht an die Wand, dass sie zersprang. Sarah starrte sie mit großen Augen an, dann fing sie an zu weinen. Hastig nahm Rebekka sie auf den Arm, klopfte ihr auf den Rücken.

»Alles gut, nicht weinen«, murmelte sie in Sarahs Haar.

Nichts war gut. Ihr Leben lag in Trümmern. Sie hatte einen Ungläubigen geheiratet.

Mit Sarah auf dem Arm ging sie hinüber in die Stube, stellte ihre Tochter auf den Boden und setzte sich zu Susanna.

»Ruben hat mir erzählt, was heute Morgen passiert ist«, sagte Susanna. »Er ist nicht der, für den er sich ausgegeben hat?«

»Nein.« So kurz wie möglich erzählte Rebekka, was Daniel ihr gestanden hatte. Selbst während sie sprach, konnte sie es kaum glauben.

»Was wirst du jetzt tun?«

»Ich weiß es nicht. Er ist immer noch mein Mann – oder nicht?«

Ratlos hob Susanna die Hände. »Das weiß ich auch nicht. Er ist nicht getauft, also gehört er nicht zu uns. Ob eure Ehe überhaupt gültig ist, müssen die Ältesten entscheiden.«

Rebekka schlug die Hände vors Gesicht. Die Ältesten, der Bischof, ihr Vater. Jeder in der Umgebung von Jacobsville würde erfahren, was passiert war. Sie würden Daniel meiden. Nein, eigentlich konnten sie das gar nicht, denn er war nicht getauft. Sie würden ihn wohl behandeln wie

jeden anderen Engländer.

Sie hörte Schritte auf der Treppe und sah auf. Daniel kam herunter. Er hielt inne. Rebekka wandte den Blick ab. Sie wollte nicht mit ihm reden, ihn nicht sehen.

Ohne etwas zu sagen, verließ er das Haus.

»Was soll ich nur tun?«, flüsterte sie. »Ich kann nicht mit ihm unter einem Dach leben.«

»Du kannst mit den Kindern zu uns kommen, bis du weißt, wie es weitergehen soll.«

Rebekka nickte. »Danke. Das werde ich tun.«

Sie packte alles Nötige zusammen und verließ mit David und Sarah das Haus. Die Kinder dachten sich nichts weiter dabei, sie waren oft bei Susanna, um mit ihren Söhnen zu spielen.

Susanna kochte Tee. Sie fragte nichts, wofür Rebekka ihr sehr dankbar war. Nach ihrem ersten Gefühlsausbruch fühlte sich alles, was heute geschehen war, seltsam unwirklich an. Als wäre es ein Traum. Sie versuchte, darüber nachzudenken, was sie tun sollte, wie sie weiterleben sollte, doch ihr Verstand weigerte sich. Sie konnte sich ein Leben ohne Daniel nicht vorstellen. Stattdessen machte sie sich Gedanken um ihn.

Wo war er jetzt? In der Mühle? Was würde er tun, wenn er in das leere Haus zurückkehrte? Sicher konnte er sich denken, dass sie bei Susanna war.

Kurz vor dem Abendessen kam Ruben. »Ich war bei meinem Vater. Er hat die Ältesten benachrichtigt. Sie werden übermorgen zusammenkommen. Ich glaube, so einen Fall hat es noch nie gegeben. Er hat Thomas und mich gebeten, mit niemanden darüber zu reden, bis die Ältesten entschieden haben.«

Die seltsame Betäubung, die Rebekka empfand, wich erst von ihr, als sie im Bett lag. Sie starrte an die Decke, fühlte die Bewegungen des Kindes in sich, und plötzlich überfiel sie der Schmerz mit voller Wucht. Tränen liefen ihr über das Gesicht. Der Vater ihrer Kinder, der Mann, den sie über alles liebte, hatte sie hintergangen. Er war keiner von ihnen, er war ein Weltlicher. Sie hätte ihn nie heiraten dürfen. Ihre Ehe beruhte auf einer Lüge. Sie erinnerte sich an die Warnung ihres Vaters. Man wisse

nichts über Daniel. Er rede nie über seine Familie. Sie dachte daran, wie erfahren er in manchen Dingen war. Sie dachte an ihr geheimes Lied. Sie hatte ihn so sehr geliebt, dass sie gegen die Ordnung verstoßen, sich ihrem Vater widersetzt hatte. Vielleicht wäre sie sogar mit Daniel von den Ammannleit fortgegangen. Dabei hatte er gerade das nicht gewollt. Weil er sich verstecken musste.

Sie wollte ihn nie wiedersehen. Sie drückte den Kopf ins Kissen, um ihr wütendes Schluchzen zu dämpfen. Fassungslosigkeit, Wut und Trauer lösten einander ab, bis sie gegen Morgen erschöpft einschlummerte.

Den nächsten Tag verbrachte sie wie in einem Dämmerzustand, sorgte für ihre Kinder, doch sie selbst aß kaum etwas. Als David gegen Abend fragte, warum sie nicht nach Hause gingen, wurde ihr klar, dass sie handeln musste. Nur was sollte sie tun? Ihren Vater um Rat fragen? Noch wusste er nichts davon. Aber er hatte Daniel immer misstraut, er würde vielleicht sagen, dass er mit seiner Ablehnung schon recht gehabt hatte.

»Wir bleiben noch zum Abendessen«, sagte sie.

Beim Essen erzählte Ruben, dass er am nächsten Tag wieder zum Arbeiten in die Mühle gehen würde.

»Solange die Ältesten nicht entschieden haben, gibt es für mich keinen Grund, Daniel zu meiden. Mein Vater hat mir beigebracht, Menschen nicht an ihren Worten, sondern an ihren Taten zu messen. Daniel an seinen Taten zu messen, ist leicht. Er hat viel für die Gemeinde getan, in Deutschland und hier. Er hat sich mir gegenüber immer wie ein guter Freund benommen. Er hat gelebt wie ein Gläubiger, und für mich ist er ein besserer Christ als manche, die Nächstenliebe predigen, sie aber nicht leben. Er hat einen großen Fehler begangen, ich bin sicher, er hatte Gründe. Aber darüber habe ich nicht zu richten.«

Seine Worte rührten Rebekka. Doch Ruben hatte leicht reden, er hatte nicht sein Leben in Daniels Hände gelegt. Er war nicht so hintergangen worden wie sie.

Nach dem Abendessen machte sie sich mit den Kindern auf den Weg zur Mühle. Ruben hatte angeboten, sie zu begleiten, doch sie wollte Daniel lieber alleine begegnen.

Verwundert stellte sie fest, dass kein Licht durch die Fenster schien,

obwohl es jetzt rasch dunkel wurde.

Ihr Herz schlug heftig, als sie die Tür öffnete. Im Haus war es still. Sie ging in die Stube. Sie war leer, die beiden Fenster geschlossen. Auch in der Küche war es dämmrig, das Feuer im Herd erloschen.

Sie hielt inne und lauschte. Aus dem Obergeschoss drang kein Geräusch. In den Räumen der Mühle war ebenfalls alles still.

David sah sie mit großen Augen an. »Wo ist Vater?«

»Er kommt sicher bald.«

Sie zündete eine Lampe an und ging nach oben in ihr Schlafzimmer. Wie sie schon erwartet hatte, war es leer.

Wo steckte Daniel?

Sie brachte die Kinder zu Bett, dann zündete sie die Lampen in der Stube an und setzte sich an den Tisch.

Damit, dass Daniel nicht hier sein könnte, hatte sie nicht gerechnet. Hatte er Jacobsville verlassen? Der Gedanke fiel über sie her, krallte sich in ihrem Kopf fest.

Warum nicht? Nun, da seine Lügen bekannt geworden waren, hatte er keinen Grund mehr zu bleiben.

Die Mühle. Die Mühle wäre ein Grund. Doch er musste wissen, dass keiner der Ammannleit mehr sein Getreide zu ihm bringen oder sein Holz bei ihm sägen lassen würde. Und so viele andere Siedler gab es hier nicht.

Warum machte sie sich überhaupt Gedanken, wo er steckte? Sie wollte ihn nicht wiedersehen, sie wollte nicht mehr mit ihm leben. Sie konnte mit den Kindern zu ihrem Vater und Esther ziehen oder zu Susanna und Ruben. Irgendwo würde sie unterkommen, die Ammannleit ließen niemanden im Stich.

Wahrscheinlich würde sie nicht mehr heiraten dürfen, doch das wollte sie auch gar nicht. Der einzige Mann, den sie je gewollt hatte, war Daniel.

Sie wusste nicht, wie lange sie dort gesessen und in das Licht der Lampe gestarrt hatte, als das Klappern von Pferdehufen und das Rattern von Rädern sie aufschreckten. Sie hörte Daniels Stimme, sein lang gezogenes »Ho«, als er das Pferd anhielt.

Früher, vor zwei Tagen noch, wäre sie ihm entgegengegangen. Sie

hätten gemeinsam zu Abend gegessen, sich über den Tag unterhalten, über anstehende Arbeiten.

Später dann ...

Nein, daran wollte sie nicht denken. Nicht daran, wie er sie in den Armen hielt, wie er küsste, nicht an seine Liebesworte, die ja doch alle gelogen waren.

Sie sprang auf und lief in die Küche. Irgendetwas tun, damit es nicht so aussah, als hätte sie auf ihn gewartet.

Sie hockte sich vor den Herd und öffnete die Klappe. Ein wenig Glut war noch in der Holzkohle. Sie legte Zunder nach und blies sachte hinein. Dabei lauschte sie angestrengt auf das Schlagen der Haustür und seine Schritte im Flur.

»Rebekka?«

Das Licht in der Stube musste ihm verraten haben, dass sie hier war.

Sie antwortete nicht, sondern schob Holzspäne in den Herd. Seine Schritte kamen näher.

»Rebekka ... Lass mich das machen.« Er kniete sich neben sie und legte die Holzspäne auf die Flamme.

Mühsam erhob sie sich, hielt sich den Bauch. In vier Wochen sollte das Kind kommen. Sie hatte sich so sehr darauf gefreut. Sie ging zum Tisch und stützte sich darauf. Ihr Bauch fühlte sich plötzlich so schwer an.

Daniel legte Holzscheite auf das Feuer und schloss die Klappe.

»Soll ich Wasser aufsetzen? Willst du einen Tee?«, fragte er.

Sie starrte ihn an. Wollte er tatsächlich so tun, als wäre nichts gewesen?

Er hob die Hände. »Rede mit mir. Sag mir, was ich tun soll. Was soll denn jetzt mit uns werden?«

Ihr fehlten die Worte. Sie hatte mit ihm reden wollen, ihm sagen wollen, dass er gehen sollte, dass sie nicht mehr mit ihm zusammenleben konnte. Doch plötzlich hatte sie Angst davor, dass er tun würde, was sie verlangte. Dass sie ihn nie wiedersehen würde. Gleichzeitig wünschte sie ihn zur Hölle.

»Wie konntest du das tun? Dich bei uns einschleichen? Uns belügen, mich belügen?«

»Weil mein Leben davon abhing. Und weil Daniel es mir angeboten hat.

Er wollte mir helfen. Aber Rebekka, als ich dir sagte, dass ich dich liebe, dass ich mein Leben mit dir verbringen will, da habe ich nicht gelogen.«

»Wieso soll ich dir das glauben? Wie soll ich dir je wieder irgendetwas glauben?«

Sie atmete schwer, ein Ziehen ging durch ihren Bauch. Ihre Beine zitterten. Sie zog einen Stuhl heran und setzte sich. Wieder dieses Ziehen. Und plötzlich begriff sie: Das waren Wehen. Sie hatte den ganzen Tag schon immer mal wieder ein Druckgefühl im Bauch gespürt, es aber auf die Aufregung zurückgeführt und nicht weiter beachtet. Angst erfasste sie. Wenn ihr Kind jetzt käme, wäre es fast vier Wochen zu früh. Sie bemühte sich, langsam und gleichmäßig zu atmen.

»Was ist los?« Daniel beugte sich vor und sah sie besorgt an. »Was ist dir denn?«

»Ich muss mich hinlegen.« Sie erinnerte sich, dass eine der Frauen in Schönthal bei ihrem ersten Kind zu früh Wehen bekommen hatte. Die Hebamme hatte ihr Bettruhe verordnet, und die Wehen hatten dann auch nachgelassen.

Rebekka stemmte sich aus dem Stuhl. Ein Krampf zog ihren Bauch zusammen. »Verflixt.«

Daniel nahm ihren Arm. »Hast du Schmerzen? Ist etwas mit dem Kind?«

»Ich habe Wehen, viel zu früh.«

Entsetzen breitete sich in seinem Gesicht aus. »Was kann ich tun?«

»Hinlegen ... Ich muss mich hinlegen.«

Er nahm sie auf die Arme und trug sie die Treppe hinauf ins Schlafzimmer. Mit zitternden Fingern zündete er die Lampe an. »Ich reite los und hole Hannah.«

»Was ist denn?« David stand in der Tür und rieb sich verschlafene Augen.

Daniel kniete sich vor ihn. »Kannst du hinüber zu Tante Susanna laufen und ihr sagen, dass sie sofort herkommen muss? Sag ihr, deine Mutter hat Wehen. Kannst du dir das merken?«

David nickte. »Ist Mutter krank?«

»Nein, sie ist nicht krank. Aber ich muss Hannah holen, damit sie nach ihr sieht.«

»Du kannst ihn doch nicht im Dunkeln schicken«, sagte Rebekka.

David wandte sich zu ihr um. »Ich kenne den Weg sehr gut.«

»Er nimmt eine Lampe mit.« Daniel lief zum Bett und griff nach ihrer Hand. »Hältst du es alleine aus, bis Susanna hier ist, oder soll ich bleiben.«

»Du kannst nichts tun. Vielleicht gehen die Wehen wieder weg, wenn ich ganz ruhig bleibe.«

Seit sie lag, hatte der Druck in ihrem Bauch nachgelassen. Vielleicht war es wirklich nur die Aufregung. Trotzdem war es besser, wenn eine Hebamme nach ihr sah.

Als er noch einmal ihre Hand drückte, war Daniels Gesicht so weiß wie die Laken, auf denen sie lag. Dann folgte er David, der schon die Treppe hinunterging.

35. KAPITEL

Daniel griff nach einer Öllampe, entzündete sie und gab sie seinem Sohn. »Du hast keine Angst im Dunkeln, nicht wahr?«

David sah ihn an. »Nein, Vater. Ich bin ja kein kleines Kind mehr.«

Seine grauen Augen glichen Rebekkas so sehr, dass es Daniel das Herz zerriss. Seine Frau, seine Kinder. Unter Umständen würde er sie verlieren, aber noch hoffte er, dass Rebekka ihm verzieh. Doch wenn sie jetzt ihr Kind verlöre, wäre es seine Schuld. Er würde es sich niemals verzeihen können.

»Lauf.«

David rannte den Weg zum Nachbarhof entlang, Daniel lief in den Stall. Dort zäumte er sein schnellstes Pferd auf, führte es hinaus und schwang sich auf seinen Rücken. Zum Satteln war keine Zeit. Mittlerweile konnte er auch gut ohne Sattel reiten. Das Pferd schien Daniels Angst und Unruhe zu spüren, es galoppierte, als wäre es auf der Flucht vor Wölfen.

Auf Elam Burkholders Hof sprang er vom Pferd. Es war schweißbedeckt, Schaum troff von seinem Maul.

Licht fiel auf den Hof, als Elam die Tür öffnete. Als Mann der Hebamme wusste er, was es bedeutete, wenn jemand nachts im vollen Galopp auf seinen Hof ritt. Verwundert blickte er Daniel an.

»Du? Aber Rebekkas Zeit ist doch noch gar nicht gekommen?«

»Sie hat Wehen.«

Hannah trat neben ihren Mann. »Wie lange schon?«

»Ich weiß es nicht. Ich war heute den ganzen Tag unterwegs.«

Er wusste nicht einmal, ob sie vielleicht gestern schon Wehen gehabt hatte.

»Ich komme«, sagte Hannah. »Reite zurück. Sie soll liegen bleiben und Baldrianaufguss trinken. Wahrscheinlich ist es gar nicht so schlimm. In den letzten Wochen kann es schon mal zu Wehen kommen.«

In Gedanken betete Daniel den ganzen Weg zur Mühle darum, dass Hannah recht behalten würde.

Er brachte das Pferd in den Stall und lief ins Haus. Susanna kam ihm

entgegen.

»Wie geht es ihr?«, fragte er ohne Begrüßung.

»Die Wehen sind unverändert.«

»Hannah sagt, sie soll Baldrianaufguss trinken und ruhig liegen. Sie kommt nach.«

»Ich habe schon Wasser aufgesetzt. Ich koche den Tee.«

Daniel stürmte die Treppe hinauf ins Schlafzimmer. Rebekka lag auf dem Bett und sah ihm entgegen, ihr Gesicht war sehr blass.

»Hannah kommt gleich«, sagte er. »Sie meint, du sollst dir keine Sorgen machen, vielleicht haben die Wehen nichts zu bedeuten.«

Sie biss sich auf die Lippen. »Sie werden stärker.«

»Achtung.« Susanna kam mit einer Kanne und einem Becher in den Händen ins Zimmer. »Ich habe dir Baldrianaufguss gemacht. Hanna sagte, er würde helfen.«

Sie stopfte Rebekka ein Kissen hinter den Rücken und reichte ihr den Becher. Ratlos stand Daniel im Zimmer und sah zu. Kurze Zeit später erklangen Hufschläge und das Rattern von Rädern.

Er lief die Treppe hinunter und öffnete Hannah die Tür. Sie nickte ihm nur zu und stieg mit ihrem Korb in der Hand hinauf zum Schlafzimmer.

Da er wusste, dass sie ihn nicht im Zimmer haben wollte, ging er in den Stall, rieb das Pferd ab und versorgte es mit Heu und Futter. Immer wieder sah er zum Haus hinüber.

Schließlich ging er wieder hinein. Susanna war in der Küche, auf dem Herd summte ein Topf Wasser, sie holte Tücher aus dem Schrank. Er schluckte. Also würde das Kind jetzt geboren werden.

Obwohl er wusste, dass Hannah ihn nicht einlassen würde, lief er die Treppe nach oben. Die Tür zum Schlafzimmer stand offen, er erhaschte einen Blick auf Rebekka, sie saß auf der Bettkante, die Hebamme hatte ein Hörrohr an ihren Bauch gelegt.

»Das Herz schlägt kräftig. Dein Kind ist gesund und wird es auch überstehen, wenn es etwas früher auf die Welt kommt.«

»Meinst du?«

»Ja!«, entgegnete Hannah resolut. »Du schaffst das, auch du bist gesund und kräftig, und es ist nicht dein erstes Kind.« Sie stand auf, und ihr Blick fiel auf Daniel. »Dich können wir jetzt nicht brauchen. Such dir

irgendeine Arbeit. Ich rufe dich, wenn das Kind da ist. Es wird nicht lange dauern.«

Daniel zögerte. Er wollte Rebekka noch sagen, dass er sie liebte, wollte sie um Verzeihung bitten.

Ihre Blicke begegneten sich, er bewegte stumm die Lippen, dann drängte Hannah ihn hinaus.

Er sah nach den Kindern. Susanna hatte ihnen in der Stube ein Lager aus Decken bereitet. Sie schliefen beide.

Aus dem Schlafzimmer drang das eigenartige lang gezogene Stöhnen von Rebekka, das er von Davids und Sarahs Geburt kannte.

Ruhelos wanderte er umher, ging hinaus, über den Hof, dann wieder ins Haus.

»Bestimmt wird alles gut«, sagte Susanna leise, als er in die Küche schaute. Er sah sie an. Meinte sie die Entbindung oder auch alles andere? Was sollte werden, wenn das Kind geboren war?

»Susanna!« Hannahs Ruf unterbrach seine Gedanken. Susanna stürzte die Treppe hinauf. Daniel hörte Hannahs Anweisungen.

»Pressen! Jetzt.«

Dann Rebekkas Ächzen und Stöhnen. Am liebsten hätte er sich die Ohren zugehalten, doch er konnte nicht.

Dann plötzlich war es still. Daniel hielt die Luft an. Schließlich ertönte ein leiser Schrei, kaum lauter als der Schrei eines jungen Kätzchens.

Er stürmte die Treppe hinauf. Hannah wickelte eben das Kind in ein Tuch, dann legte sie es Rebekka in die Arme.

»Du hast eine Tochter. Sie zappelt und sieht gesund aus.«

Der Anblick des winzigen Kindes und das Leuchten in Rebekkas Augen, als sie ihre Tochter in die Arme nahm, ließen seine Knie weich wie Butter werden. Er klammerte sich an den Türrahmen.

»Ah, Daniel«, sagte Hannah. »Dann hast du ja gehört, dass ihr eine gesunde Tochter habt. Sie ist klein, aber sie sieht nicht aus, als sei sie vier Wochen zu früh. Vielleicht habt ihr euch verrechnet. Aber jetzt musst du warten, Rebekka hat noch etwas zu tun.« Sie schob ihn auf den Flur und schloss die Tür.

Ein paar Minuten später öffnete Susanna sie wieder. »Jetzt kannst du

kommen.«

Rebekka lag auf der Seite, das Kind an ihrer Brust. Daniel wankte durch den Raum und sank neben dem Bett auf die Knie. Wie klein und zart das Kind aussah, viel kleiner als David und Sarah. Er streckte die Hand aus und strich mit den Fingerspitzen über den feuchten Flaum auf dem Kopf seiner Tochter.

Hannah sammelte ihre Sachen zusammen. »Habt ihr schon einen Namen?«

Daniel senkte den Kopf. Natürlich hatten sie über Namen gesprochen. Da sie ihre erste Tochter nach Rebekkas Mutter genannt hatten, sollte die zweite den Namen von Daniels Mutter tragen. Also den von Anna Hochleitner, der Mutter des echten Daniel.

Rebekka sah ihn aufmerksam an. Er erwiderte ihren Blick, dann betrachtete er seine Tochter, und plötzlich wusste er, wie sie heißen sollte.

»Wenn Rebekka einverstanden ist, würde ich sie gerne Magdalena nennen.«

»Magdalena?«, sagte Rebekka, und dann weiteten sich ihre Augen. Er konnte sehen, dass sie begriff.

»Magdalena Kinsinger«, sagte sie langsam. »Sie ist Daniels Schwester?«

»Ja. Und sie kennt die Wahrheit.«

»Aber sie hat gesagt ...« Rebekka stockte.

»Dass ich nicht ihr Bruder bin. Damit hat sie nicht gelogen. Sie liebt ihren Bruder und war der Meinung, dass es besser wäre, wenn niemand die Wahrheit über ihn erfährt.«

»Sie war nicht wütend auf dich?«

»Nein«, sagte er sehr leise. »Sie hat gesagt, ich müsse ein guter Mensch sein, weil ihr Bruder mir geholfen hat. Seit ich bei euch bin, habe ich versucht, ein guter Mensch zu sein.« Er griff nach ihrer Hand.

»Rebekka, was muss ich tun, damit du mir verzeihst?«

»Ich weiß es nicht.«

Hannah legte ihm die Hand auf die Schulter. »Deine Frau braucht jetzt Ruhe. Und du solltest auch schlafen. Ich bleibe heute Nacht noch hier.«

Schlafen konnte er nicht, und so begleitete er Susanna nach Hause.

Ruben öffnete die Tür und blickte ihn fragend an.

»Mutter und Kind sind wohlauf«, sagte Daniel. »Es ist eine Tochter, klein, aber Hannah meint, sie sei stark.«

Ein Lächeln zog über Rubens Gesicht. »Herzlichen Glückwunsch! Ich komme morgen zu dir und helfe dir in der Mühle.«

Ungläubig blickte Daniel ihn an. »Obwohl du weißt, dass ich nicht getauft bin, dass ich euch belogen habe?«

»Ich kenne dich seit sieben Jahren. In dieser Zeit habe ich dich als zuverlässigen, tatkräftigen, frommen Mann erlebt, der hilft, wo er kann, nie sein Wort bricht, auf den man sich immer verlassen kann. Ich weiß nicht, was du vorher getan hast und warum. Aber mir warst du immer ein Freund.«

Ein dicker Kloß saß in Daniels Kehle.

»Ich danke dir. Ich bin sehr stolz, dass du mich einen Freund nennst.«

In dieser Nacht fand er keinen Schlaf mehr. Er dachte an seine ersten Monate bei den Ammannleit, an seinen Gewittertraum, wie er ihn nannte. Und plötzlich wusste er, was er tun musste. Er würde darum bitten, getauft zu werden. Damit er ein echtes Mitglied der Gemeinschaft wurde. Wenn Ruben und vielleicht auch Caleb, für ihn sprachen, würden sich die Ältesten womöglich überzeugen lassen.

Und – vielleicht würde Rebekka ihm verzeihen.

Rebekka schlief noch, als Hannah sich am Morgen verabschiedete. Sie gab Daniel ein Säckchen mit Kräutern.

»Davon machst du einen Aufguss, die Kräuter regen die Milchbildung an. Rebekka soll viel davon trinken. Das Kind muss es warm haben, sie soll es bei sich im Bett behalten.«

Kurz nachdem sie gegangen war, kamen Susanna und Ruth. Sie brachten Suppe und Brot mit. Ruth behandelte Daniel wie immer, offensichtlich hatte sich der Vorfall mit Hans noch nicht herumgesprochen.

Ruben bestätigte das. »Ich habe mit meinem Vater gesprochen. Er hat die Ältesten informiert und mich und Thomas gebeten, Stillschweigen darüber zu bewahren, bis die Ältesten dich angehört haben. Sie treffen sich heute.«

Daniel nickte. Dann würden sie wohl demnächst zu ihm kommen.

»Was denkt dein Vater darüber?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Ich weiß, dass er dich immer sehr geschätzt hat. Er ist kein Bischof mehr, und er gehört nicht zu den Ältesten. Er hat in dieser Angelegenheit kein Mitspracherecht.«

Das war richtig. Trotzdem hatte Caleb Wagners Wort großes Gewicht in der Gemeinde von Jacobsville.

Ruben half ihm, die Stämme zu sägen, die einer der weltlichen Siedler für den Bau seiner Hütte brauchte. Sie sprachen nicht viel, doch seine Gegenwart tröstete Daniel. Er merkte, dass er es vermied, zu Rebekka zu gehen, solange die Frauen im Haus waren und sich um sie kümmerten. Er wusste ja nicht, ob sie ihn sehen wollte. Erst am Abend ging er zu ihr, Sarah und David waren bei Susanna und Ruben.

Rebekka saß im Bett und stillte das Kind. Sie trug keine Haube, ihr Haar war zu einem dicken Zopf geflochten.

Zögernd blieb er in der Tür stehen. »Wie geht es dir?«

Sie blickte auf. »Soweit gut.«

»Darf ich reinkommen?«

»Es ist dein Haus. Du kannst tun, was du willst.«

»Es ist unser Haus. Und wenn du mich nicht sehen willst, dann bleibe ich unten.«

Sie schwieg und senkte ihren Blick wieder auf das Kind.

Langsam trat er näher. Als sie nicht protestierte, setzte er sich auf die Bettkante. Dann atmete er tief durch. »Morgen werden die Ältesten wohl mit mir sprechen. Ich werde um Vergebung bitten – und darum, mich zu taufen und in die Gemeinschaft aufzunehmen. Ich hoffe darauf, dass sie zustimmen.«

»Das hoffe ich auch. Für dich.«

»Nicht für uns? Wir sind eine Familie, wir haben Kinder. Es muss doch irgendwie weitergehen. Ich liebe dich, Rebekka.«

»Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll.« Ihre Stimme klang nicht böse, sondern ratlos. Das Kind hatte aufgehört zu trinken.

»Darf ich sie halten?«

Wortlos legte Rebekka ihm die Kleine in die Arme. Sie öffnete die

Augen. Sie waren dunkelblau wie bei allen Neugeborenen. Federleicht lag sie in seinem Arm, ihre Ärmchen und Beinchen waren so dünn, es fühlte sich an, als hielte er ein Vögelchen. Er presste die Lippen zusammen. Es war seine Schuld, dass sie zu früh auf die Welt gekommen war. Er konnte nur beten, dass Gott sie nicht gleich zu sich holte.

»Bist du damit einverstanden, sie Magdalena zu nennen? Wenn dir ein anderer Name lieber wäre ...«

Rebekkas Miene wurde weich. »Ich finde es eine gute Idee. Magdalena ist ein schöner Name.«

Er legte das Kind zurück in Rebekkas Arme.

36. KAPITEL

Rebekka lag noch lange wach und dachte über das Gespräch mit Daniel nach. Wie sollte es weitergehen?

Sie war so glücklich mit ihm gewesen, doch er hatte ihr Vertrauen missbraucht. Wie sollte sie das je vergessen, ihm verzeihen? Tränen stiegen ihr in die Augen, sie drückte den Kopf ins Kissen und weinte um ihr verlorenes Glück.

Am nächsten Morgen kamen die drei Ältesten. Susanna war in der Küche, Rebekka saß im Bett und stillte Magdalena. Sie hörte die Stimme von Jesse Shrock, der Susanna begrüßte.

»Es tut mir leid, euch zu stören, aber wir müssen mit Daniel sprechen.«

Susanna bat ihn, Bruder Amos und Bruder John ins Haus und rief nach Daniel.

Die Männer gingen in die Stube und schlossen die Tür. Außer Stimmengemurmel war nichts zu hören.

Susanna kam ins Schlafzimmer und setzte sich zu ihrer Schwester. Sie sprach nicht, aber Rebekka war dankbar für ihre Anwesenheit.

Nun würde sich entscheiden, ob man Daniel aus der Gemeinde verbannte oder ihm verzieh. Rebekka ballte die Fäuste. Wenn man ihn verbannte, würde sie ihn nicht wiedersehen. Bei diesem Gedanken fühlte sich ihr Herz an, als würde es von einer Faust zusammengedrückt. Ein Leben ohne Daniel? Sie dachte an Rubens Worte, es sei leicht, Daniel an seinen Taten zu messen.

Ja, seit er bei ihnen war, hatte er viel für die Gemeinde getan. Ohne Daniel hätten sie die Hungersnot im Jahr ohne Sommer nicht so gut durchgestanden. Es war seine Idee gewesen, die Vorratsgrube anzulegen und die Ziegen zu kaufen. Und auch hier Jacobsville hatte er stets geholfen. Doch alles, was er getan hatte, baute auf einer Lüge auf. Er war nicht Daniel Hochleitner.

Aber war der Name nicht egal? Zählten am Ende nicht die Taten eines Menschen? Wogen viele gute Taten nicht eine schlechte auf? Jedoch war die Lüge der Anfang gewesen. Der Teufel ist der Vater aller Lügen, hieß

es in der Bibel.

Doch es hieß auch: Wenn dein Bruder sündigt, weise ihn zurecht, und wenn er sein Unrecht einsieht, vergib ihm.

So war es in der Gemeinschaft schon immer gemacht worden. Wenn jemand seine Sünden bereute, wurde ihm verziehen. Selbst wenn die Sünde so schwer war, dass ihm vorher der Bann auferlegt wurde. Daran, dass Daniel seine Lüge bereute, gab es keinen Zweifel, er wollte die Ältesten um Vergebung bitten, er wollte sich taufen lassen.

Aber konnte *sie* vergessen, dass er sie belogen hatte?

»Was wirst du tun?«, fragte Susanna leise. »Wirst du ihm vergeben?«

»Wie kann ich das? Er hat mich hintergangen.«

Susanna runzelte die Stirn. »Willst du dich von ihm absondern?

Damals, nach dem Angriff im Wald, hast du gesagt, wenn er gemieden würde, müsste man auch dich meiden.«

Rebekka sah auf. Ihre Kehle war plötzlich eng, sie musste mehrmals schlucken. Ja, das hatte sie gesagt. Mehr noch, sie hatte ihrem Vater gesagt, dass sie niemals von Daniel lassen würde, und bei ihrer Hochzeit hatte sie versprochen, Liebe und Leid mit ihm zu tragen, bis dass der Tod sie scheide. Er hatte dieses Versprechen gehalten. Er hatte treu zu ihr gestanden, er hatte ihr niemals Grund gegeben, an seiner Liebe zu zweifeln. Er hatte beharrlich um sie geworben, allen Widerständen zum Trotz. Er hatte sie vor der Schändung bewahrt und war bereit gewesen, die Strafe für seinen Verstoß gegen die Regeln auf sich zu nehmen. Er bereute seine Lüge, er hatte sie mehrmals um Vergebung gebeten. Sie hatte ihn abgewiesen, weil sie gekränkt und enttäuscht war.

Sie erinnerte sich an einen Vorfall aus ihrer Kindheit. Ihre Mutter hatte Plätzchen gebacken und jedem Kind eines zum Probieren gegeben. An ihrem Plätzchen war ein Stück abgebrochen. Sie war zornig geworden, hatte ein anderes verlangt. Ihre Mutter hatte ihr keines gegeben. Daraufhin hatte sie ihr Plätzchen auf den Boden geworfen, wo es zerbrochen war.

Genauso benahm sie sich jetzt. Ja, ihre wunderbare, heile Welt hatte einen Riss bekommen, Daniel war nicht vollkommen, er hatte einen Fehler gemacht. Aber das war kein Grund, ihn fortzuwerfen wie ein kaputtes Plätzchen und alles zu zerstören, was sie miteinander verband.

Niemand war ohne Fehler, auch sie nicht. In Liebe und Leid würde sie zu ihm halten, hatte sie versprochen. Bisher war es nur Liebe gewesen, und jetzt, da Daniel zum ersten Mal Leid über sie gebracht hatte, wandte sie sich von ihm ab? Nein, das konnte nicht richtig sein.

Sie hob den Kopf und straffte die Schultern. »Ich werde mich nicht von ihm absondern. Er ist mein Mann, ich werde zu ihm stehen.«

Als sie es ausgesprochen hatte, war es, als nähme jemand eine Last von ihr. Ihr Herz schlug rascher und leichter. Susanna lächelte. »Ich bin froh, das zu hören. Ich weiß, Daniel ist ein guter Mensch, und er bereut, was er getan hat.«

Rebekka sah auf das Kind in ihren Armen. »Daniel wollte, dass sie Magdalena heißt. Nach der Schwester des echten Daniel, die die Wahrheit kennt und ihm verziehen hat. Auch sie hält ihn für einen guten Menschen.«

Nachdem die Ältesten sich verabschiedet hatten, ging auch Susanna nach Hause.

Daniel kam herauf ins Schlafzimmer. »Ich wollte nur eine Decke holen, ich schlafe unten in der Stube.«

»Nein, warte. Was haben die Ältesten gesagt?«

»Dass sie mir vergeben, wenn ich bereue und bekenne. Bei der nächsten Gemeeh werde ich vor die Gemeinde treten.«

»Das ist gut. Ich – ich habe nachgedacht. Ich glaube dir, dass es dir leidtut, und ich glaube dir auch, dass du keinen anderen Ausweg gesehen hast.«

Er trat auf sie zu. »Das heißt, du verzeihst mir?«

»Ja. Du hast recht, wir sind eine Familie, es muss weitergehen. Und ich liebe dich. Ich kann mir ein Leben ohne dich nicht vorstellen.«

»Rebekka!« Zögernd setzte er sich aufs Bett und nahm sie in die Arme. Als sie sich nicht wehrte, senkte er den Kopf und küsste sie. Langsam, tastend zunächst. Nach einem Augenblick schlang sie ihre Arme um ihn, erwiderte seinen Kuss.

»Du wirst dich taufen lassen?«, fragte sie später.

Sie stillte Magdalena, er hockte auf der Bettkante.

»Ja, wenn die Gemeinde zustimmt, mich aufzunehmen. Das haben die

Ältesten zur Bedingung gemacht.«

»Ich glaube, sie werden es tun. Aber wenn sie es nicht tun, bin ich trotzdem deine Frau. Ich halte zu dir, wie ich es damals gesagt habe, als du mich vor den Männern im Wald gerettet hast. Ich habe mich in dich verliebt, weil du anders bist als die Männer, die ich vorher gekannt hatte. Und auch wenn ich jetzt weiß, warum du anders bist, bist du immer noch der Mann, für den ich meinem Vater getrotzt und gegen die Ordnung verstoßen habe, weil ich dich und keinen anderen haben wollte. Wenn ich ehrlich zu mir selbst bin, würde ich es wieder tun, weil ich dich immer noch so liebe. Nur bitte, belüge mich nie wieder.«

»Es wird nie wieder vorkommen.«

Später in der Nacht lag sie wach und lauschte auf seinen Atem. Er schlief entspannt wie ein Kind, doch sie dachte nach. Vergeben hatte sie ihm, doch vergessen konnte sie nicht. Sie wusste, ihre Liebe würde nie wieder so sein wie früher. Dieses strahlende Glück, die blinde Verliebtheit in ihn war vorbei. Sie liebte ihn immer noch, aber anders. Tiefer vielleicht, nun da sie kurz davor gewesen waren, einander zu verlieren. Nichts war mehr selbstverständlich. Sie waren auf einem neuen Weg, und es würde kein leichter sein. Doch sie war bereit, ihn mit Daniel zu gehen.

Zu Beginn der nächsten Gemeeh, drei Tage später, trat Bischof Jonah Nussbaum vor die Gemeinde.

»Wir haben unter uns einen Menschen, der gefehlt hat«, begann er.
»Daniel Hochleitner hat unter den Amischen von Schönthal gelebt, sich als einer von ihnen ausgegeben. Er hat sich ein Weib genommen, obwohl er nie getauft worden ist.«

Ein Raunen ging durch die Gemeinde. Viele Blicke wanderten von Daniel zu Rebekka. Sie hob den Kopf und nahm die Schultern zurück.

»Daniel Hochleitner hat erklärt, dass er die Taufe wünscht«, fuhr der Bischof fort. »Ich frage euch, ob wir ihn in unsere Gemeinde aufnehmen wollen.«

Das Raunen wurde lauter, die Männer steckten die Köpfe zusammen.
Peter Troyer sprang auf. »Einen Betrüger? Warum sollten wir ihn aufnehmen?«

»Nun«, sagte der Bischof, »wir verachten die Sünde, nicht den Sünder,

wenn er seine Sünde bereut.«

»Und, tut er das?«

Jonah Nussbaum winkte Daniel nach vorne und bedeutete ihm, sich hinzuknien.

»Daniel Hochleitner, bekenne deine Sünde.«

»Ich bekenne, ich habe mich als ein anderer ausgegeben und als Weltlicher unter den Ammannleit gelebt.« Daniels Stimme war laut und klar. »Ich bitte die Gemeinde um Vergebung und darum, dass sie Geduld mit mir hat.«

»Bereust du, was du getan hast?«

Daniel hob den Kopf, sah kurz zu Rebekka hinüber und dann den Bischof an. »Nein, ich kann nicht bereuen.«

Empörtes Zischen und Gemurmeln füllten die Scheune und übertönten Daniels Worte. Er hob die Stimme.

»Hört mich an. Ohne meine Tat hätte ich nicht zu Gott gefunden, niemals erfahren, was Gemeinschaft bedeutet. Ich hätte nie erlebt, was Frieden ist. Und«, seine Stimme wurde zärtlich, »ich hätte niemals Rebekka getroffen, meine Frau und die Liebe meines Lebens. Nein, ich kann nicht bereuen, dass ich vor sieben Jahren zu euch gekommen bin. Aber ich bitte euch, mir meine Lügen zu verzeihen. Ich bereue, dass ich lügen musste, ich sah damals keinen anderen Ausweg. Ich bitte euch, mir das zu verzeihen.

Der Name, den ich angenommen habe, Daniel, bedeutet ›Gott ist mein Richter‹. So sei es.«

Rebekkas Augen brannten. Sie spürte die Blicke, die sich auf sie richteten.

Caleb hob die Hand. »Ich möchte etwas sagen.«

Jonah Nussbaum erteilte ihm das Wort. Caleb stand auf und wandte sich an die Versammelten. »Ich war Bischof in Schönthal, als Daniel vor sieben Jahren dort ankam. Er war ein wenig seltsam, manche Dinge kannte er nicht, oder er tat sie anders als wir. Doch von Anfang an verhielt er sich wie jemand, der Gott sucht. Er arbeitete hart, jeder, der Hilfe brauchte, konnte gewiss sein, dass Daniel ihm half. Als die Hungersnot kam, war er es, der uns mit seinem Wissen geholfen hat, sie zu überstehen. Wenn man Menschen nach ihren Taten und nicht nach

ihren Worten richtet, dann ist Daniel ein besserer Christ als so manch anderer.«

»Aber er hat gelogen und betrogen«, wandte Peter Troyer ein.

Nun bat Ruben um das Wort. »Es heißt: Wenn wir unsere Sünden bereuen und sie bekennen, dann dürfen wir darauf vertrauen, dass Gott seine Zusage treu und gerecht erfüllt: Er wird unsere Sünden vergeben und uns von allem Bösen reinigen. Wenn Gott ihm vergeben kann, dann sollten wir das auch tun.«

Joseph erhob sich. Rebekka schluckte. Was würde ihr Vater sagen?

»Als Daniel zu uns kam, fiel auch mir auf, dass er manche Dinge nicht wusste. Doch unsere Gemeinden liegen verstreut, und nicht überall herrschen die gleichen Sitten. Hier in Amerika pflegen wir sehr viel mehr Umgang mit den Weltlichen, den Engländern, als wir es in der alten Heimat getan haben, und niemand verurteilt das. Als Daniel Hochleitner um Rebekka geworben hatte, hat mir das zunächst nicht gefallen. Doch er ist mir zu einem Sohn geworden und meiner Tochter ein treuer Ehemann. Ich bin dafür, ihm seine Sünden zu vergeben und ihn in die Gemeinschaft aufzunehmen.«

Rebekka lächelte unter Tränen.

Die Ältesten nickten beifällig, und aus der Gemeinde kam kein Widerspruch mehr.

Zwei Wochen später wurde Daniel getauft.

Glossar

Jakob Ammann: Mennonitenprediger und Gründervater der Amischen. (1644–1730)

Ammannleit/Ammannische/Heftler: alte Bezeichnung für die Amisch.

Ausbund: Das älteste Gesangbuch der Täuferbewegung. Die ersten Lieder wurden 1535 verfasst.

Bann/Meidung (Shunning): Wer gegen die Regeln der Gemeinde (der Ordnung) verstößt, wird »gemieden«. Die »Meidung« (Shunning) bedeutet nicht das Ende jeglicher sozialer Interaktion, aber es beinhaltet Rituale, die den Abtrünnigen an seine Sünde erinnern und versuchen, ihn zurück in die Gemeinschaft zu bringen. Wer gemieden wird, darf nicht mehr mit anderen Amisch an einem Tisch essen, keine Geschäfte mit ihnen machen. Der Ehepartner muss das gemeinsame Schlafzimmer verlassen. Wenn derjenige seine Verfehlung einsieht, bekennt und bereut, wird der Bann aufgehoben.

Engländer/Englischer: Bezeichnung der Amischen in den USA für alle Nicht-Amischen, weil sie Englisch sprechen, während die Amisch Pennsylvania Dutch sprechen.

Gemeeh: Gottesdienst der Amisch, findet alle zwei Wochen auf einem der Höfe statt.

Knöpfler: Mennoniten (weil sie Knöpfe erlauben)

Märtyrerspiegel: Die Geschichte der christlichen Märtyrer von den ersten Aposteln bis ins Jahr 1660. Der Märtyrerspiegel erschien 1660 in niederländischer Sprache und wurde 1748 in Ephrata/Pennsylvania zum ersten Mal in die deutsche Sprache übersetzt.

Ordnung: Ungeschriebenes Regelwerk, das den Alltag der Amisch bestimmt.

Pennsylvania Dutch: Bezeichnung für Sprache der Amisch in den USA. Ein Dialekt, ähnlich dem Vorderpfälzischen.

Redemptioner-System: Eine Form der Schuldknechtschaft. Auswanderer, die ihre Überfahrt nicht bezahlen konnten, verpflichteten sich, nach der Ankunft in Amerika mehrere Jahre ohne Bezahlung für einen Dienstherrn zu arbeiten. Im Gegenzug bezahlte dieser dem Kapitän das

Geld für die Überfahrt.

Singen (Singing): Treffen der jungen Leute im heiratsfähigen Alter am Abend nach der Gemeeh. Dabei wird gesungen und geredet – und geflirtet.

Täufer: Bezeichnung für Glaubensgemeinschaften, die Kindstaufe ablehnen. Jeder Erwachsene sollte sich bewusst für die Taufe entscheiden und damit sein Leben in den Dienst der Gemeinde stellen.

Wiedertäufer: Alte, abwertende Bezeichnung für Täufer.

Nachwort und Danksagung

1985 sah ich den Film »Der einzige Zeuge« mit Harrison Ford, der als Ermittler in einer Mordsache bei den Amisch untertaucht. Vor ein paar Jahren schaute ich ihn wieder einmal und sagte zu meinem Mann, dass die Amisch ein Thema wären, über das ich gerne schreiben würde, aber dafür wohl keinen Verlag finden würde. Wer interessiert sich schon für solche Sonderlinge?

Ich hatte mich getäuscht, der Aufbau Verlag fand das Thema ebenfalls interessant, und so kam es zu der Amisch-Saga.

Viele sehen die Amisch als etwas »seltsame Vögel«, die heute noch so leben wie vor dreihundert Jahren, Elektrizität und Autos ablehnen und Kleidung ohne Knöpfe tragen. Das Bild, das sich bei meinen Recherchen ergeben hat, ist vielschichtiger.

Vieles von dem, was man heute als typisch Amisch ansieht, entwickelte sich erst ab 1860 bis 1890, als sich die »Old Order Amish« bildeten. Davor waren die Amisch liberaler. Ich habe zum Beispiel Fotos von 1850 und früher gefunden, auf denen Frauen keine Haube trugen. Bis 1809 durften Spangen im Haar getragen werden, und erst ab 1865 waren gemusterte (gestreifte oder geblünte) Kleider verboten.

Ihr Name entwickelte sich aus dem Nachnamen von Jakob Ammann, einem Schweizer Mennonitenprediger. Er setzte sich stark für die wörtliche Auslegung der Bibel ein. 1693 spalteten er und seine Anhänger sich von der Täuferbewegung der Mennoniten ab und gründeten eine eigene Gemeinschaft der Amischen. Damals nannte man sie noch Ammannische, Ammannleit oder Heftler.

Während die ersten Täufer im 18. Jahrhundert vor Verfolgung und religiöser Unterdrückung nach Amerika flohen, war bei der zweiten Welle 1816/17 Not der Grund. Nachdem es in den Jahren vorher schon zu kalt und zu regnerisch gewesen war, folgte 1816 das »Jahr ohne Sommer«. Eine Kältewelle brach über große Teile Europas und Nordamerikas herein. Dauerregen verwandelte Wiesen und Felder in Schlammwüsten und ließ Bäche und Flüsse über die Ufer treten. Die Temperatur stieg monatelang kaum über den Gefrierpunkt. Hagelstürme

zogen über das Land, im Juli fiel Schnee. Damals wusste niemand, dass der Ausbruch des Tambora in Indonesien 1815 Ursache für das »Jahr ohne Sommer« war.

Auf die Missernten 1816 folgte die Hungersnot 1817 und führte zu einer Auswanderungswelle. Süddeutschland und die Schweiz waren besonders von der Katastrophe betroffen. In den Jahren 1817/18 emigrierten Scharen von Menschen aus Süddeutschland in die USA.

Zu meinem großen Bedauern fiel meine für 2020 geplante Recherchereise nach Pennsylvania mit einem Aufenthalt auf einer Amisch-Farm wegen Corona aus. Ich war zwar vorher schon öfter in den USA, aber es ist immer noch etwas anderes, mit den Menschen vor Ort zu reden.

Zum Glück stieß ich im Internet auf das Forum »Amisch.de« und dort auf sehr hilfsbereite Menschen, die mir viele Fragen beantwortet haben. Vielen Dank, ihr Lieben, ihr habt mir sehr geholfen.

Und wenn ich schon beim Dankesagen bin:

Mein Mann ist ein Schatz. Nicht nur, dass er seit Jahren mit mir dort Urlaub macht, wo ich zur Recherche hinwill, er steuert auch immer wieder gute Ideen bei, wenn ich bei der Planung der Geschichte nicht weiterkomme. In diesem Fall sollte Daniel der Sohn eines wohlhabenden Mannes sein, der aber kein vornehmer Bürger ist, sondern eher Handwerker. Mein Mann meinte dann: »Nimm doch einen Müller. Die waren wohlhabend, aber nicht besonders gut angesehen.« Die Idee gefiel mir, und so wurde mein Daniel ein Müllersohn.

Ins Mühlenrecht (von dem ich vorher noch nie was gehört hatte) hatte ich mich recht schnell eingelesen. ABER: Wenn eine Mühle im Roman vorkommt, muss man sich ja auch ein wenig mit dem Müllerhandwerk befassen. Ich hatte ja keine Ahnung, wie kompliziert der Aufbau einer Mühle ist. Alleine schon drei verschiedene Arten von Wasserrädern zum Antrieb. Oberschlächtig, mittelschlächtig, unterschlächtig. Und die Mechanik in der Mühle erst. Mein Respekt vor den Müllern in früheren Zeiten ist gewaltig. Von wegen: Oben Korn reinschütten, und unten kommt dann Mehl raus. Was die alles wissen und können mussten.

Deshalb bedanke ich mich auch noch ganz herzlich beim

Mühlenmuseum Tutting. Das Museum war geschlossen (Corona), doch als der zuständige Herr hörte, dass ich für einen historischen Roman recherchiere, schloss er für uns die Mühle auf, und wir durften uns so lange umsehen, wie wir wollten.

Vielmals bedanken möchte ich mich auch bei meinen Testleserinnen Ute Bareiss und Nicole Wellemin. Ihr wart spitze und habt mir des Öfteren aus den Tiefs herausgeholfen, in die ich ab und zu mal falle.

Danke auch an den Aufbau Verlag, der diese Geschichte möglich gemacht hat. Und natürlich auch an meine Lektorin Constanze Bichlmaier für den Feinschliff und ihre Anmerkungen. Der Text ist jetzt wirklich wunderbar »rund«.

Liebe »special agent« Anna Mechler, auch an dich vielen Dank für offene Ohren, Verständnis für Autoren-Wehwehchen und mittlerweile fünf Jahre wunderbare Zusammenarbeit.

Und zum Schluss: Vielen Dank an meine lieben Leser:innen, die mich zum Teil schon seit Jahren begleiten, sich von mir in andere Zeiten entführen lassen, mit meinen Figuren lachen oder leiden. Ich hoffe, ich konnte euch auch dieses Mal »mitnehmen«.

Impressum

ISBN 978-3-8412-2655-6

Aufbau Digital

veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, Juni 2021

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2021

Die Originalausgabe erschien 2021 bei Aufbau Taschenbuch, einer Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Covergestaltung

unter Verwendung von Motiven von © Magdalena Russocka / Arcangel,
www.buerosued.de

www.aufbau-verlage.de

Wer von diesem Roman begeistert ist, liest auch ...

Seemayer, Karin

Der Himmel über Amerika - Esthers Entscheidung



Pennsylvania, 1861: Rebekkas Sohn David hat die Mühle der Familie übernommen. Sie sind wohlhabend, doch der Sezessionskrieg spaltet das Land und bereitet ihnen Sorgen. Eines Tages findet Davids Tochter Esther einen verletzten Soldaten auf ihrem Land. Obwohl er ein Feind ist, kümmert sie sich um ihn, bis er wieder zu Kräften kommt. Die beiden verlieben sich ineinander, doch er muss zurück zu seiner Einheit. Er gerät in Gefangenschaft, seine Spur verliert sich – doch Esther setzt alles daran, ihn wiederzufinden.

Registrieren Sie sich jetzt unter:

<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Seemayer, Karin

Die Sehnsucht der Albatrosse



Zwischen uns das Meer.

San Francisco, 1904: Sarah ist ein gefeierter Opernstar, doch als sie ihre Stimme verliert, scheint ihre Karriere beendet. Um wieder zu sich zu finden, beschließt sie nach Hawaii zu reisen. Während eines Sturms passiert das Unvorstellbare: Ihr Schiff sinkt. In letzter Sekunde gelingt Sarah die Rettung, sie wird von einem Segelschiff aufgenommen, das auf dem Weg ins Eismeer ist, um dort Robben zu jagen. Plötzlich muss sich Sarah in der rauen Männerwelt, die auf dem Schiff herrscht, behaupten. Doch als sie glaubt, ihre Rolle gefunden zu haben, stößt sie auf ein Geheimnis aus der Vergangenheit ...

Eine Frau, die nur für die Musik lebt. Ein Mann, der ohne das Meer nicht leben kann. Und eine Reise, auf der beide an ihre Grenzen kommen.

Registrieren Sie sich jetzt unter:

<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Seemayer, Karin

Die Tochter der Toskana & Das Gutshaus in der Toskana



Die ersten zwei Bände der großen Toskana Saga erstmals in einem E-Book!

Die Tochter der Toskana.

Toskana, 1832: Antonellas Traum ist es, zu kochen und Wein anzubauen, doch sie soll den reichen Sohn des Müllers heiraten. Voller Verzweiflung bricht sie aus der Enge ihres kleinen Dorfes in den Apuanischen Alpen aus und flieht nach Genua. Die Reise ist gefährlich, denn Italien gleicht einem Pulverfass. Überall regt sich erbitterter Widerstand gegen die Herrschaft der Habsburger. Daher ist Antonella froh, als sie Marco trifft, der ihr Geleit anbietet. Was aber verheimlicht er ihr? Und wieso fühlt sie sich trotzdem so zu ihm hingezogen? Als sein Geheimnis offenbart wird, muss sie allen Mut aufbringen, um sein Leben zu retten.

Das Gutshaus in der Toskana.

Toskana, 1833: Auf dem Weingut in der Toskana scheinen Marco und Antonella am Ziel ihrer Träume angekommen: Marco kann nun endlich seiner Berufung nachgehen, Antonella freundet sich schnell mit Tiziana, der Besitzerin der benachbarten Osteria an, und ist froh, bei ihr als Köchin und Bäckerin arbeiten zu können. Außerdem erwarten die beiden ihr erstes Kind. Doch dann taucht ihr ehemaliger Verlobter auf und droht, ihr Glück zu zerstören.

Registrieren Sie sich jetzt unter:

<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

[Datenschutzhinweis](#)